



# Franz Christoph Ich bin (k)ein Felix

verlag am park

Franz Christoph hat nicht viele schriftliche Zeugnisse hinterlassen. Diese jedoch hatten Gewicht. Sie waren zeitgeschichtliche Dokumente, weil sie sich kritisch mit der Gesellschaft auseinandersetzten. Die Titel waren meist Programm. Ein Buch, 1983 erschienen, hieß beispielsweise: »Krüppelschläge – Gegen die Gewalt der Menschlichkeit«. In seinem Nachlaß fand sich das vorliegende Romanfragment, das stark autobiographische Züge trägt. Freunde haben die postume Veröffentlichung dieser wohl umfangreichsten Prosaarbeit von Franz Christoph ermöglicht. Nicht nur, um an ihn als Autor zu erinnern. Sondern auch, um zu zeigen: Sein Thema wird von anderen fortgeführt, die Aufgabe ist mit seinem frühen Tod nicht beendet. Herausgeber Christian Mürner in seinem Nachwort: »Die Erzählung spielt laut Geburtsdatum seines Helden im 21. Jahrhundert, aber sein Thema ist eigentlich nicht Science fiction, sondern alltägliche Diskriminierung. Wichtige Motive sind die Lüge, die Angst, die Aggressivität, der Stolz und das Nichternstnehmen einer Person oder Sache. Die moralische Dimension des Romans ist aktuell, denkt man an die Diskussion über das Klonen oder das Klonverbot von Menschen.«





**Franz Christoph: Ich bin (k)ein Felix**



# **Franz Christoph Ich bin (k)ein Felix**

**Roman. Herausgegeben von  
Christian Mürner**

**verlag am park**

**Alle Personen sind frei erfunden,  
Ähnlichkeiten rein zufällig**

© verlag am park, Berlin, 1998

Nachdrucke sowie Verwertung in Film, Funk und Fernsehen  
und auf jede Art von Bild-, Wort- und Tonträgern sind honorar- und  
genehmigungspflichtig. Alle Rechte vorbehalten.

Gestaltung: Robert Schumann, Satz: edition ost Verlag & Agentur

Titelfoto: Gesche-M. Cordes, 1984; Foto: Trialon, 1994

Druck: Druckerei zu Altenburg GmbH

Informationen im Internet: [www.edition-ost.de/vap.html](http://www.edition-ost.de/vap.html)

Die deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Christoph, Franz: Ich bin (k)ein Felix : autobiografischer Roman /

Franz Christoph. – Berlin : verlag am park, 1998; ISBN 3-932180-71-2



**Dass Felix geboren** oder zum Leben gezwungen wurde, wie andere es scheinbar mitfühlend behaupteten, verdankte er der schon acht Jahre anhaltenden Kinderlosigkeit seiner späteren Eltern. Diese hießen Fischer und lebten in Arnschwang, einem kleinen Dorf im Bayerischen Wald.

Gerade in diesen Teilen Bayerns galt zur damaligen Zeit Kinderlosigkeit als Schande. Doch nicht nur dort waren solche Ehepaare Vorurteilen ausgeliefert. Sogar aufgeschlossene Bevölkerungsgruppen beschimpften Ehepaare hinter vorgehaltener Hand als Rentenschmarotzer, die in absehbarer Zeit ihre Einheitsrente beziehen würden, ohne Beitragszahler gezeugt zu haben. Das Klima gegenüber kinderlosen Ehen schürte auch, in Anspielung auf den Jahrzehnte lang andauernden Bevölkerungsschwund, ein Aktionskomitee mit dem Namen »Rettet die Deutschen«.

Die Fischers waren, wie der größte Teil ihrer Verwandtschaft, Angehörige des Katholizismus, einer durch immer stärker werdende Heidenkulte inzwischen zur Sekte verkommenen und meist nur noch in Bayern anzutreffenden Religionsgemeinschaft. Für die Verwandten galt Kinderlosigkeit als Strafe Gottes, eine logische Folge des vorehelichen Geschlechtsverkehrs.

Daß etwas für ihren gewünschten Nachwuchs unternommen werden mußte, war Karl und Fanny, so hießen die Fischers mit Vornamen, schon lange klar.

Weil sie trotz aller Mißerfolge an ihre Fruchtbarkeit glaubten, machten sie sich auf den Weg zur Familienberatungsstelle, um sich eventuell einige Tips abzuholen.

Für die Germanen sei der Vollmond ein Symbol der Fruchtbarkeit gewesen, wurde ihnen dort mitgeteilt. »Daraus«, fuhr die beratende Völkerkundlerin fort, »läßt sich schließen, daß der Vollmond sehr gut für den Geschlechtsverkehr geeignet ist.«

Obwohl die Fischers nun mondfixiert koitierten, wollte sich der erhoffte Nachwuchs nicht einstellen.

Resignierend stellte Karl fest: »Bald mein ich, die Geschichtserklärer bringen noch weniger als die früheren Psychologen.«

»Aber Karl, es gibt ja viele andere Möglichkeiten«, versuchte ihn Fanny aufzubauen, was dazu führte, daß sich seine Resignation in Erregung verwandelte.

»Meinst du etwa, daß ich es zulasse, wenn du's mit einem anderen treibst?« schrie er sie erbost an. Worauf Fanny beschwichtigend mit den Worten reagierte: »So war's nicht gemeint.« Sie wußte um die Verletzlichkeit ihres Mannes bei diesem Thema.

Karl dachte noch lange an dieses Gespräch. Eines Tages überraschte er seine Fanny mit einer Broschüre des Ethik-Ministeriums. Darin stand etwas von Vorschriften, welche helfen sollten, den Mißbrauch bei der alternativen Zeugung von Menschen zu verhindern.

Der Broschüre war ein Massenbrief des zuständigen Ministers mit folgendem Wortlaut beigelegt:

*Liebe Mitbürger!*

*Leider lassen sich noch zu viele Ehepaare, wenn es um Fragen wie künstlich gezeugte Kinder, Samenübertragung, Leihmutterschaft sowie Retortenkind geht, von der Unaufgeklärtheit der Naturhygieniker des 20. Jahrhunderts leiten. Wiederholt hat das Bundesministerium für Ethik, Moral und Forschung in seinen Aufklärungsschriften darauf hingewiesen, daß die nicht auf dem traditionellen Weg gezeugten Kinder auch Menschen sind, die trotzdem ihren Beitrag zum Fortbestand des deutschen Volkes leisten können.*

*Bitte bedenken Sie bei einer eventuell anstehenden Entscheidung: Über ein halbes Jahrhundert haben die für Volksgesundheit zuständigen staatlichen Stellen einen zähen Kampf gegen Behinderungen geführt. Letztlich erfolgreich. Behinderungen gelten, Unfälle nicht eingeschlossen, als besiegt. Die Risikoquote beträgt bei einer natürlich verlaufenden Schwangerschaft 0,02%. Bei einer Entscheidung für das leider noch umstrittene Retortenkind sind Mißbildungen ausgeschlossen. In der Hoffnung, daß diese kleine Schrift Ihnen bei einer möglichen Entscheidung sachliche Hilfestellung leistet, schließe ich mit den besten Grüßen*

*Ihr Bundesminister für Ethik, Moral und Forschung.  
gez. Friesenhuber.*

Nachdem Fanny den Begleitbrief aufmerksam gelesen hatte, entwickelte sich zwischen dem Ehepaar folgender Dialog: »Meinst, wir sollten uns da mal genauer informieren?« fragte Fanny.

»Schaden kann's nicht, ob wir's dann machen, können wir uns immer noch überlegen«, antwortete Karl.

»Stimmt, aber was denkst du?«

»Was meinst?«

»Ja, an irgendeine Technik mußt du gedacht haben!«

»Nur an solche Techniken, die nicht in Frage kommen.«

»Und das wär?«

»Das halt mit«, Karl sprach nur zögernd weiter, »mit der natürlichen Samenübertragung und Leihmutterschaft.«

»Zwecks der Moral meinst, gell?« fragte Fanny nach.

»Nicht nur deshalb«, er blätterte im Heft, während er sprach, »auf Seite vier steht, daß hier das Krüppelrisiko am höchsten ist, fast drei Zehntel Promille. Noch dazu kann man da nie sicher sein, was für einen Lebenswandel bisher die Leihmutter geführt hat ...«

»Wieso Leihmutter? Bisher hat's niemand rausbekommen, an wem es von uns beiden liegt«, unterbrach ihn Fanny.

»Ich weiß das schon«, sagte er und lächelte vorwurfsvoll.

»Aber Karl, fang doch bitte nicht wieder damit an«, bat sie ihn eindringlich.

»Ist ja egal, auf jeden Fall einen Lumpen will ich nicht, dann lieber überhaupt kein Kind. Auch mein ich, könnten wir Leihmutterschaft und Samenübertragung nicht mit unserem Glauben in Einklang bringen«, lenkte er ein.

Mit den Worten »Recht hast« beendete Fanny das Gespräch. Noch am selben Tag setzte sich Karl an seinen alten Schreibcomputer und wandte sich an die sich zu siebzig Prozent in staatlicher Hand befindende Gesellschaft »Kinderglück«. In seinem Schreiben bat er um die Zusendung von weiterem Informationsmaterial über Retortenkinder.

Zwei Wochen waren vergangen. Die Fischers beschäftigten sich gerade mit der Planung ihres Jahresurlaubs, als der Postbote einen dicken Brief brachte. Absender war ein gewisser Verein zur »Erforschung des Weltalls«. Beim Öffnen der Post dachte Fanny, die wollen sicherlich wieder Spenden, und staunte nicht schlecht, darin einen Brief von der Firma Kinderglück vorzufinden, den sie aufgeregt und voller Erwartung las. Darin stand:

## *Liebe Interessenten!*

*Bitte entschuldigen Sie den etwas verwirrenden Absender, den wir zur Wahrung Ihrer Intimsphäre benutzten. Sicher brauchen Sie sich wegen Ihrer Aufgeschlossenheit weder zu schämen noch zu verstecken. Leider haben unsere letzten Erfahrungen gezeigt, daß noch immer kinderlose Ehepaare der Intoleranz ihrer nächsten Umgebung ausgesetzt sind, besonders dann, wenn sie ihr Interesse an alternativen Zeugungsmethoden bekunden.*

*Klar, es gibt ein Briefgeheimnis. Zwar sind Plaudertaschen im öffentlichen Dienst selten, doch gänzlich auszuschließen sind sie auch hier nicht. Betrachten Sie deshalb unseren fingierten Absender als Beweis für unsere Diskretion.*

*Mit freundlichen Grüßen Ihr gez. Heiner Wurf.*

Dem Brief lagen ein Katalog mit etlichen Kinderfotos bei sowie eine Zahlentabelle über eventuell anstehende Kosten. Von der Lohnsteuer seien solche Kinder absetzbar, hieß es da. Doch davon verstand Fanny nicht viel, dies war Männersache. Also wollte sie auf ihren Karl warten. Wenn der heute Abend von seinem Dienst nach Hause kommt, dachte sie, dann soll er mir alles genau erklären. Was sie am meisten interessierte, waren die Fotos. Vor allem von den Kindern, die mit Kunstsamen gezeugt und im künstlichen Schwangerschaftsbecken gezogen wurden. Das hätte ich nie geglaubt, die sehen wirklich aus wie echte, ging es ihr immer wieder durch den Kopf. Kaum kam Karl von seinem Dienst als Polizeibeamter nach Hause, überfiel sie ihn gleich mit den Worten: »Stell dir mal vor ...« Dieser wehrte sie anfangs mit der Bemerkung ab: »Der Dienst war heute äußerst hart.« Als er jedoch begriff, was Fanny ihm mitzuteilen versuchte, reagierte er hektisch: »Gib mir doch schon den Brief.« Beim Durchlesen wirkte sein Gesichtsausdruck sehr zufrieden.

»Es sieht so aus, als ob es sich hier um korrekte Leute handelt«, war sein erster Kommentar und er fügte hinzu: »Auch das mit dem falschen Absender find ich gescheit und weitsichtig.«

Voller Erwartung fragte ihn seine Frau: »Wollen wir's machen?«

Worauf er antwortete: »Eigentlich bleibt uns gar nichts anderes übrig, und schief anschauen will ich mich nicht immer lassen, weil wir noch kein Kind haben.«

»Ich auch nicht«, meinte Fanny. »Aber können wir uns das finanziell überhaupt leisten?« fragte sie weiter.

»Die Anschaffung ist an sich nicht billig«, erklärte ihr Karl, »aber später kriegen wir alles wieder raus. Vieles kann ich von der Steuer absetzen, und Beihilfe als Beamter kann ich auch beantragen.«

»Aber Karl«, entgegnete Fanny leicht entsetzt.

»Wieso nicht, warum sollen wir nicht alle finanziellen Möglichkeiten ausnutzen«, verteidigte er sich. Worauf ihn Fanny auf die Gefahr hinwies, daß es dann vielleicht nicht mehr geheimzuhalten sei, daß ihr Kind ein gezinktes sein würde. Karl schätzte dies zwar nicht als gefährlich ein, doch dachte er, sicher ist sicher, und wenn wir schon ein Kind haben wollen, soll uns das finanziell auch etwas wert sein.

Skeptisch erwiderte Fanny: »Ja Karl, ich weiß nicht recht, wenn die Kinder älter sind, ob sie dann wirklich so richtig natürlich werden, wie sie im Katalog abgebildet sind?« Karl, der die Broschüre genauer durchgelesen hatte, zerstreute Fannys Bedenken, indem er auf die Möglichkeit hinwies, einen der Gesellschaft Kinderglück angegliederten Adoptionskindergarten zu besichtigen. Dort sollen Kinder leben, die zwar bestellt, aber nicht abgeholt wurden.

An einem freien Wochenende fuhren die Fischers zur Firma Kinderglück, um sich vor Ort genauer zu informieren. Ihr Hauptinteresse galt dem Kindergarten. Voller Stolz stellte ihnen der Geschäftsführer Heiner Wurf seine glücklichen Kinder vor. Er holte dabei zwei aus einer spielenden Gruppe und sprach zu diesen: »Anita und Helmut, das hier sind Herr und Frau Fischer, ihr singt ja so gerne, wollt ihr unseren Gästen nicht ein Lied vorsingen?« Artig nickend begannen beide zu singen: »Schön ist es auf der Welt zu sein.« Mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck hörten Fanny und Karl dem fröhlichen Gesang dieser Kinder zu.

Am liebsten würde ich die zwei gleich mitnehmen, aber in Arnschwang könnten wir sie schlecht als unsere eigenen verkaufen, dafür sind die schon zu groß, dachte sich Fanny und war traurig. Ihr fiel plötzlich ein, gelesen zu haben, daß solche Kinder im Gegensatz zu Frischlingen in der Anschaffung spottbillig seien. Aber es wurde ihr sehr schnell klar, es habe keinen Sinn, sich darüber Gedanken zu machen, in der Heimat würden sie mit großen Kindern nur schräg angesehen. Nachdem Anita und Helmut ihr Lied zu Ende gesungen hatten und zu den anderen Kindern zurückliefen, wandte sich Herr Wurf betont freundlich den Fischers zu.

»Ich will Sie beide jetzt allein lassen, daß Sie Zeit haben, in Ruhe alles zu überdenken.« Mit den Worten »Wir treffen uns dann im Büro« verabschiedete er sich vorübergehend von Karl und Fanny. Als Wurf gegangen war, äußerte Fanny zum letzten Mal Zweifel. Ihr waren zwei raufende Jungen aufgefallen. Ob das normal sei, fragte sie Karl. Schmunzelnd gestand ihr dieser, daß er als Junge auch mal gerauft habe, wobei er hinzufügte: »Und ich bin ja wirklich echt.«

Die Entscheidung von Karl und Fanny war somit gefallen. Beide gingen sie in Wurfs Büro, um dort Detailfragen zu klären. Zwischen acht Grundmodellen (wie Haarfarbe, Größe, muskulös oder schlaksig) mußten sie sich entscheiden. »Die Wissenschaft«, so Wurf, »sei zwar schon weiter, könne den künftigen Menschen viel konkreter vorausformen und charakterlich prägen.« Mit einem Ausdruck des Bedauerns fügte er hinzu: »Leider hat die traditionelle Politik der Wissenschaft noch einen Riegel vorgeschoben.« Optimistisch in die Zukunft schauend, schloß er mit der Bemerkung: »Sicher werden diese Leute unser Verantwortungsgefühl einmal stärker zu schätzen wissen.«

Felix' Eltern brauchten nicht lange zu überlegen. Sie entschieden sich für das Modell »Boris«, einen großen blonden, blauäugigen Jungen. Jetzt mußten mit Herrn Wurf die letzten Kleinigkeiten besprochen werden. Da das Kind in der Heimatgemeinde als eigenes gelten sollte, bestanden die Fischers auf Selbstabholung. Herr Wurf erklärte ihnen, daß in drei Monaten der Samen im Retortenbecken angesetzt würde. Weil die Schwangerschaft bei einem solchen Verfahren nur sechs Monate dauere, könne Fanny sicher sein, in neun Monaten stolze Mutter eines gesunden Kindes zu sein. Mit dem guten Gefühl, wieder einem kinderlosen Ehepaar geholfen zu haben, verabschiedete Herr Wurf die Fischers mit den Worten: »Ich darf Ihnen jetzt schon zu der Geburt Ihres Sohnes gratulieren.«

Bevor die Fischers die Heimreise antraten, kauften sie in dem der Firma Kinderglück angegliederten Mutter- und Kind-Laden die ersten Babysachen und zwei aufblasbare Schwangerschaftskissen, die zur Vortäuschung einer Schwangerschaft unentbehrlich waren.

Einige Wochen später übermannte Karl der Drang, das freudige Ereignis seinem Stammtisch mitzuteilen. Für die Biertischkollegen war seine Vaterschaft willkommener Anlaß zu einem feucht-fröhlichen Besäufnis. Als ein Stammtischkollege zu Karl meinte: »Manchmal habe ich schon etwas an dir gezwei-

felt, aber eigentlich habe ich immer gewußt, daß du ein richtiger Mann bist«, wurde es diesem zwar mulmig, doch schließlich war er zufrieden, sich seinen Platz innerhalb dieser Erbspritzergemeinschaft erschwandelt zu haben.

Ansonsten machte Fannys Schwangerschaft sichtbare Fortschritte. Das ganze Dorf freute sich mit ihr. Zwar fanden es einige übertrieben, daß sie nicht die Humangenetische Beratungsstelle in Arnschwang aufsuchte, sondern alle zwei Monate zu einem angeblichen Spezialisten nach München fuhr. Da es aber ihr erstes Kind war, auf das sie so lange warten mußte, zeigten die meisten durchaus Verständnis für ihr übervorsichtiges Verhalten. Fanny selbst ging das Versteckspiel auf die Nerven. Eines Tages, als ihr Schwager zu Besuch kam, hätte sie beinahe vergessen, sich rechtzeitig ihr Schwangerschaftskissen um den Bauch zu binden.

In Gedanken waren Fanny und Karl seit Wochen hauptsächlich nur noch bei ihrem zukünftigen Sohn. Einen Namen hatten sie auch schon, Felix sollte er heißen. Nur einmal wurden sie aus ihrer Gedankenwelt gerissen.

Karls Vater wurde wegen Betrugs gesucht. Er schloß mit der vom Rentenversicherungsamt bezuschußten Stiftung »Sonniges Sterben« einen Vertrag und brach anschließend die ausgehandelten Bedingungen. Zwar hatte er den ihm zustehenden Abschiedsurlaub auf den Malediven in Anspruch genommen, der lebensbeendenden Spritze in einer humanen Sterbeklinik entzog er sich jedoch durch Untertauchen. Durch dieses Verhalten sorgte er in den Medien für Negativschlagzeilen. Denn Sterben mußte jeder, und die gesetzlich festgelegte Lebenserwartungsgrenze lag eben bei siebzig Jahren und wurde vom überwiegenden Teil der Bevölkerung akzeptiert. Nur aktive Politiker waren von der Regelung ausgeschlossen. Ihr Verantwortungsgefühl zwang sie zum Weiterleben.

Karl Fischer tat sich schwer, sich mit dem Gedanken, daß sein Vater ein Gesetzesbrecher sei, vertraut zu machen. Immer wieder dachte er: Sein ganzes Leben lang hat er korrekt gelebt, warum konnte er nicht in Anstand sterben und mußte mich so blamieren? Karl hatte Angst, daß gerade er als Polizeibeamter Spott wegen seines kriminellen Vaters ertragen mußte. Die Angst war jedoch unbegründet. Zwar fehlte von seinem Vater jede Spur, doch hatte es sich bis Arnschwang herumgesprochen, daß es nicht immer möglich ist, sich seine Eltern auszusuchen. Die Dorfbewohner brachten deshalb für die Fischers viel Verständnis auf und bedauerten vor allem Fanny. Daß ihr Schwiegervater ihr in dem Zustand so viel Kummer bereiten mußte, empfanden sie als eine zum Himmel schreiende Gemeinheit.

So konnten sich Fanny und Karl ganz den letzten Geburtsvorbereitungen widmen. In zehn Tagen sollte das Kind offizieller Erdenbürger sein. Damit nichts schief gehen konnte, wollte Fanny ein paar Tage früher in der Klinik sein. Nachbarn und Verwandte belächelten sie wohlwollend wegen ihrer Ängstlichkeit. Schwierigkeiten hatte sie nur wegen ihrer Schwester, die Funktionärin der NDEP, der Natürlichen Deutschen Erneuerungspartei, war. Diese wollte ihr unbedingt eine Hausgeburt einreden. Schließlich akzeptierte sie, da es Fannys Kind und nicht das ihre war. Fanny fuhr, weil ihr Mann Dienst hatte, mit der Schwebebahn nach München. Ein Nachbar brachte sie zum Bahnhof. Als sie allein im Abteil saß, entledigte sie sich ihres Schwangerschaftskissens und war froh, es nie mehr tragen zu müssen. Sie freute sich auf die paar Tage Urlaub.

Karl führte derweil das Leben eines Strohwitwers. Seine Amigos wunderten sich über seine Gelassenheit. Er schien überhaupt nicht aufgeregt zu sein.

Am Tag der Niederkunft spielte er für den Stammtisch dann doch ein wenig den nervösen werdenden Vater.

Zweimal telefonierte er angeblich mit der Klinik. Beim zweiten Gespräch konnte er dem Stammtisch mitteilen: »Es ist alles in Ordnung, das Kind ist gesund und ein Junge!«

»Weil's ein Junge ist, mußt du eine doppelte Runde ausgeben!« meinte der geschäftstüchtige Wirt, was Karl einsah.

Zwei Tage später holte Karl seine Fanny mit seinem Wagen ab und fuhr mit ihr zur Firma Kinderglück. Auf der Abteilung Frischlinge nahmen sie ihren Sohn in Empfang. Eine Frau in weißer Klinikkleidung brachte Felix. Nachdem sie sich von den Fischers den Empfang bestätigen ließ, meinte sie freundlich routiniert: »So, nun will ich Sie mit Ihrem Glück gleich wieder allein lassen«, und verschwand.

Neugierig beguckten Fanny und Karl ihren Sohn, der es sich gerade in seinem Körbchen bequem machte.

»Nett und gesund sieht er aus«, sagte Felix' Mutter.

»Ja Fanny«, erwiderte der Vater und drängte auf die Heimreise.



**Am ersten Tag** konnten sie sich vor den vielen Besuchen kaum retten. Besonders die neugierige Verwandtschaft fühlte sich zur Beurteilung des Neugeborenen verpflichtet. Ihrer Meinung nach war ganz eindeutig zu erkennen, daß er ein echter Fischer sei. Auch Felix' Mutter bekam Extra-Lob. »Die Fanny war immer ein robustes Weib, man sieht ihr die Schwangerschaft gar nicht an«, meinte ein entfernter Verwandter. Wann denn die Taufe sei, wollte der als Taufpate vorgesehene Schwager wissen. »Ich weiß noch nicht«, antwortete Bruder Karl und erklärte, daß er sich morgen beim Dorfpriester um einen Termin kümmern würde.

Am nächsten Tag machte sich Karl auf den Weg zum Pfarramt. Anfangs lief alles wie erwartet. Der Priester gratulierte ihm zum Nachwuchs. Doch nachdem sie sich auf den nächsten Sonntag als Tauftermin geeinigt hatten, wollte der Geistliche, Herr Süß, eine Natürlichkeitsbescheinigung von Felix haben. Zunächst versuchte sich Karl rauszureden und behauptete, er hätte so einen Ausweis gar nicht bekommen, was der Priester auch glaubte. »Typisch«, meinte er zu Karl, »meistens vergessen die Krankenhäuser, den Eltern eine Bestätigung auszustellen, doch«, fuhr er fort, »wenn Sie dem Krankenhaus mitteilen, daß Sie Angehöriger einer christlichen Gemeinschaft sind, dürften Sie ohne weitere Probleme eine solche Bescheinigung zugeschickt bekommen.« Erst dann, betonte der Geistliche, könne die Taufe vollzogen werden. Vergeblich versuchte Karl den Würdenträger umzustimmen, indem er an diesen appellierte: »Aber Herr Pfarrer, geht es nicht auch ohne, sonst müßte ich wegen diesem Papier wieder extra nach München fahren?« Mit der Bemerkung: »Aber Herr Fischer, ein Telebildgespräch nach München kostet wirklich nicht die Welt«, nahm ihm der Geistliche den Wind aus den Segeln.

Karl gestand nun ziemlich kleinlaut Felix' tatsächliche Herkunft, wodurch er einen Wutausbruch des Diener Gottes provozierte. »Ob er nicht die Hirtenbriefe lese«, ereiferte der sich. Darin steht ganz deutlich, daß der weise Mann in Rom gegen die künstliche Zeugung von Menschen ist. »Auch

ich«, konnte er sich kaum beruhigen, »sehe in den Alternativmenschen einen Verstoß gegen die Schöpfung.« Als sich der Priester abregiert hatte, verabschiedete er Karl mit den Worten: »Herr Fischer, Sie können sich auf meine Verschwiegenheit verlassen, aber nicht erwarten, daß ich einer Beleidigung des Herrn, unserem Gott, meinen Segen erteile.«

Als Karl vom Pfarramt nach Hause kam, hörte er vor der Wohnungstür Felix laut schreien. Dieses Schreien, auf das er gestern so stolz war, veranlaßte ihn, in eine Kneipe zu flüchten.

Es war schon Abend als er an diesem Tag nach Hause kam. Auf Fannys Vorhaltungen reagierte er ziemlich gereizt mit der Bemerkung: »Ich werde wohl mal allein nachdenken dürfen.« Danach berichtete er von dem Gespräch mit dem Priester. »Und was machen wir nun?« fragte Fanny resigniert. »Ich weiß nicht, einen Buben wollte ich, und jetzt haben wir einen Heiden.«

Beide überlegten die ganze Nacht hin und her, ohne zu einem brauchbaren Ergebnis zu kommen. Eine Abtreibung war nicht möglich, da erst zur Diskussion stand, die Abtreibungsfrist im Rahmen des Selbstbestimmungsrechts der Frau auf ein Jahr nach der Geburt zu erweitern. Zudem war unklar, ob bei einer solchen Regelung die Retortensäuglinge dem natürlichen nachgeburtlichen Fötus gleichgestellt würden. Denn das Hauptargument der Frauenbewegung »Der Bauch gehört der Frau« war hier wirklich fehl am Platz.

Nur eines war Felix' Eltern klar: die Verwandtschaft sollte nichts mitbekommen. Am nächsten Tag erklärte Karl seinem Bruder: »Das mit der Taufe klappt nicht.« Der Geistliche, so log er, hätte ihn überzeugt, daß es besser sei, das Kind erst zu taufen, wenn es sich selbst für Gott entscheiden könne.

Doch auch hier erlebten die Fischers eine bittere Enttäuschung. Karls Bruder verlangte vom Priester Rechenschaft, wollte von diesem wissen, wieso er sich weigerte, die Taufe vorzunehmen. Zu seiner Überraschung klärte ihn der Priester über die echten Beweggründe auf.

Kaum hatte er das Pfarramt verlassen, suchte er seinen Bruder Karl auf. »Du wolltest mir als Taufpaten ein falsches Kind unterjubeln«, meinte er vorwurfsvoll, worauf sich Karl kleinlaut für sein Verhalten bei ihm entschuldigte. Traurig nahmen die Fischers durch diesen Vorfall zur Kenntnis, daß, wenn es um die Würde des Herrn geht, die Konkursverwalter Gottes über eine lockere Zunge verfügten.

Als die peinliche Wahrheit über Felix im Dorf durchsickerte, waren die Fischers verachtenden Blicken der Nachbarschaft ausgesetzt, was sich aber im Lauf der Zeit legte. Nach einigen Wochen hatten sie den Eindruck, daß das Dorf ihnen ihren Fehltritt verziehen hatte.

Aus der Erkenntnis heraus, daß es Felix im Leben sehr schwer haben würde, stellten sich bei seinen Eltern erste Mitleidsregungen ein. Sie wollten ihn nicht im Stich lassen.

Einmal, Felix war bereits dreieinhalb Jahre alt, tröstete ihn seine Mutter: »Armer Felix, dich laß ich nie mehr allein. Wenn ich mal sterbe, nehme ich dich mit in den Himmel.« Sicher war ihr dabei klar, daß Felix' Weg nach Beendigung seines Lebens direkt in die Hölle führen würde.

Felix' Situation veränderte sich schlagartig, als seine Mutter schwanger wurde und diesmal sogar echt und natürlich. Zwar glaubte es zuerst im Dorf keiner, doch als das Kind in einer Hausegeburt das Licht der Welt erblickte und auch getauft wurde, waren sämtliche Zweifel beseitigt. Es war wieder ein Junge. Da er ein echter natürlicher Bub war, trug er den Namen seines Erzeugers und hieß Karl.

Von nun an wurde Felix' Verhalten mit dem seines jüngeren Bruders verglichen. Sehr schnell erkannten seine Eltern, daß Felix im Vergleich zu Karl junior kaum impulsiv handelte. Er wirkte eher nachdenklich und zurückhaltend. Um sich später keine Vorwürfe machen zu müssen, nicht alles für ihren Erstgeborenen getan zu haben, gingen sie zur Retortenberatungsstelle und schilderten einer jungen Retortenpädagogin Felix' Verhalten.

Diese erkannte bei Felix dasselbe Phänomen, das sie schon bei anderen Alternativkindern beobachten mußte: Eine Überfunktion der linken Gehirnhälfte. »Diese Gehirnhälfte«, erklärte die Pädagogin den Fischers, »bestimmt in der Regel die Sprache sowie das theoretische beziehungsweise das abstrakte Denken«. Gerade solche Fähigkeiten hatten zu dieser Zeit einen geringen Stellenwert. Impulsives Handeln galt als chic. Natürliches Verhalten war gefragt. »Die rechte Gehirnhälfte«, so wurden die Fischers aufgeklärt, »gilt als spontan, musikalisch und macht erst die Gestalt komplett«. Gerade diese Gehirnhälfte sollte bei ihrem Ältesten unterentwickelt sein. »Helfen«, das war der Tip der Pädagogin, »kann in einem solchen Fall nur eine Langzeitspontanietätskur in einem Ganzheitlichkeitscenter.«

Die Fischers beschlossen daraufhin, Felix für zwei Jahre in dem Pyramidendorf Dreieich unterzubringen. Das Dorf hatte Modellcharakter, vor allem was die ganzheitliche Schulung von Alternativmenschen betraf.

Dreieich lag idyllisch in einem Tal, umrahmt von mächtigen Ciba-Bäumen. Diese Bäume waren eine Produktion des Pharmaziekonzerns Ciba Geige. Der Konzern züchtete zwar in erster Linie nur Pflanzen, um daraus Medikamente zu gewinnen, durch Zufall erkannten die Gen-Biologen in den Laboren jedoch den ökologischen Nutzen ihrer Arbeit. Sie züchteten zum Beispiel geklonte Erdbeeren, die die Ernte verzehnfachten. Besonders mit südlichen Ländern führte Ciba interessante Handelsbeziehungen. Im Lauf der Jahre hatte jede zweite Südfrucht ihre Existenz dem Hause Ciba Geige zu verdanken. Als das Waldsterben seinen Höhepunkt erreichte, züchtete das Haus schnell wachsende, widerstandsfähige Bäume, die Ciba-Bäume, und leistete einen entscheidenden Beitrag zur Erhaltung des deutschen Waldes.

Das Pyramidendorf war früher, solange es noch Krebs gab, ein Kinderplanet und wurde von der ersten grünen Bundespräsidentin ins Leben gerufen.

Die Fischers lieferten Felix bei der Leiterin der Pyramide 5, einer gewissen Frau Perlinger, ab. Frau Perlinger war eine zirka vierzigjährige Frau, die sich gleich sehr fürsorglich um den Neuankömmling kümmerte. Felix nahm den Abschied von seinen Eltern mit einer für einen Vierjährigen nahezu unglaublichen Gelassenheit hin. Die fehlenden Tränen in seinem Gesicht führten seine Eltern auf die unterentwickelte rechte Gehirnhälfte zurück. Nachdem die Fischers Felix bei Frau Perlinger zurück gelassen hatten, besichtigten sie noch die Pyramide 11, wo sich ein Volksgesundheitsmuseum befand. Mit großem Interesse betrachteten sie die krebskranken Kindermumien. Anhand von Schautafeln konnten sie den Siegeszug über diese heimtückische Krankheit verfolgen. Neben dem Aidstrakt lag seitlich der Mißbildungsflügel. Als sie diese verkörperten Mahnmale der »Gott sei Dank« überwundenen Vergangenheit betrachteten, schlich sich in ihren Gesichtern für kurze Zeit Zufriedenheit ein. »Ach Karl, auch wenn Felix nicht echt ist, wenigstens ist bei ihm alles dran«, meinte Felix' Mutter nachdenklich.

In der Zwischenzeit wurde Felix von Frau Perlinger sein Schlafplatz zugewiesen. Frau Perlinger war eine begeisterte Anhängerin des Baumhoroskops. Sie war Fichte und stellte ihr sonstiges Leben ganz in die Dienste der Retortenkinder. Sie hatte Mitleid mit diesen und verfluchte die egoistischen Kinderwünsche vieler Eltern. Wenn es um das Wohl ihrer Schütz-

linge ging, gönnte sich Frau Perlinger keine Ruhe. In Anspielung auf eine frühere Friedensnobelpreisträgerin wurde sie in einer satirischen Zeitschrift als »Mutter Theresia der Retorten« gefeiert.

Felix fühlte sich sehr zu Frau Perlinger hingezogen. Er spürte sehr schnell, daß diese sich nicht schämte, sich mit ihm zu beschäftigen. Im Gegenteil, sie wirkte sogar glücklich dabei. Felix war so stark auf Frau Perlinger fixiert, daß er immer eifersüchtiger auf die anderen Kinder wurde. Seine Eifersucht steigerte sich dermaßen, daß er Frau Perlinger vorwarf, seinen Zimmerkollegen Ernst mehr zu mögen als ihn. »Mit Ernst«, meinte Felix, »hat sie ja auch schon im Bett gelegen.« Der Auslöser für Felix' Äußerung war Folge davon, daß Ernst, der in bezug auf das natürliche Verhalten erstaunliche Fortschritte machte, aus Spaß Frau Perlingers Schlüsselbund versteckte. Diese setzte sich daraufhin auf das Bett von Ernst und scherzte solange mit ihm, bis dieser die Schlüssel freiwillig herausrückte.

Bei einer Teamsitzung der Pyramide 5 wurde dieser Vorfall zum Anlaß genommen, Felix' Entwicklung genauer zu analysieren.

»Die Eifersucht«, sagte ein Pädagoge, welcher sich selbst als kritischer Retortentherapeut bezeichnete, »deutet auf eine positive Gefühlsentwicklung hin.« Obwohl Felix mit seinen viereinhalb Jahren noch nicht aufgeklärt war, galt das Hauptinteresse seiner Behauptung, Frau Perlinger sei mit Ernst ins Bett gestiegen. Da die rechte Gehirnhälfte als sexualitätsbezogen angesehen wurde, freute sich das ganze Team über seine positive Entwicklung. »Auch in der Lachtherapie macht er enorme Fortschritte«, wußte lächelnd die Lachtherapeutin zu berichten.

Das Ergebnis dieser Teamsitzung faßte der Gruppenleiter mit den Worten zusammen: »Felix ist für uns ein weiterer Beweis, wie sinnvoll unsere Arbeit ist.«

Felix selbst entwickelte sich im Verlauf der nächsten eineinhalb Jahre zu einer Art Musterretorte. Schnell spürte er, daß in der Pyramide eine Hierarchie nach dem Motto »Wer ist dem impulsiven Naturburschen am nächsten?« herrschte. Er lernte, sich durch Anpassung – etwa lautes Lachen und Schreien – Anerkennung zu verschaffen. Am Ende seines zweijährigen Spontaneitätstrainings hatte Felix noch einmal Glück. Er durfte mit einem älteren Ehepaar ein Wochenende am Bodensee verbringen. Die Hilfsgemeinschaft »Vergeßt sie nicht« lud die alternativen Kinder von Dreieich zu einer Schiffsfahrt auf dem schwäbischen Meer ein. Leider war

die Solidarität gegenüber gezüchteten Mitmenschen ziemlich gering, so daß nicht genügend Wochenendpaten zur Verfügung standen. Die Folge: Nicht jeder konnte mitfahren. Bei den Pyramidenkindern herrschte daher große Spannung. Die Auswahl wurde folgendermaßen getroffen: Felix und die anderen Kinder mußten sich der Reihe nach vor der Pyramide aufstellen. Ihre potentiellen Pateneltern fuhren dann im Auto an ihnen vorbei und suchten sich die ihrer Meinung nach natürlichsten Kinder aus, soweit bei solchen Geschöpfen überhaupt von natürlich gesprochen werden konnte. Felix gehörte zu den Glücklichen.

Als seine Eltern Felix wieder nach Hause holten, waren sie sehr gespannt, welche Fortschritte er gemacht hatte. Seine Betreuer von der Pyramide hatten in ihren Briefen an sie von seiner positiven Entwicklung geradezu geschwärmt. Sie selbst konnten sich in den letzten zwei Jahren kein eigenes Bild von ihm machen. Auf therapeutischen Rat hin und auch, weil Dreieich zu weit von Arnschwang entfernt war, mußten sie darauf verzichten, Felix einen Besuch abzustatten.

Kaum war Felix eine Woche zu Hause, bekam er die ersten Schwierigkeiten mit seinem jüngeren Bruder. Karl der Echte sah in seinem alternativen Bruder fälschlicherweise einen Konkurrenten und wollte diesem von Anfang an klarmachen, wer von den beiden bei den Eltern das Sagen hatte. So kam es zwischen den zwei Brüdern fast täglich zu Raufereien.

»Groß scheinen die Erfolge doch nicht gewesen zu sein«, beurteilte Karl senior Felix' zweijährige Ganzheitlichkeitskur skeptisch. Felix sehnte sich sehr nach Frau Perlinger zurück. Bei dieser hatte er das Gefühl, im Gegensatz zu hier, gemocht zu werden.

Als sein Großvater sich nach sechsjähriger Illegalität den Behörden gestellt hatte und sich in einer Sterbeklinik die lebensbeendende Spritze geben ließ, belauschte Felix seine Eltern im Wohnzimmer und hörte, wie seine Mutter fragte: »Karl, was meinst du, sollen wir Felix mit zur Beerdigung nehmen?«

»Aber Fanny, was denkst du überhaupt, was die Leute glauben, wenn der dabei ist?«

Immer wieder bemerkte Felix, daß sich seine Eltern wegen ihm schämten. Er wußte nur nicht, warum. Als seine Mutter einmal in guter Stimmung zu sein schien, fragte er sie: »Mama, schämst du dich, weil es mich gibt?« Worauf ihm seine Mutter antwortete: »Aber nein, Felix, für mich bist du

ein Mensch wie jeder andere.« Sie sprach jedoch so zögernd, daß er nicht sicher war, ob sie ihn nicht anlog. Deshalb erzählte er ihr, daß er sie bei dem Gespräch wegen Opas Beerdigung im Wohnzimmer belauscht habe. Als seine Mutter knapp zu ihm sagte: »Der Lauscher an der Wand hört seine eigene Schand«, war Felix noch mehr verunsichert.

Felix war zu diesem Zeitpunkt schon etwas älter als sechs Jahre und der Zeitpunkt der Einschulung rückte näher. Seit der Schulreform vor fünfzehn Jahren gab es in Arnschwang eine kleine Volksschule. Nach dem Schultest wollte der Schulleiter Felix' Vater dazu überreden, sein Kind ein Jahr zurückzustellen, damit dieses nach zweijähriger Abwesenheit vom Elternhaus erst wieder sein seelisches Gleichgewicht finde. Dies jedoch ließ sein Vater nicht zu. Erstens ging es ihm darum, daß Felix eine anständige Schulbildung erhielt, und zweitens sollten die Nachbarn nicht auf den Gedanken kommen, daß ihr künstlich gezeugter Sohn zudem noch geistig beschränkt sei.

Bei seinem ersten Schultag erklärte der Klassenlehrer seinen Mitschülern, daß Felix im Leben schon viel habe durchmachen müssen und sie deshalb recht freundlich sein sollten. Was diese einhielten, wenn der Lehrer anwesend war. Ansonsten wußten sie nicht, warum sie auf ihn Rücksicht nehmen sollten, denn besonders brav wirkte er nicht. Sie beschimpften ihn in den Pausen als Konserve, was Felix dermaßen ärgerte, daß er sich sogar bei seinen Eltern ausheulte. Sie trösteten ihn mit den Worten: »Weißt, die Kinder sind halt dumm und wissen nicht, was sie sagen.« Da die Kinder dumm waren und Felix nichts gegen die Beschimpfung als Konserve machen konnte, gewöhnte er sich mit der Zeit widerwillig an seinen neuen Spitznamen.

Zu Hause war er, von den Raufereien mit seinem Bruder abgesehen, nicht besonders böse, doch sehr störrisch. Er sah zum Beispiel nicht ein, wenn seine Eltern ihn vor unnützem Spott beschützen wollten, indem sie ihn nicht mit den anderen Kindern spielen ließen.

Besonders störrisch war Felix, wenn Besuch kam. Hier weigerte er sich, sich auszuziehen. Dabei wollte ihn seine Mutter keineswegs verletzen, sondern nur den Besuchern beweisen, daß Felix körperlich genauso wie alle anderen Kinder gebaut war. Doch nach ein paar Ohrfeigen konnte sich der Besuch meist von Felix' Ganzheit überzeugen.

In der zweiten Schulklasse hatte Felix ein Erlebnis, welches sein künftiges Leben entscheidend prägte. Der Tag fing ziemlich mies an. Felix wollte wegen Kopfschmerzen nicht zur Schule. Doch seine Eltern nahmen ihm seine Beschwerden nicht ab und beschimpften ihn als Schulschwänzer, dafür hatten sie kein Verständnis. Unter Androhung von Schlägen schickten sie ihren Sohn zur Schule.

Felix, sowieso schon in schlechter Stimmung, verspürte an diesem Tag keine Lust, sich in der Pause von den anderen Kindern verspotten zu lassen. Deshalb zog er es vor, die Pause allein im Klassenzimmer zu verbringen. Nach der Schule bekam er es auf dem Nachhauseweg plötzlich mit der Angst zu tun. Er bemerkte, daß ihn fast seine ganze Klasse verfolgte. Als ihn seine Schulkameraden eingeholt hatten, beschuldigten sie ihn, die Puppe eines Mädchens – die Tochter des Schulleiters – geklaut zu haben. Vergeblich beteuerte Felix seine Unschuld. Seine Klassenkameraden entschlossen sich, Felix einer körperlichen Züchtigung zu unterziehen.

Weinend berichtete Felix seinen Eltern von diesem Vorfall. Ausnahmsweise fand Felix bei seinem Vater ein offenes Ohr. Daß sein Sohn nun auch noch ein Dieb sein sollte, konnte Karl senior nicht auf sich sitzen lassen.

Da er gerade dienstfrei hatte, begleitete er Felix am nächsten Tag auf dem Weg zur Schule, um sich beim Klassenlehrer genauer über den Vorfall zu informieren. Der Schulleiter sagte: »Meine Tochter hat ihre Puppe unter der Schulbank liegen gelassen, und nach der Pause war sie verschwunden. Weil Felix als einziger während der Pause im Klassenzimmer war, kann nur Ihr Sohn der Dieb gewesen sein.« Die Kinder, erklärte der Schulleiter, hätten zwar falsch, aber durchaus verständlich gehandelt.

Eine Argumentation, die Felix' Vater als Polizeibeamter einsah. So kam es, daß sich Karl senior nach Schulschluß seinen Gürtel zurechtlegte, um an seinem mißratenen Heiden die gerechte Bestrafung vorzunehmen. Was Karl senior am meisten ärgerte, war seiner Meinung nach die Tatsache, daß Felix neben seinem Diebstahl auch noch log. »Es stimmt schon, wer lügt, der stiehlt und dir werd ich's zeigen«, schrie er, mit dem Gürtel auf Felix einschlagend. Nach einigen Minuten war Felix' beharrliches Leugnen gebrochen und er gestand, die Puppe gestohlen und sie anschließend weggeworfen zu haben.

Der Vater bezahlte daraufhin am nächsten Tag dem Schulleiter die gestohlene Puppe, die allerdings nach einer Woche in den Händen eines



Mädchens auftauchte. Das Mädchen gestand reumütig, sich die Puppe ausgeliehen zu haben. Felix' Vater war über diese Wende erleichtert. Die letzten Tage hatte er sich öfter Gedanken gemacht, ob die von der Firma Kinderglück Felix nicht versehentlich mit einigen Mädcheneigenschaften manipuliert hatten. Anders konnte er sich nicht erklären, weshalb sein Junge mit Puppen spielen sollte. Er wollte deshalb schon einen Brief an die Firma schreiben, was sich nunmehr erledigt hatte. Felix selbst hatte wegen der neuen Entwicklung im Puppendedikt anfangs Angst, merkte aber, daß sein Vater vergaß, daß es sich bei dem erprügelten Geständnis um eine Lüge handelte.

Obwohl die Sache mit dem Puppendedict ein positives Ende gefunden hatte, wurde den Fischers durch diesen Vorfall wieder einmal klar, daß es für ein Retortenkind nicht einfach war, in natürlicher Umgebung zu leben. So setzte sich für sie immer mehr die Erkenntnis durch, daß der Bayerische Wald nicht die richtige Umgebung für Felix schien.

Aus diesem Bewußtsein heraus unternahmen sie alle nur denkbaren Anstrengungen, Felix in einer Retortenanstalt unterzubringen. Was ihnen auch ziemlich schnell gelang.

**Die Anstalt** hieß Grafeneck, lag auf der schwäbischen Alb und war früher, solange es noch auffallend viele Krüppel gab, eine Krüppelanstalt. Ganz früher, zu Zeiten des Dritten Reiches, sogar eine Vernichtungsanstalt für dieselbigen.

Nachdem im Jahr 2000 Behinderungen, um nicht sagen zu müssen: Behinderte, nahezu als besiegt galten, wurde die ehemalige Anstalt zu einem Pferdegehöft umgebaut.

Vor dem Hauptgebäude wurde eine riesige Pferdestatue errichtet. Sie war demjenigen Hengst gewidmet, der als Urvater der reinrassigen Württembergischen Pferdezeitung galt. Grafeneck erwies sich jedoch im Lauf der Zeit als zu klein, und als sich die Probleme von Retortenmenschen in das gesellschaftliche Bewußtsein drängten, wurden die vorhandenen Räumlichkeiten zur Unterbringung von Alternativmenschen genutzt. Nach Beendigung der Grundschule hatten die Alternativmenschen dort die Möglichkeit, einen Beruf zu erlernen. Bei den Ausbildungsberufen hatte kreatives Arbeiten Vorrang. Das Angebot umfaßte folgende Berufe: Schuhmacher, Korbflechter, Bürstenbinder, Feiler sowie Hilfsschneider. Der Beruf der Hilfsschneiderin war nach Meinung der Anstaltsleitung besonders gut geeignet, die auf ein Minimum gesunkenen Heiratschancen der alternativen Weiblichkeit zu verbessern. Langfristig wurde in Grafeneck eine Erweiterung der Einrichtung ins Auge gefaßt. Bei der Baden-Württembergischen Landesregierung war im Gespräch, auf dem Gelände eine beschützende Werkstatt zu errichten. Dann könnten die Bewohner, wie die Insassen gelegentlich genannt wurden, nach Abschluß ihrer Lehre gleich ohne Ortswechsel in das Berufsleben überwechseln und wären nicht dem Streß eines natürlichen Arbeitstages ausgesetzt.

Vollmundig versprach der Baden-Württembergische Sozialminister am Welttag des gezüchteten Mitmenschen: »Wir werden in Grafeneck ein Dorf errichten, in dem sich unsere Retorten wirklich wohl fühlen und in dem sie richtige Menschen sein dürfen.« Der Anstaltsleiter, Herr Grundeis, hoffte seit diesem Zeitpunkt vergeblich auf einen größeren Zuschuß der Landes-

regierung für sein Lebenswerk. Ansonsten galt er im Gegensatz zu Frau Perlinger von der Pyramide als sehr streng. Die Retorten sollten seiner Ansicht nach nicht geschont werden. »Dies ist«, so drückte er es aus, »die beste Vorbereitung auf ihr späteres Leben«. Als Traditionalist war Grundeis auch Anhänger der Psychologie, was er folgendermaßen begründete: »Was nützt mir bei einem gezüchteten Kind die Völkerkunde? Ein solches Kind hat keine Identifizierungsmöglichkeiten mit der Vergangenheit. Die Existenz von solchen Lebewesen ist bisher in der Geschichte nicht vorgekommen.«

Felix fühlte sich in der Anstalt ziemlich unwohl. Besonders litt er unter dem vollgepackten Tagesablauf. Um sechs Uhr mußte er aufstehen, sich waschen, dann war Gymnastik an der Reihe, anschließend biologisch frühstücken, von acht bis ein Uhr Unterricht. Nach dem Mittagessen war zwei Stunden lang kreatives Werken angesagt, und nach einer kleinen Pause ging es gleich wieder mit dem Spontaneitätstraining weiter. Erst im Anschluß an das Abendessen, wenn er mit den Hausaufgaben fertig war, hatte er etwas Zeit für sich.

Die Kinder von Grafeneck wurden ihrem Alter nach in verschiedene Gruppen eingeteilt. Für Felix' Gruppe war eine Erzieherin mit dem Namen Blasche zuständig. Sie war groß, kräftig sowie poltrig und vermittelte keinen besonders liberalen Eindruck.

Dies war eher bei Herrn Fleischmann, seinem Klassenlehrer, der Fall. Einfühlsam versuchte er, das Vertrauen von Felix, welcher der einzige Neuzugang in der Klasse war, zu gewinnen. Felix empfand seinen Lehrer als den einzig netten Natürlichen in Grafeneck und konnte nicht verstehen, weshalb seine Mitschüler auf Distanz gingen.

Doch seine Einschätzung Fleischmann gegenüber änderte sich von einem Tag auf den anderen. Als dieser zum wiederholten Mal erklärte, daß sie, die Alternativkinder, genauso Menschen wie alle anderen seien, fragte ihn Felix mit seiner kindlichen Naivität: »Warum sind wir dann überhaupt hier?«

Diese nicht sehr durchdachte Frage sollte Folgen haben. Herr Fleischmann verkniff sich zwar eine Antwort, doch organisierte er am nächsten Tag einen Termin für Felix mit dem Anstaltspsychologen. Der Psychologe hieß Mack und wirkte auf Felix schleimig und kam ihm nicht besonders vertrauenswürdig vor. Ziemlich unangenehm empfand Felix dessen penetrante Fragerei. Drei Stunden horchte er ihn über seine Familie aus. Am

Schluß des Gesprächs wollte Herr Mack seinen Berufswunsch wissen. Da Felix darüber keinen Gedanken verschwendete, antwortete er, die Eitelkeit seines Gesprächspartners berücksichtigend: »Psychologe will ich einmal werden.«

Herr Mack fühlte sich durch diese Äußerung provoziert, was sich auf die Gesamteinschätzung des Gesprächs negativ auswirkte.

Als Psychologe erstellte er ein Gutachten, worin er festhielt: »Felix leidet unter einer Identitätskrise, er hat bisher nicht verarbeitet, künstlich gezeugt und nicht natürlich koitiert worden zu sein.« Die Folge dieser angeblich nicht überwundenen Identitätskrise war, laut Mack, »eine ausgeprägte Trotzreaktion«.

Von diesem Zeitpunkt an galt Felix für seine Betreuer als eine ausgesprochen problematische Retorte und war verstärkter pädagogischer Kontrolle ausgesetzt.

Einmal ertappte ihn seine Erzieherin dabei, wie er in der Pause im Schulhof auf der Mädchenseite herumlief. Dies war laut Hausordnung strengstens untersagt. In ihrer Freizeit wurden nämlich die Jungen und Mädchen von Grafeneck voneinander getrennt. Dadurch sollte einer eventuellen selbständigen Vermehrung von alternativen Jugendlichen vorgebeugt werden.

Für diese Verfehlung erteilte Frau Blasche Felix einen Tag Fernsehverbot. Felix, der zu jung war, den Sinn solcher Verbote einzusehen, fühlte sich durch die Reaktion seiner Erzieherin ungerecht behandelt und mimte den Trotzigen, womit er die Beurteilung, die Herr Mack über ihn abgab, bestätigte.

An einem Samstagabend, Felix hatte ausnahmsweise kein Fernsehverbot, durfte er mit seiner Gruppe einen Film über das Leben im All sehen. Dieser handelte von den wenigen noch existierenden Behinderten, denen in Schwerelosigkeitscentern die Gelegenheit des selbständigen Lebens ermöglicht wurde. Die Schwerelosigkeit war besonders gut für Behinderte geeignet, da hier nur minimale Anforderungen an die Muskelkraft gestellt wurden.

Mit den Worten »Schaut euch einmal diese armen Säue an, wie die ihr Leben meistern, obwohl es denen viel dreckiger geht als euch«, kommentierte Frau Blasche den Film. Felix fragte sie aufmüßig: »Warum dürfen denn wir nicht rauf, dann hätten wir wenigstens unsere Ruhe?«

Frau Blasche antwortete ihm, heftig schreiend: »Weil wir alles hochschießen, was nicht mehr zu gebrauchen ist, auch den Müll, und aus euch

kann noch was werden, dafür Sorge ich schon!« Nachdem sich die Pädagogin ausgetobt hatte, schickte sie Felix sofort zu Bett. Dieser ging gefaßt auf sein Zimmer. Ihm war klar, daß ihm diese Bemerkung ein Fernsehverbot brachte.

Felix' Eltern kümmerten sich hin und wieder in Telebildgesprächen um ihren Sohn. Diese Gespräche verliefen in der Regel nach dem gleichen Ritual. Herr Grundeis berichtete den Eltern, wie problematisch ihr Junge war. Anschließend appellierte Karl Fischer an den Anstaltsleiter: »Nehmen Sie den Bengel ruhig härter ran, er muß endlich mal mitbekommen, was Zucht und Ordnung bedeutet.« Gelegentlich erzählte er von der seiner Meinung nach mißlungenen Ganzheitlichkeitstherapie in Dreieich. Am Ende eines solchen Gesprächs kamen die beiden Herren überein, daß Strafe als Therapie das einzig Richtige sei, was sie Felix antun könnten. Nachdem Fischer und Grundeis die pädagogischen Richtlinien abgesteckt hatten, wurde Felix in das Zimmer des Anstaltsleiters gerufen. Dort durfte er dann einige Worte mit seinen Eltern wechseln. Solche Wortwechsel liefen meist, bis auf einige unbedeutende Abweichungen, folgendermaßen ab:

»Bub, hier ist dein Vater.«

»Seh ich.«

Der Vater lächelte verlegen. »Das glaube ich. Ich habe gerade von deinem Direktor Klagen über dich gehört ... werd doch endlich anständig!«

»Ja.«

»Dann halt dich auch an deine Versprechungen, ... ich geb dir mal die Mama.«

Auf dem Bildschirm erschien Fanny Fischer.

»Felix, wie geht es dir?«

»Es geht so, und wie geht es euch?«

»Gut, der Karl, dein Bruder, macht sich ganz ordentlich, vor allen Dingen ist er brav, was man von dir, wie ich gehört habe, nicht behaupten kann. Willst dich nicht endlich bessern?«

»Ja.«

»Versprichst mir's wirklich?«

»Ja.«

»Ja, mein Junge, dann wünsch ich dir ...«

Berechnend unterbrach Felix seine Mutter: »Wann kommt ihr mich denn besuchen?«

»Aber Felix«, antwortete sie verlegen, »du weißt doch, wie gern wir das machen würden, aber wir haben soviel zu tun, der Papa hat immer Dienst ... und Grafeneck ist auch so weit von Arnschwang weg... Doch was anderes, ... hast noch genügend Taschengeld?«

»Nicht mehr viel.«

»Soll ich dir was schicken?«

»Wäre schon gut, muß aber nicht sein.«

»Klar mache ich das, ich weiß, wenn man in der weiten Welt draußen ist, braucht man immer Geld.«

»Danke dir.«

»Ich schicke es gleich telegraphisch mit der Post weg. Du müßtest das Geld in ein paar Stunden haben.«

»Gut.«

»Also dann wünsche ich dir das beste, ... und das mit dem Geld erledige ich sofort.«

»Mach es auch ganz gut.«

Nach solchen Gesprächen war sein Taschengeld innerhalb von zwei Stunden in Grafeneck. Darauf konnte sich Felix verlassen. Entscheidend war, daß er eine gewisse Gesprächsfolge einhielt. Zuerst die Belehrung des Vaters einstecken, dann die Appelle der Mutter wegstecken und im Anschluß daran mit der Frage »Wann besucht ihr mich endlich?« zu kontern. Er wußte, daß er hier die schwache Stelle seiner Mutter traf. Des öfteren bekam sie Schuldgefühle und fühlte sich als Rabenmutter. So verfügte Felix wenigstens über ausreichend Kleingeld, wie überhaupt die Kinder von Grafeneck für ihr Alter über erstaunliche Geldmittel verfügten. Hier schienen sie gegenüber den natürlichen Kindern eindeutig im Vorteil zu sein. Das Geld wurde meist beim nahegelegenen Kiosk in Rauchwaren angelegt. Felix rauchte die Marke, die seit neunzig Jahren den Duft der großen weiten Welt bedeutete. Weil das Rauchen im Heim verboten war, befand sich in seiner Hosentasche ein kleines Fläschchen Pfefferminzsirup. Die Flasche sollte bei überraschenden Hauchproben rasch für reinen Atem sorgen.

Sonst wurde in der Anstalt zwischen den Jugendlichen sehr häufig geraucht. Ein Zustand, an den sich die Betreuer schon lange gewöhnt hatten. Sie konnten nicht jedesmal schlichtend eingreifen, und härtere Strafen schienen bei den Bengeln nicht zu fruchten. Herr Grundeis betrachtete die Verrohung in seinem Heim mit Besorgnis. Er wußte kein Rezept, wie das

Aggressionspotential bei dieser Sorte von Mensch einzudämmen war. Nur eines wußte er: hin und wieder war es nötig, seinen Schützlingen zu zeigen, daß er Gewalt als Mittel der Auseinandersetzung nicht billigte. Einmal ertappte er zufällig Felix bei einer handfesten Diskussion. Da er dessen Vater versprochen hatte, sich besonders um seinen Sohn zu kümmern, ging Grundeis gleich zur Bestrafung des Alternativflegels über. Weil die Liste von Felix' Verfehlungen ziemlich lang war, schien die Zeit für eine Strafverschärfung gekommen. Felix bekam seinen ersten Verweis, was Herr Grundeis umgehend dem Vater mitteilte. Dieser wirkte nicht sehr überrascht, hatte er doch Felix' Versprechungen sowieso wenig Glauben geschenkt. Am Schluß seines Gesprächs bat er Grundeis: »Bitte richten Sie meinem Sohn aus, daß ich ihn erst wiedersehen will, wenn er sich in seinem Verhalten deutlich bessert.« Was Grundeis nur allzu gut nachvollziehen konnte. Mit den Worten »Er ist und bleibt ein Lump« teilte Karl senior seiner Frau Felix' weiteres Versagen mit.

Felix jedoch schien sein Verweis überhaupt nicht sonderlich zu schmerzen. Er wußte nicht, daß eine solche Eintragung in die Akte mit konkreten Sanktionen verbunden war. Als er diese mitgeteilt bekam, reagierte er ziemlich betroffen.

Schlimm empfand Felix, nicht mit dem Sonderzug zum Wörthersee fahren zu dürfen, worauf er sich seit Wochen freute. Nicht etwa, weil er eine solche Fahrt besonders aufregend fand, er hatte schon zwei solcher Fahrten miterlebt, sondern nur, weil diese Ausflüge eine der wenigen Ausnahmen im Alltagstrott bedeuteten. Der Sonderzug fuhr jedes Jahr mit den Alternativis in landschaftlich reizvolle Gegenden. Diesen wollte man laut Veranstalter, der Aktion »Sorgenfrei«, wunderschöne Tage bescheren, so daß sie wenigstens zwei Tage im Jahr ihr Schicksal vergessen konnten.

Womit sich Felix trösten konnte, war die Tatsache, daß ihm nicht der monatliche Besuch im Stuttgarter Neckarstadion gestrichen wurde. Er war nämlich Anhänger des Erstligaclubs, den Stuttgarter Schnipers. Zwischen diesem Fußballverein und Grafeneck gab es seit langem eine enge Bande der Freundschaft. Einmal im Monat, wenn gerade kein Spitzenspiel auf dem Spielplan stand, stellte der Verein den Grafeneckern ein Freikartenkontingent von dreihundert Stück zur Verfügung. In Bussen wurden die Insassen ins Stadion transportiert, wo sie ihre Idole beim Kampf um den Ball bewundern konnten.

Auch in puncto Öffentlichkeitsarbeit schien es gemeinsame Interessen zwischen den Fußballern und den Pädagogen von der Schwäbischen Alb zu geben. Alljährlich besuchten die Kicker zur Weihnachtszeit Grafeneck. Ihr Anliegen war, so der Vereinsvorstand der Schnipers, durch diesen öffentlichen Auftritt zu helfen, bestehende Vorurteile gegenüber Alternativmenschen abzubauen.

Besonders sympathisch gab sich bei diesen Anlässen der Torwart der Schnipers, Sepp Nafziger. Dieser war der Liebling der Insassen. Bei ihm gab es immer etwas zu lachen. Einmal spielte er mit einer fünfzehnjährigen Abgangsschülerin zur Gaudi der Anwesenden das Putzlappenspiel. Dies ging folgendermaßen: Es wurden zwei Stühle aufgestellt. Jeder der beiden Kontrahenten bekam einen Besen, mit dem sie versuchen mußten, sich gegenseitig einen Putzlappen durch die gegnerischen Stuhlbeine zu schieben. Das Spiel war sehr kampfbetont und stand des öfteren, wie man dies so schön ausdrückt, auf des Messers Schneide. In der ersten Halbzeit führte erwartungsgemäß Sepp Nafziger mit 4 zu 1. Doch in den zweiten fünf Minuten schien er aus dem Rhythmus gekommen zu sein, was seine Gegnerin ziemlich schnell erkannte und ihre Spielweise auf bedingungslosen Angriff umstellte. Sie erzielte Treffer um Treffer. Kurz vor Schluß schaffte sie den Ausgleich. In der anschließenden Verlängerung machte sie das Unglaubliche wahr und schlug das Sportidol mit 6 zu 4 und wurde in der Turnhalle stürmisch gefeiert.

Als fairer Sportsmann gratulierte der Sepp spontan seiner Kontrahentin und drückte ihr als Zeichen seiner Hochachtung einen Kuß auf die Stirn. Selbstkritisch erklärte Sepp anschließend, daß er sich auf ein solches Spiel nicht mehr einlassen wolle, da er heute erkannt habe, daß Besen und Putzlappen nicht für ihn seien, sondern eher etwas für Frauen, womit er beim Publikum Schmunzeln hervorrief. Die Anstaltsleitung war mit dem Verlauf des Abends äußerst zufrieden. Weil die Medien über dieses Ereignis überregional berichteten, wurde die Öffentlichkeit wieder einmal auf die Probleme von Retortenmenschen aufmerksam.

Auf der Schwäbischen Alb herrschte der graue Alltag. Felix hatte in der Zwischenzeit begriffen, daß es taktisch sinnvoller schien, sich unauffälliger zu bewegen. Herr Grundeis war seit einigen Tagen vielbeschäftigt. Alle Akten seiner Zöglinge mußten auf den neuesten Stand gebracht werden. Der neue Landesarzt für Alternative kündigte seine Visite an. Der alte, mit dem



Grundeis selten Probleme hatte, ging in den Ruhestand. Bei seinem Nachfolger sollte es sich um einen vierzigjährigen mittelgroßen klugen Kopf handeln, der über einiges Grundwissen in der Retortenchirurgie verfügte. Als erstes ließ sich der neue Landesarzt bei seinem Antrittsbesuch die sogenannten Patientenakten geben. Nach dem Aktenstudium wollte er die seiner Meinung nach interessantesten Fälle sehen. Felix gehörte zu diesen. Nach einer viertelstündigen Untersuchung, bei der sich der Arzt hauptsächlich mit Felix unterhielt, schickte er den Jungen in seine Klasse zurück.

Beim Mittagessen unterhielt sich der Arzt mit dem Heimleiter über Felix. Durch einen operativen Eingriff, so der Arzt, könne bei Felix einiges erreicht werden. Bevor der Arzt eine Einschätzung abgegeben hatte, unterbrach ihn Grundeis mit der Bitte, ihm seinen Vorschlag derart zu erläutern, daß er als medizinischer Laie etwas verstehe. »Einfach ausgedrückt«, sagte der Landesarzt, »Felix leidet an einer Unterentwicklung der rechten Gehirnhälfte, die Folge von zu kurzem Aufenthalt im Schwangerschaftsbecken, was bei solchen Menschen häufiger anzutreffen ist. Wenn wir also das Leistungsvermögen der linken Gehirnhälfte, bei der eine Überfunktion vorhanden ist, durch einen operativen Eingriff minimal reduzieren, könnte die rechte Gehirnhälfte zu stärkerer Leistung animiert werden.« Mit der Bemerkung: »Ein Kollege von mir hat da schon interessante Erfahrungen gemacht«, beendete der Arzt seinen Kurzvortrag.

»Wenn ich Sie richtig verstehe«, fragte Grundeis nach, »soll die linke Gehirnhälfte dümmer gemacht werden, damit die rechte endlich aufwacht?«

Der Arzt entgegnete daraufhin: »Ich würde es zwar anders ausdrücken, aber in der Tendenz haben Sie Recht.«

Die einzige Frage, die noch zu klären war: »Wer sagt es Felix' Eltern?« Diese mußten ihr Einverständnis zur Operation geben. Weil Grundeis schon lange mit Felix' Vater gut kooperierte, stellte er sich für die unangenehme Aufgabe zur Verfügung. Optimistisch meinte Herr Grundeis: »Herr Fischer ist ein sehr vernünftiger Mann, der die Notwendigkeit eines solchen Eingriffs sicher einsehen wird.« Dadurch machte er dem neuen Landesarzt Mut. Mit dem Versprechen, sich um das Operationseinverständnis der Fischers zu kümmern, verabschiedete Herr Grundeis den Landarzt, jedoch nicht ohne vorher ein Schnäpschen auf eine gute Zusammenarbeit zu trinken.

Am Nachmittag desselben Tages setzte sich Grundeis an sein Bildtelefon, um ein ausführliches Gespräch mit Felix' Vater zu führen. Dieser reagierte

zunächst skeptisch auf die Ausführungen des Heimleiters. Er hatte von solchen Operationen in den Nachrichten gehört. Die Risikoquote, konnte er sich erinnern, sollte hier besonders groß sein. »Was ist schon ohne Risiko, Herr Fischer?« versuchte Grundeis Fischers Bedenken zu zerstreuen. Dieser aber blieb hartnäckig. »Das schon«, meinte Fischer, »aber es kommt wohl darauf an, wie hoch es ist.« Auch hier wußte Grundeis geschickt zu kontern. »Herr Fischer«, redete er mit einer einfühlsamen Stimme, »bitte verstehen Sie mich nicht falsch, ich will Sie zu nichts überreden, aber bedenken Sie bitte, was Sie jetzt versäumen für Ihren Sohn zu tun, könnten Sie in einigen Jahren bitter bereuen.«

Diese Bemerkung verfehlte ihre Wirkung nicht, und Herr Fischer beschloß, für seinen Sohn wieder sein Menschenmöglichstes zu tun. Er vereinbarte mit dem Anstaltsleiter, innerhalb der nächsten vierzehn Tage nach Grafeneck zu kommen, um sich endlich persönlich kennenzulernen, denn die Telebildkommunikation konnte trotz ihrer Vorteile persönliche Kontakte nicht ersetzen. In Grafeneck wollte er sich die Notwendigkeit einer solchen Operation genauer erläutern lassen und seinen Sohn auf den chirurgischen Eingriff vorbereiten. Herr Fischer bat den Heimleiter, seinen bevorstehenden Besuch Felix nicht anzukündigen. Er wollte seinen Jungen überraschen.

Zehn Tage später, Felix ging gerade vom Klassenzimmer Richtung Speisesaal, kam Grundeis auf ihn zu. »Felix, du hast heute Besuch von deinen Eltern bekommen, sie sitzen im Besucherzimmer und wollen mit dir ausgehen. Ich wünsche dir einen sehr schönen Tag!«

Nachdem er den Besucherraum betreten hatte, wurde er ungewöhnlich freundlich begrüßt, was bei ihm Mißtrauen hervorrief. Als seine Mutter ihn umarmte, fragte er: »Wieso seid ihr hier? Was wollt ihr denn?«

»Dich einmal wiedersehen«, antwortete ihm seine Mutter.

»Dazu habt ihr aber lange gebraucht«, stellte Felix mit einem gespielt vorwurfsvollen Blick fest, und an seinen Vater gewandt sagte er: »Du hast durch Herrn Grundeis ausrichten lassen, daß du mich nicht mehr sehen willst!«

»Das war nicht so gemeint, das mußt du falsch verstanden haben, ich bin nicht nachtragend«, entschuldigte sich dieser. Nun griff Fanny Fischer mit der Bemerkung ein: »Freust du dich gar nicht, uns zu sehen?«

»Doch«, erklärte Felix, obwohl seine Stimme nicht danach klang.

Das Gespräch an sich reißend, machte die Mutter den Vorschlag: »Ich finde es schön, daß wir uns wiedersehen, laßt uns jetzt gut essen gehen.«

Was auch geschah. Die Eltern fuhren mit ihrem Sohn in ein fünfzehn Kilometer von Grafeneck entfernt liegendes Eßlokal. Dort verstand Felix die Welt nicht mehr. Seine Eltern waren ganz anders als erwartet. Der Vater meinte sogar zu ihm: »Weißt du, für mich war das, was ich alles über dich gehört habe, wirklich nicht wichtig.«

Wenn die sich so freundlich geben, muß noch etwas kommen, dachte Felix fortwährend. Seine Befürchtungen erfüllten sich nach dem Essen. »Felix«, sagte sein Vater zu ihm, »du wirst doch in fünf Wochen dreizehn, und da wollte ich mal mit dir ein Gespräch von Mann zu Mann führen.«

»Dann fang schon an«, sagte Felix, befriedigt darüber, seine Eltern von Anfang an richtig eingeschätzt zu haben.

Mit bedeutungsvoller Stimme begann Karl senior das »Männergespräch«. Er berichtete seinem Sohn, daß der neue Landesarzt bei der letzten Untersuchung festgestellt hätte, daß bei Felix irgend etwas nicht in Ordnung sei. Mitten im Gespräch kam er ins Stocken. Es schien, als wisse der Vater nicht mehr genau, was er dem Jungen sagen wollte. Ziemlich neugierig ermunterte Felix ihn, weiterzusprechen.

Herr Fischer startete einen zweiten Versuch: »Ja, der Herr Grundeis hat, nachdem der neue Landesarzt dich untersucht hat, bei uns angerufen und uns mitgeteilt, daß du vielleicht einen Tumor im Kopf hast, der operiert werden müßte.«

Herr Fischer störte es wenig, soeben seinen Sohn angelogen zu haben. Die Hauptsache war, das mit der Operation erst einmal gesagt zu haben. Felix reagierte auf die Mitteilung seines Vaters trotzig. »Ich will aber nicht operiert werden«, protestierte er.

Der Vater brachte seine ganze Lebensgeschichte ins Spiel, um anschließend zu vergleichen: »Demgegenüber, was ich mitgemacht habe, ist eine solche Operation eine Kleinigkeit. Überhaupt ist nicht sicher, daß du einen Tumor hast, aber wenn dies der Fall wäre, müßtest du sofort operiert werden, sonst kann es für dich sehr gefährlich werden.«

»Kann ich an so einem Tumor sterben?« wollte Felix wissen, nun nachdenklich geworden. »Wenn du nicht operiert wirst, könnte das unter Umständen passieren«, log sein Vater weiter.

Felix hatte zwar vor einer Operation Angst, aber er war, wenn es um Leben oder Sterben gehen sollte, einem chirurgischen Eingriff gegenüber

durchaus aufgeschlossen, denn sterben wollte er nicht, soweit hatten ihn Frau Blasche und Herr Grundeis doch noch nicht gebracht. »Ja, und wie geht das jetzt mit der Operation weiter?« wandte er sich fragend an seinen Vater. Der vertröstete ihn: »Das weiß ich selber nicht, aber Herr Grundeis wird dir Bescheid geben.«

Nachdem alles gesagt war, fiel seinem Vater ein, daß Grafeneck von Arnschwang ziemlich weit entfernt lag und drängte zum Aufbruch.

Sie fuhren Felix in die Anstalt zurück und lieferten ihn bei seiner Erzieherin Frau Blasche ab. Nachdem sie sich von ihm herzlich verabschiedet hatten, drückte ihm seine Mutter ein großzügiges Taschengeld in die Hand und versprach, ihn nächste Woche anzurufen.

Als Felix im Gruppenzimmer verschwunden war, machten sich die Fischers auf den Weg zum Direktorat. Sie wollten Herrn Grundeis noch einen kurzen Besuch abstatten. Auf dem Weg dorthin fragte Fanny ihren Mann: »Karl, mußtest du ihn unbedingt anlügen?« »Was sollte ich machen, glaubst du, er hätte die Wahrheit verstanden?« verteidigte er sich.

Die Fischers informierten den Heimleiter, daß es ihnen gelungen sei, ihren Sohn zu einer Operation zu überreden. »Dies war ein hartes Stück Arbeit und bedurfte einer Notlüge«, gab der Vater das Gespräch mit seinem Sohn wieder, wofür Herr Grundeis vollstes Verständnis zeigte. »Wenn ein Krankenhaustermin feststeht, werde ich Ihnen rechtzeitig Bescheid geben«, versprach er.

Nachdem der Heimleiter die beiden verabschiedet hatte, setzte er sich umgehend telefonisch mit dem Landesarzt in Verbindung. »Es ist mir gelungen, das Ehepaar Fischer von der Notwendigkeit dieser Operation zu überzeugen«, teilte er mit. Am Schluß des Gesprächs kamen die beiden Herren überein, daß der Mediziner sich zuerst mit seinem Tübinger Kollegen in Verbindung setzen wollte. »Ich werde mich umgehend wieder bei Ihnen melden«, versprach der Landesarzt, das Telefonat beendend.

Nach knapp einer Woche kam Nachricht, daß in zehn Tagen in der Tübinger Chirurgie ein Platz frei sei. Ohne viel Zeit zu verlieren, teilte er dies Felix' Vater mit. Dieser wollte im Anschluß an das Gespräch mit seinem Sohn sprechen. »Es ist nicht schlimm, Felix, du mußt jetzt sehr stark sein«, versuchte der Vater seinen Sohn aufzurichten. Der tat so, als ließe ihn diese Nachricht völlig unberührt. »Ich habe keine Angst«, erwiderte er in gespielterm Stolz. Innerlich jedoch war Felix ziemlich ängstlich. Da er seinem Vater seit langem nichts Gutes unterstellte, bewirkten dessen Beruhi-

gungen eher das Gegenteil. Nur um bei diesem nicht schwach zu erscheinen, gab er sich mutiger, als er in Wirklichkeit war.

Die letzten Tage vor der Operation versuchte Felix, sich durch Provokationen etwas abzulenken. Er bemerkte die Unsicherheiten bei seinen Betreuern. Rasch erkannte er, daß diese von ihrer Erziehungsmethode der Bestrafung ihm gegenüber abrückten. Vielleicht gehen sie davon aus, daß ich bald sterbe, und gegenüber sogenannten Halbtoten verhalten sich die Leute oft ganz seltsam, dachte sich Felix. Dabei erinnerte er sich, daß seine Eltern nach dem Tod des Großvaters geheult hatten, obwohl sie ihn vorher, als dieser noch nicht sterben wollte, als Kriminellen beschimpften. Schlagartig wurde Felix klar, daß er dem Tod näher war, als ihm gesagt wurde. Diese Erkenntnis bereitete ihm schlaflose Nächte. Seine Angst vor dem Sterben wurde immer größer. Vor allen Dingen sorgte ihn das Leben nach dem Tod. Seine Mutter hatte ihm immer erzählt, daß es im Himmel sehr schön sein sollte und in der Hölle schrecklich heiß, deshalb haßte er diese. Er wußte, daß für ihn als Heiden nur die Hölle in Frage kam. Dies empfand er als ziemlich ungerecht und dachte sich: Wenn ich schon in die Hölle muß, dann soll wenigstens der Fleischmann die Rache eines künftigen Höllenkindes spüren. Da er Fleischmann, seinem Lehrer, vertraute, haßte er ihn nun am meisten. Von Frau Blasche, seiner Erzieherin, hatte er sowieso nicht viel erwartet. Dies hieß aber nicht, daß sie gänzlich von der Bösartigkeit der Hölle verschont blieb. Sein Hauptinteresse galt jedoch dem Lehrer.

Zwei Tage vor dem geplanten Krankentransport ließ Herr Fleischmann eine Klassenarbeit in Mathematik schreiben. Die Arbeit bestand aus drei Aufgaben, die nicht einfach waren. Der Lehrer wollte dadurch den Leistungsstand der Klasse testen. Weil Felix' Leistungen sonst unter dem Durchschnitt blieben, war sein Lehrer nicht schlecht überrascht, als dieser seine Arbeit als erster ablieferte. Daß jemand wie Felix diese harten Brocken in so kurzer Zeit lösen konnte, war für Fleischmann schwer faßbar. Als er Felix' Prüfungsbogen an sich nahm, traute er seinen Augen kaum. Statt Lösungen fand er nur Kommentare vor. Bei der ersten Aufgabe stand »Das weiß ich nicht«, bei der zweiten »Das will ich nicht« und bei der dritten »Das kann ich nicht«. Zuerst war Fleischmann zum Toben zumute, dann beherrschte er sich. Zwar empfand er Felix' Verhalten als eine bodenlose Frechheit, doch was sollte eine scharfe Zurechtweisung in Verbindung mit Strafe bringen? Außerdem war er in zwei Tagen den Kerl ja los, und falls er

die Operation nicht überlebte, mußte er sich anschließend nur Vorwürfe machen, ihn vorher noch bestraft zu haben.

Seine anfängliche Wut verwandelte sich in Mitgefühl.

»Herr Fleischmann, ich kann doch nun gehen, bis die anderen fertig sind?« fragte ihn Felix mit provozierendem Unterton, worauf Fleischmann mit einem heftigen »Nein« antwortete. Gleich darauf korrigierte er sich und meinte verkrampft: »Na gut, geh schon.«

Felix stand auf, beschimpfte beiläufig Herrn Fleischmann als Scheiß-computer und knallte die Tür hinter sich zu. Gespannt warteten seine Klassenkameraden auf Fleischmanns Reaktion und begriffen nicht, daß dieser eine solche Beleidigung diskret überhörte.

Der Tag, an dem Felix Grafeneck verlassen mußte, war gekommen. Die stämmige Frau Blasche verabschiedete ihn mit den besten Wünschen und belog ihn mitmenschlich, indem sie bemerkte: »Ich freue mich, dich bald wiederzusehen.« Davon konnte seit dem Vorabend keine Rede mehr sein. Da hatte es dieser Retortenflegel nach Frau Blasches Meinung wirklich zu weit getrieben. Sie war gerade im Personalduschraum, als Felix durch das Schlüsselloch spannte und rief: »Frau Blasche sehen alle Natürlichen so fett und häßlich aus wie Sie?«

Nein, Frau Blasche war froh, das Problemkind Felix endlich los zu sein. Selbst wenn sie ihm, als er mit dem Krankenwagen losfuhr, höflich nachwinkte.

**In Tübingen** wurde Felix bei der Aufnahme von einer dreißigjährigen Frau mit den Worten »Du bist sicher der junge Herr Fischer« begrüßt. Nachdem die Frau das Aufnahmeformular ausgefüllt hatte, wurde Felix auf die Krankenstation geführt. Fünf Jungs lagen mit ihm im Zimmer. Alles Natürliche, wie er bald feststellte. Die Stationsschwester, die Felix in Empfang nahm, forderte ihn auf, den Schlafanzug anzuziehen und sich in sein Bett zu legen.

Ganz sah er dies zwar nicht ein, es war erst zwei Uhr mittags, aber er fürchtete sich und wollte es nicht mit denjenigen verderben, die die Macht hatten, ihn zur Hölle zu schicken. Nachdem die Stationsschwester, eine etwa fünfzigjährige Frau mit blonden kurzen Haaren, das Krankenzimmer verlassen hatte, fragte ihn neugierig ein Junge, den die anderen Egon nannten: »Und du bist die Konserve?«

Verunsichert fragte Felix zurück: »Wieso kommst du denn auf so etwas?«

»Aber du bist doch vom Retortendorf in Grafeneck«, entgegnete dieser.

»Ja«, antwortete Felix zögernd.

»Na also«, stellte Egon zufrieden fest und stichelte weiter: »Warum sagst du dann ›Nein?‹« Felix hatte keine Möglichkeit mehr zu reagieren, da in diesem Moment die Stationsschwester Agathe hereinkam, um ihn abzuholen. Herr Zülcke, der Chefchirurg, wollte ihn untersuchen. Felix wurde von Agathe ein Stockwerk tiefer geführt, wo ihn eine Assistentin in Empfang nahm. Mit den Händen auf eine Liege deutend, forderte sie ihn auf: »Leg dich bitte dorthin und mach dich frei, der Herr Doktor Zülcke wird gleich kommen.«

»Was soll ich machen«, fragte Felix skeptisch nach.

»Frei machen«, antwortete ihm die Frau betont freundlich, worauf Felix, die Hände über den Kopf schlagend, sich auf die Liege legte. »Ich weiß aber nicht, ob es klappt«, äußerte er seine Befürchtungen. Mit der Bemerkung »Na ja« verließ die Assistentin kopfschüttelnd den Raum.

Es dauerte knapp fünfundzwanzig Minuten, bis Herr Zülcke kam. In dieser Zeit versuchte Felix zu meditieren, wie er es bei der Ganzheitlichkeits-

kur in Dreieich gelernt hatte, doch es gelang ihm nicht, seinen Kopf frei zu machen von seinen trüben Gedanken.

»Der ist ja noch angezogen, Frau Klein«, wandte sich Zülcke, ohne beim Hereinkommen Felix zu beachten, vorwurfsvoll an seine Assistentin. Mit gereizter Stimme rechtfertigte sich diese: »Ich habe ihm zweimal gesagt, er solle sich ausziehen, aber er hat nur gesagt, er wolle es versuchen.«

Ungefragt mischte sich Felix in das Gespräch der beiden ein. »Das stimmt nicht, sie hat gesagt, ich soll mich freimachen.«

Daraufhin klärte Herr Zülcke Frau Klein auf: »Unser junger Freund war früher in Dreieich, wo viel meditiert wird, und wenn da gesagt wurde ›Macht euch frei‹, bedeutete dies für die Kinder, mit Meditationsübungen zu beginnen. Das können Sie aber aufgrund der kurzen Zeit, die Sie hier bei mir sind, nicht wissen.«

Nach diesem Kurzvortrag verließ Frau Klein lachend das Zimmer und dachte sich verachtend: Sogar eine eigene Sprache scheinen diese Torten zu haben. Als Herr Zülcke und Felix allein waren, meinte dieser: »So, jetzt wollen wir uns aber ausziehen.« Worauf Felix spontan reagierte: »Was, Sie wollen sich auch ausziehen?«

Felix konnte es nämlich nicht leiden, mit »Wir« angesprochen zu werden. Doch kaum hatte er diese rhetorische Frage ausgesprochen, wurde ihm seine Situation bewußt. Schließlich war er diesem nicht allzu sympathischen Herrn restlos ausgeliefert. Zülcke schien überhaupt nichts aus der Ruhe zu bringen. »Wohl ein kleiner Spaßvogel«, erwiderte er distanziert. Als er drängelnd forderte: »Und jetzt wollen wir aber.« spielte Felix den artigen Patienten, hielt sein lockeres Mundwerk und ließ sich bereitwillig untersuchen. Später begleitete ihn Frau Klein in den Röntgenraum, wo sein Schädel durchleuchtet wurde. Als Felix endlich auf sein Zimmer zurück durfte, war es Zeit zum Abendbrot.

Trotz großer Müdigkeit konnte Felix nicht einschlafen. Zu viele Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Zudem waren die anderen Jungs ziemlich laut, sie stritten sich gerade über Fußball. Felix bat: »Könnt ihr nicht bitte etwas leiser sein?« Seine Stubenkollegen antworteten »Okay«, was sie jedoch nicht ernst meinten. Das Gegenteil war der Fall. Mit Felix' Schlaf war es endgültig vorbei. Dies verdankte er hauptsächlich Egon, der ihn schon mittags angemacht hatte. »He Retorte«, rief ihm dieser zu, worauf Felix leicht verletzt mit »Ich heiße Felix« reagierte. »Ist ja gut, Felix«, fuhr Egon fort und fragte ihn: »Kennst du Hermann?« Unaufgefordert erzählte



Egon, daß es sich bei Hermann um ein Kind von Grafeneck handle, das vorige Woche operiert wurde. Obwohl Felix keinen Jungen mit diesem Namen kannte, wurde er jetzt schnell wach und wollte von Egon wissen, wie denn diese Operation ausgegangen sei. »Den gibt's nicht mehr«, antwortete ihm Egon laut lachend. Als sich die anderen Jungen Egons diesem Gelächter anschlossen, wußte Felix, daß er hier nicht viel zu bestellen hatte. Fast flehend, was sonst nicht seine Art war, bat er die Stubenkollegen: »Bitte, laßt mich in Ruhe, ich hab euch doch nichts getan«, womit er die anderen nur animierte. Am stärksten profilierte sich Egon, bei dem es sich um den Stubenchef zu handeln schien.

»He du, haben die Retorten auch Schwänze?« provozierte dieser weiter.

»Vielleicht größere als ihr«, erwiderte Felix gereizt. Durch diese Bemerkung fühlten sich die anderen in ihrer Natürlichkeit verletzt. Daß ein Zuchtbüblein einfach behauptete, sein Pimmel sei größer als der ihrige, konnten sie nicht auf sich sitzenlassen. Sie forderten von Felix einen Tatsachenbeweis. Da er einen natürlichen Pimmel bisher nicht gesehen hatte, war Felix unsicher, ob seiner nicht zu klein ausfiele. Doch es gab für ihn keine Rückzugsmöglichkeiten, und da er sich nicht als Feigling bezeichnen lassen wollte, stellte er sich dem vergleichenden Wettbewerb. Rasch sprang Egon aus seinem Bett, um das Zimmerlicht anzuschalten. Nachdem für ausreichende Beleuchtung gesorgt war, stellten sich alle auf ihr Bett. Sogar Kurt, der bislang am wenigsten stänkerte, was daran lag, daß er erst vor drei Tagen operiert worden war, stellte sich der Konkurrenz. Weil er im Beckengips lag, zog er sich mit der linken Hand an dem Riemen, der über seinem Bett hing, empor. Mit der freien rechten Hand versuchte er, seinem Geschlechtsteil auf die Sprünge zu helfen.

Gespannt beobachtete Felix, auf seinem Bett stehend, Egons Wachstum und bekam es mit der Angst zu tun. Auf der Suche nach einem kleineren Pimmel fiel sein Blick auf Arnold, seinem unmittelbaren Bettnachbarn. Als er dessen Modell beäugte, fiel ihm ein Stein vom Herzen. In diesem Moment ging die Zimmertür auf und Schwester Agathe betrat den Raum. Laut schreiend brauste sie von Bett zu Bett und verpaßte jedem Jungen eine krachende Ohrfeige.

Anschließend wollte sie den Rädelsführer ermitteln. Spontan antworteten Egon und Arnold: »Felix war es.«

Dieser versuchte etwas zu sagen, doch Agathe schenkte ihm kein Gehör. »Du Mistkerl, und lügen tust du auch noch«, beschimpfte sie ihn. Mit den

Worten »Morgen wirst du etwas erleben«, trampelte der Trampel laut schreiend aus dem Zimmer.

Am nächsten Morgen herrschte auf Felix' Stube eine aufgeregte Stimmung. Gleich mußte Visite sein. Alle waren gespannt, wie wohl Doktor Zülcke auf den gestrigen Vorfall reagieren würde. Als Zülcke mit Agathe an seiner Seite das Zimmer betrat, spürte er förmlich das schlechte Gewissen seiner jungen Patienten. So ruhig hatte er die Jungs schon lange nicht mehr erlebt. Diese Beobachtung bewirkte, daß er diesen gegenüber innerlich gnädig gestimmt war, obwohl er nach außen hin den Strengen mimte. Das mußte sein, denn er konnte ja seiner finster dreinschauenden Agathe nicht in den Rücken fallen. »Jungs, euren Nachtschiff könnt ihr für die nächsten beiden Tage vergessen.« Auf Felix deutend, meldete sich Agathe: »Und was ist mit dem da, der war doch der Anführer?« wollte sie von ihrem Chef wissen. »Ach diesem«, gab Zülcke sich betont witzig, »werde ich nächste Woche seine Faxen wegoperieren.«

»Das kann nicht alles sein«, forderte die Stationsschwester ein höheres Strafmaß.

Mit der Bemerkung: »Gut, dann wird ihm viermal der Nachtschiff gestrichen«, erhöhte Zülcke Felix' Strafe und war froh, nicht mehr mit dieser Lappalie belästigt zu werden. Nun konnte er sich seinen eigentlichen Aufgaben widmen. Als erstes teilte er Egon mit, daß er nächste Woche mit seiner Entlassung rechnen könne, was Felix freudig registrierte. Doch sein Gesicht verfinsterte sich, als Zülcke ihm mitteilte: »Anfang nächster Woche muß ich dich operieren und morgen machen wir beide einen Ausflug in die Uniklinik.« Felix nickte, keiner merkte, wie er gegen die Tränen ankämpfte. Den ganzen Tag waren seine Gedanken bei der Operation, obwohl er krampfhaft nach Ablenkung suchte. Letztlich war er sogar froh, zur Blutuntersuchung ins Labor zu müssen, obwohl er es haßte, in den Finger gestochen zu werden.

Nachmittags verschlechterte sich seine Stimmung zusehends. Es war Besuchstag. Felix war neidisch auf den Besuch, den die anderen Kinder von ihren Eltern und Verwandten bekamen. Zum ersten Mal schlich sich bei ihm das Gefühl ein, eigentlich keine Eltern mehr oder noch nie richtige gehabt zu haben. Zwar hing er nicht mehr an Zuhause, doch er fühlte sich momentan von seinen Eltern sehr im Stich gelassen. Wenn sein Bruder, Karl der Echte, hier liegen würde, machte er sich klar, hätten ihn seine Alten,

selbst wenn Tübingen hunderttausend Kilometer von Arnschwang entfernt wäre, bestimmt besucht.

Nachdenklich ging Felix den Stationsflur entlang und hörte, wie ein Junge zu seiner Mutter sagte: »Mama, das ist unser Falscher.« Daraufhin flüsterte sie ihrem Jungen zu: »Nicht so laut, Anton«. Trotzdem wollte sie von ihm wissen: »Wo kommt der denn her?«

Als er die beiden belauschte, fiel Felix die Geschichte von den Liliputanern ein. Frau Perlinger von der Pyramide hatte sie ihm einmal erzählt. Diese Liliputaner mußten sich vor vielen Jahren im Zirkus wegen ihrer geringen Größe von den »Normalen«, wie die Natürlichen damals hießen, auslachen lassen. »Verspottet zu werden war ihr Beruf«, erklärte ihm Frau Perlinger in Dreieich. Obwohl er wie die Natürlichen aussah, fühlte sich Felix in diesem Augenblick den Liliputanern näher. So wie mir, dachte er, muß es denen auch ergangen sein. Grübelnd stellte er für sich fest: Sicher hat ein solcher Liliputaner, wenn er ins Krankenhaus mußte, nie Besuch bekommen. Den ganzen Tag über fragte sich Felix im geheimen: Warum müssen die Echten bloß immer so fies sein?

Nach seiner zweiten unruhigen Nacht wurde Felix in aller Frühe von einem jungen Pfleger geweckt. Dieser war wenigstens höflich und meinte mitfühlend: »Tut mir selber leid, dich so früh zu wecken, aber der Chef hat es angeordnet. Du sollst eine halbe Stunde vor der Vorlesung, in der Uniklinik sein.« Überrascht fragte Felix den Pfleger: »Was soll ich denn bei den Studenten, ich habe gedacht, ich muß dorthin, um untersucht zu werden?«

»Ach weißt du«, versuchte der Pfleger ihn zu beruhigen, »diese Studenten wollen alle einmal Ärzte werden, und das können sie nicht allein durch Bücher, sie brauchen richtige Fälle, die ihnen bei ihrer Ausbildung helfen.«

Felix fuhr ihn gereizt an: »Ich will aber zur Zeit niemandem helfen, ich habegenug eigene Probleme.« Still lächelnd versuchte daraufhin der Pfleger Felix zu überreden: »Empfindest du dein Verhalten nicht als ziemlich egoistisch? Du kannst nicht immer nur an dich denken!« Als er jedoch merkte, daß er mit solchen Sprüchen bei Felix nicht landen konnte und dieser keine Anstalten machte, sich aus seinem Bett zu erheben, fühlte er sich gezwungen, doch Druck auszuüben. Schließlich wollte er keinen Anschuß durch Zülcke riskieren. »Mir ist es egal, aber der Herr Doktor Zülcke wird ziemlich sauer sein, wenn er umsonst auf dich wartet.«

Kaum hatte er diesen Satz zu Ende gesprochen, erhob sich Felix gemächlich von seinem Schlafplatz. Den Coolen mimend, murmelte er: »Na gut, wer will es sich schon mit jemandem verderben, von dem er weiß, daß dieser in ein paar Tagen mit dem Messer auf einen losgeht.«

Der Pfleger war stolz auf sich, betrachtete er es doch als seine persönliche Leistung, Felix dazu gebracht zu haben, die Studenten bei ihren Studien zu unterstützen. Seit er den Namen Zülcke ins Spiel gebracht hatte, funktionierte Felix wie am Schnürchen, und der Pfleger konnte ihn pünktlich um sieben Uhr dreißig, eine halbe Stunde vor Vorlesungsbeginn, in der Uniklinik abliefern. Dort wurde Felix von einer jungen Frau erwartet, die ihn in einen Raum führte, der direkt neben dem Vorlesungssaal lag. Nicht von ihrer Freundlichkeit abweichend, meinte sie: »So, und jetzt wollen wir uns mal frei machen.«

Felix wußte mittlerweile, daß diese Bemerkung nichts mit Meditation zu tun hatte. Jedoch nervte es ihn langsam, er war immerhin fast vierzehn Jahre alt, daß er permanent gezwungen wurde, sich nackt darzustellen. Er verspürte das Bedürfnis, sich nicht vorhandene Stärke vorzugaukeln. Dazu benutzte er diese nette junge Frau, indem er zu ihr sagte: »Wenn Sie sagen, wir wollen uns ausziehen, dann meinen Sie sicher, daß wir beide uns ausziehen sollen?«

Zu seiner Überraschung reagierte diese Frau überhaupt nicht auf seine Flegeleien, wodurch er sich verletzt fühlte. Mit den Worten »Mach dich schon fertig, ich schaue später noch einmal vorbei«, verließ die junge Frau den Raum. Da sich Felix zu diesem Zeitpunkt nicht vorstellen konnte, daß sich auch Ärzte manchmal nur dumm verhalten, wertete er das Nichtreagieren der jungen Frau so: Scheiße, die nimmt mich genauso wenig ernst wie die anderen!

Unterdessen füllte sich allmählich der Hörsaal. Zülckes Vorlesungen waren bei den Medizinstudenten sehr beliebt. Er galt bezüglich der Retortenchirurgie als Kapazität. In dieser Wissenschaft lag Deutschland hinten, obwohl der für Forschung zuständige Minister Friesenhuber enorme Summen zur Verfügung stellte, die der Retortenwissenschaft helfen sollten, den Anschluß an die internationale Spitze wiederzufinden. Zülcke war nach dem Ableben Professor Brinkmanns der einzige deutsche Mediziner, der auf diesem Gebiet über internationales Format verfügte. Besonders bewunderten die Studenten seine wagemutigen operativen Hilfsabsichten am künstlich gezeugten Mitmenschen. Hierbei konzentrierte er sich haupt-

sächlich auf den Kopf, wobei er der Meinung war, durch ein spezielles Operationsverfahren die Gefühlsstrukturen seiner Patienten im positiven Sinn beeinflussen zu können.

Zu Beginn seiner Medizinerkarriere war Zülcke scharfer Kritik bis hin zur Verleumdung ausgesetzt. Orthodoxe Feinde der Alternativmenschen bezichtigten ihn der Nachmanipulation an Retorten. Inzwischen hatten die dümmsten Kritiker seiner Alternativmedizin aber begriffen, wie töricht solch ein Vorwurf war, und daß Zülckes Arbeit nicht zuletzt auch ihnen etwas brachte. Konnten doch viele Erkenntnisse, die er bei seinen operativen Eingriffen gewann, ebenso bei Natürlichen angewandt werden. Der gesamtgesellschaftliche Nutzen seiner Tätigkeit war nicht mehr von der Hand zu weisen.

Dieses Wissen nützte Felix denkbar wenig, als er so allein in seinem Kämmerlein auf seinen Auftritt wartete. Er bekam es wieder einmal mit der Angst zu tun und versuchte sich abzulenken, indem er in den herumliegenden Zeitungen blätterte. Bei einem Heft mit dem Titel »Der Tierfreund« wurde ihm plötzlich seine persönliche Situation bewußt. Es handelte sich um einen Artikel über einen amerikanischen Tierfreund, der seine Tierliebe zum Beruf machte, indem er Hundezüchter wurde. Felix staunte nicht schlecht, aus den Zeilen zu entnehmen, daß es in den USA bald erlaubt sein werde, die längst ausgestorbenen Liliputaner erneut ins Leben zurück-zuholen. Im amerikanischen Kongreß, so stand in dem Heft, sei vor kurzem ein Gesetz zur Zulassung des Lebensrechts für gezüchtete Kleinwüchsige verabschiedet worden. Am meisten freute sich der erwähnte Tierfreund John O'Neil: »Endlich habe ich bald für meine Hunde kleine Verkäufer.« Felix ekelte sich beim Durchlesen dieses Artikels so, daß er es nicht schaffte, ihn zu Ende zu lesen.

Dazu hätte er ohnehin keine Zeit gehabt, denn als er das Heft gerade weglegte, kam die von ihm schon lange erwartete junge Frau, um ihn nackt in die wissenschaftliche Arena zu führen.

Als er verschämt den Hörsaal betrat, empfing ihn Doktor Zülcke mit einem freundlichen Händedruck und bat ihn, auf einem speziell für wissenschaftliche Modelle vorgesehenen Stuhl Platz zu nehmen. Um einen eventuellen Erfolg seiner Operation nicht zu gefährden, setzte sich Felix. Über ihm hing das Röntgenbild von seinem Schädel.

Zu Beginn seiner Ausführungen erklärte Zülcke: »Um Mißverständnisse von vornherein aus dem Weg zu räumen – das nackte Erscheinungsbild

unseres Patienten hat nicht das geringste mit meinem geplanten operativen Eingriff zu tun. Ich habe die Blöße angeordnet, um dadurch eventuelle Vorurteile bei den jüngeren Semestern abzubauen. Sie, meine Damen und Herren, sollen selbst sehen, daß sich unser künstlicher Freund anatomisch in keiner Weise von uns Natürlichen unterscheidet.« Anschließend bat er Felix: »Bitte steh auf und dreh dich um, zeige den jungen Leuten, daß bei dir alles dran ist.«

Felix tat zwar, was Zülcke anordnete, doch es fiel ihm sehr schwer, diese Demütigung zu ertragen. Er fühlte sich wie eine Retortennutte und empfand Zülcke als seinen Zuhälter. Nachdem die Studenten Felix von allen Seiten betrachtet hatten, ging Zülcke zum wissenschaftlichen Teil seiner Ausführungen über. Davon verstand Felix nicht allzuviel. Nach einiger Zeit begriff er dennoch, daß die Geschichte mit dem Tumor erstunken und erlogen war.

Für Felix unüberhörbar, erklärte Zülcke, daß er eine Operation wagen wolle, die sich eigentlich noch in der Experimentierphase befinde. »Doch irgendwann muß auch ein Anfang gemacht werden, und ich stelle mich dieser Verantwortung. Wenn Tierversuche erlaubt wären, hätte ich schon lange diesen notwendigen Schritt gewagt. Diese meine Operation, davon gehe ich aus, wird das Gefühlsleben von Felix und von vielen anderen Alternativmenschen verändern und kann vielleicht helfen, daß die ganze natürliche Menschheit lernt, mit ihren Gefühlen besser umzugehen.« Bei Zülckes letztem Satz war sogar in den Gesichtern seiner treuesten Fans leichte Skepsis zu bemerken.

Für Felix jedoch war nach dem, was er hier gerade gehört hatte, die Sache mit der Operation gelaufen. Nein, ich laß mich von denen nicht zu einem Experiment mißbrauchen. Soll der Zülcke sich einen anderen Doofen suchen!

Da er in Grafeneck gelernt hatte, daß berechnendes Verhalten zum Überleben notwendig war, wußte er, daß er taktisch vorgehen mußte, obwohl er innerlich kochte.

Besonders ärgerte ihn, daß Zülcke, der mit ihm immer über seinen angeblich nicht zu unterschätzenden Tumor gesprochen hatte, ihn belogen hatte. Noch nackt in seinem Stuhl sitzend, war Felix klar, daß er aus der Klinik türmen mußte, um der gefürchteten Operation zu entgehen. Doch welche Möglichkeiten gab es für ihn, sich seinen humanistischen Wächtern zu entziehen?

Eine geringe Chance sah Felix darin, sich das Vertrauen des Personals zu erschleichen, und dieses Vertrauen bei passender Gelegenheit aus Gründen der Selbstverteidigung zu mißbrauchen.

Allerdings erschien ihm diese Möglichkeit wegen der Penischau vor zwei Tagen nicht sehr realistisch.

Vom lauten Klatschen der Zuhörer wurde Felix jäh aus seinen Gedanken gerissen. Schnell begriff er, daß die Veranstaltung zu Ende war.

Er mußte auf der Hut sein und durfte sich bei einem eventuell stattfindenden Gespräch mit Zülcke keine Fehler leisten. Solche Patzer könnten im wahrsten Sinne des Wortes tödlich für ihn enden.

Nachdem Zülcke sich für den Applaus bedankt hatte, drehte er sich kurz zur Seite und erschrak. »Was machst du denn da noch?« fauchte er Felix an, um danach mit vorwurfsvollem Gesicht die sich um den Patienten kümmernde junge Frau zu fragen: »Warum haben Sie ihn nicht rechtzeitig zurückgebracht?«

»Weil Sie mir in der Veranstaltung nicht das verabredete Zeichen gegeben haben, Sie waren zu sehr in Ihre Rede vertieft.«

Als Felix den beiden zuhörte, wußte er: Zülcke war an seiner Eitelkeit zu packen, das ist vielleicht eine Chance.

»Warst du die ganze Zeit über im Hörsaal?«

»Ja, ich war die ganze Zeit über dabei«, antwortete Felix trocken.

»Und du hast alles mitgehört?« fragte Zülcke weiterhin neugierig.

»Ja, das habe ich«, sagte Felix, äußerlich gefaßt wirkend.

»Hast du alles kapiert?« fragte Zülcke unsicher.

»Nein, nur das, was mich betrifft.« Felix spielte den Sichereren.

»Was meinst du damit?« bohrte Zülcke nach.

»Ach nur, daß Sie mich halt belogen haben.«

Zülcke brauste autoritär auf: »Was denkst du dir eigentlich, mich als Lügner zu beschimpfen? Und selbst wenn ich dir nicht die ganze Wahrheit gesagt haben sollte, dann nur in deinem Interesse!«

»Das weiß ich doch«, heuchelte Felix geschickt.

»Was weißt du?« fragte Zülcke überrascht.

»Daß Sie ganz in Ordnung sind, mich aber falsch eingeschätzt haben«, log Felix brillant.

»Jetzt mußt du mir ein wenig auf die Sprünge helfen. Wieso meinst du, daß ich dich nicht richtig eingeschätzt habe?«

Felix spielte den netten naiven Jungen:

»Ja, daß Sie ...«, er stotterte absichtlich, «halt gemeint haben, ...so denke ich es mir halt..., daß Sie gemeint haben, ich bin zu ängstlich, und Sie müßten mich schonen.«

»Aber du hattest doch immer Angst vor einer solchen Operation gehabt?« fragte Zülcke skeptisch.

Felix antwortete betont charmant: »Herr Zülcke, ich bitte Sie, Sie mit Ihrer Berufs- und Lebenserfahrung müßten wissen, daß bei so einer Sache immer etwas schiefgehen kann ...«

»Es gibt fast keine Sache ohne Risiko«, unterbrach ihn Zülcke.

»Weiß ich«, sagte Felix lässig, »doch wenn man wegen eines Tumors stirbt, dann ist das schon ganz beschissen, aber wenn ich sterbe und dies ... für die Volksgesundheit wichtig ist, ... ein solches Opfer hätte, wenn etwas passieren würde, was ich wirklich nicht glaube, wenigstens einen Sinn.«

Zülcke war baff angesichts solch kindlicher Naivität und Selbstlosigkeit. Er legte die Hand auf Felix' Schulter und meinte: »Mein' Freund, viele Menschen würden dir für deine Einstellung, wenn sie von ihr wüßten, dankbar sein.« Dabei dachte er in seinem Hinterkopf an seine Zukunft. Er malte sich die Gesichter seiner Kollegen aus, wenn er mit Felix nach gelungener Operation auf Ärzte-Kongressen auftauchen würde. Ja, die Vorstellung Felix langfristig als Kongreßretorte einzuplanen, gefiel ihm so sehr, daß er dies wohlwollend zum Eisessen einlud.

Dies paßte hervorragend in Felix' Konzept der vertrauensbildenden Maßnahmen.

Aber vorher mußte er noch eine Kleinigkeit klären: »Ist es nicht besser«, schlug er Zülcke höflich vor, »wenn das mit dem Eis unter uns Männern bleibt und die Schwester Agathe davon nichts mitbekommt?«

»Ach so«, schmunzelte Zülcke, »du meinst sicher, Schwester Agathe würde es komisch finden, wenn ich dir den Nachtschrank sperre und mit dir anschließend Eisessen gehe?« Worauf Felix feststellte: »Na ja, ich mein, begeistert wäre sie wahrscheinlich nicht gerade.«

Während sich beide nach der Vorlesung zu Fuß zur nahegelegenen Eisdielen aufmachten, bekam Felix von Zülcke ein Extra-Lob: »Ich muß schon sagen, daß ich dich für dein Alter als unheimlich weitsichtig empfinde.«

Felix war mit dem bisherigen Verlauf des Gesprächs äußerst zufrieden. Er hatte Zülcke geknackt. Einmal überlegte er ganz kurz, ob er die Situation



nutzen sollte, um sich über seine Zimmerkollegen zu beschweren, doch verwarf er diesen Gedanken sehr schnell.

Nachdem beide in der Eisdiele ihr Eis gegessen und Zülcke gezahlt hatte, meinte er: »Ich habe in der Stadt einige Kleinigkeiten zu erledigen, würdest du dir zutrauen, allein zu Frau Berthold in die Uniklinik zurückzugehen?« Und ob sich das Felix zutraute. Die letzten zwei Stunden hatte er gegrübelt, wie es wohl am einfachsten wäre, sich zu verdünnisieren. Daß dies so leicht wäre, hätte er wirklich nicht gedacht.

An einer Bushaltestelle, stieg er in einen gerade ankommenden Elektrobus und fuhr mit diesem stadtauswärts.

**Einige Stunden später**, in der Klinik, wunderte sich Schwester Agathe sehr über Felix' lange Abwesenheit. Sie telefonierte mit Frau Berthold von der Uniklinik. »Ich kann Ihnen da auch nichts Genaueres sagen. Ich weiß nur, daß er zusammen mit Herrn Doktor Zülcke weggegangen ist. Bisher sind die zwei nicht wieder aufgetaucht.« Es war bereits Abend, als Doktor Zülcke sich bei Schwester Agathe meldete. »Schicken Sie den Felix zu mir herunter!«

»Aber der ist doch bei Ihnen«, sagte Agathe. Sie verstand überhaupt nichts mehr, was ebenso auf Zülcke zutraf. Während sich Zülcke sorgte, fand Agathe für Felix nur böse Worte: »Ein Lump ist er und sowas wie der taugt nichts, das habe ich gleich gewußt«, gab sie ungefragt ihre Meinung ab.

Zülcke forderte sie auf, sich kein vorschnelles Bild zu machen und verteidigte Felix: »Bisher hatte ich von dem Jungen gar keinen schlechten Eindruck gehabt.« Worauf Agathe ihrem Chef gegenüber bemerkte: »Entschuldigen Sie, Herr Doktor, abgehauen ist er, und Sie haben sich von ihm ganz schön um den kleinen Finger wickeln lassen!« Daß Felix ihn übers Ohr gehauen haben sollte, vermochte Zülcke nicht recht einzusehen, weil er mit ihm heute so ein gutes Gespräch geführt hatte. »Wie dem auch sei«, meinte Zülcke einlenkend zu seiner Stationsschwester, »eine Vermißtanzeige müssen wir auf jeden Fall stellen.« Im Befehlston fragte er die Schwester: »Können Sie das machen?«

»Ja, mach ich, aber wer sagt den Eltern Bescheid?«

»Das können wir auch morgen erledigen, denn falls sich bis dahin alles aufgeklärt haben sollte, haben wir Felix' Eltern eine schlaflose Nacht erspart.«

Am nächsten Morgen, von Felix gab es noch keine Spur, übernahm Doktor Zülcke die unangenehme Pflicht, Fischer von dem Verschwinden seines Sohnes zu unterrichten. Er verschob dieses Gespräch von Stunde zu Stunde. Er hatte Angst, sich Vorwürfe anhören zu müssen. Umso zufriedener war er, als Fischer freundschaftlich kooperativ reagierte. »Mir war

klar, daß der noch allerhand anstellen wird«, meinte er zu Zülcke. Ansonsten schien sich Karl senior hauptsächlich zu schämen, daß sein Junge nun von seinen Polizei-Kollegen gesucht wurde. Als Zülcke ihn mit den Worten: »Wir können uns unsere Kinder leider nicht aussuchen«, zu beruhigen versuchte, antwortete ihm Fischer mit dem Selbstvorwurf: »Ich schon, ich hätte mir den Lumpen erst gar nicht bestellen brauchen.«

Im Verlauf dieses Gesprächs begriff Zülcke, daß sich Fischer gar nicht um Felix sorgte, sondern seine negative Meinung über ihn bestätigt wissen wollte. Er beendete dann bald das Gespräch. Zülcke war in einer absolut beschissenen Stimmung. Wenn Felix nicht bald auftauchen sollte, mußte er, was ihm klar war, seinen ganzen Operationsplan ändern. Auch einem befreundeten Kölner Chirurgen, der ihm bei seiner gewagten Operation assistieren wollte, mußte er absagen.

So saß Zülcke in seinem Arbeitszimmer und wartete ungeduldig auf ein Lebenszeichen von Felix. Jedesmal, wenn das Telefon klingelte, stürzte er zum Hörer, um anschließend enttäuscht über ein anderes Thema reden zu müssen. Es war schon drei Uhr nachmittags, als das Bildtelefon sich erneut meldete, Zülcke wollte gar nicht mehr abheben. Widerwillig nahm er den Hörer ab. Auf dem Bildschirm war ein Polizeibeamter zu sehen. Dieser stellte sich als Polizeimeister Schreiner vor und teilte mit, daß sie in Wolfratshausen einen herumsträunenden Jungen aufgegriffen hätten. »Deshalb haben wir uns gedacht, daß Sie den Jungen mal anschauen, vielleicht ist es der verschwundene Retortenmensch.« Ungeduldig bat Zülcke, den Jungen vor den Bildschirm zu führen. »Moment, mein Kollege kommt gleich mit ihm«, vertröstete ihn Polizeimeister Schreiner.

Es dauerte ungefähr zwei Minuten, bis Zülcke sah, wie Felix von einem anderen Beamten in das Dienstzimmer geführt wurde. »Das ist er«, rief Zülcke sichtlich erfreut. Worauf ihm der Polizeibeamte erwiderte: »Ja, da sind wir auch froh, daß wir wissen, mit wem wir es zu tun haben.«

»Wollen Sie mit dem Ausreißer gleich einige Takte reden?«

»Nein«, antwortete Zülcke, »ich finde es verantwortungsvoller, darüber mit ihm in einer vertrauten Umgebung zu sprechen.« Was ihn jetzt nur noch interessierte, war die Frage, wie Felix am schnellsten in die Klinik zurückkommen könnte. »Es ist eilig«, versuchte er die Polizeibeamten unter Druck zu setzen.

Diese erklärten ihm: »So schnell geht das auch wieder nicht, schließlich haben wir unsere Vorschriften.« Felix werde von ihnen bis zum Ende der

geographischen Zuständigkeitsgrenze gebracht. Dort würden ihn andere Beamte abholen und weiterbringen. »Dies geht«, fuhr der Polizeibeamte Schreiner fort, »bis nach Tübingen, aber gegen acht Uhr können Sie mit seiner Ankunft rechnen.«

Relativ zufrieden beendete Zülcke das Gespräch, ging zur Station von Schwester Agathe und teilte dieser Felix' baldige Ankunft mit, worauf sie mit einem sadistischen Lächeln in ihren Augen sagte: »Der kann sich bei mir auf etwas gefaßt machen, dem werde ich meine Meinung geigen.«

»Das werden Sie nicht«, entgegnete ihr Zülcke schroff.

»Den Flegel wollen Sie noch in Schutz nehmen?« fragte ihn daraufhin Agathe ziemlich entrüstet.

Nun platzte Zülcke und stellte gereizt fest: »Schwester Agathe, ich tu es nicht gern, aber ich muß sie darauf hinweisen, daß ich hier die Anweisungen zu geben habe!«

Sichtlich getroffen erkundigte sich Agathe spöttisch: »Kann ich noch etwas für Ihren Lieblingspatienten tun?«

Zülcke wollte losbrüllen, beherrschte sich aber. Mit fester Stimme erklärte er: »Ich verbitte mir Ihren Ton und möchte, daß Sie dem Jungen ein Einzelzimmer zurechtmachen.«

Agathe nickte auf diese Anweisungen verständnislos, weshalb Zülcke einlenkend bemerkte: »Ich denke, der hat so viel mitgemacht in den letzten Stunden, er braucht erst einmal seine Ruhe.« Worauf Agathe mit den Worten »Wenn Sie meinen« das Ihrige dazugeben mußte.

Unten, in seinem Arbeitszimmer angekommen, fiel ihm plötzlich ein, daß er Felix' Vater versprochen hatte, sich bei Neuigkeiten sofort bei ihm zu melden. Lustlos wählte er Fischers Nummer. »Na ja, endlich mal ne Nachricht«, sagte der, kaum Freude zeigend, und bat: »Bitte vermitteln Sie mir ein Gespräch mit ihm, wenn der Lausbub in der Klinik angekommen ist, ich muß ihn mal fragen, wieso er mir so eine Schande angetan hat.«

Es kostete Zülcke etliche Mühe, Herrn Fischer dazu zu überreden, sich erst morgen Felix vorzuknöpfen. Als er sein Gespräch mit Fischer beendet hatte, dachte er sich: Verdammt noch mal, ich muß aufpassen, in zwei Tagen soll die Operation sein, nicht daß mir die Leute den Jungen vorher kaputt machen.

Es war inzwischen fast sieben Uhr abends. Ungeduldig wartete Zülcke auf die Ankunft seines entflohenen Patienten. Er wollte unbedingt mit ihm reden und wissen, weshalb er getürmt sei.

Es war kurz vor einundzwanzig Uhr, als sein Telefon klingelte. Er hob den Hörer ab und hörte die unangenehm poltrige Stimme von Agathe: »Der Ausreißer ist da«, berichtete sie und fragte: »Soll ich ihn wirklich noch um diese Uhrzeit zu Ihnen herschicken?«

Nach zirka zehn Minuten klopfte es an Zülckes Tür, und Felix kam in Begleitung von Agathe herein. Taktlos schwätzte sie gleich los: »Bin vorsichtshalber gleich mitgegangen, nicht daß der Ausreißer gleich noch einmal türmt!« Zülcke reagierte zynisch: »Danke, daß Sie immer ein wenig vorausdenken, aber jetzt lassen Sie uns bitte allein!«

Zülcke gab sich freundlich. »Setz dich bitte, und schau nicht so ängstlich, ich zerreiße dich schon nicht.« Felix nahm wortlos Platz. Zülcke redete weiter: »Du hast mir aber einen schönen Schrecken eingejagt.« Obwohl Zülcke ihn anlächelte, zeigte Felix überhaupt keine Reaktion, es schien, als habe er die Sprache verloren. Ungeachtet dessen bohrte Zülcke weiter: »Wir hatten uns so gut verstanden, was hat dich dazu getrieben, einfach davonzulaufen?«

Plötzlich zuckte Felix zusammen und heulte drauflos. »Weil mich keiner mag, keiner mag mich«, wiederholte sich Felix mehrmals.

Zülcke brachte den fast kindlich naiven Einwand: »Aber ich mag dich.«

Felix reagierte auf seine Weise darauf, er heulte noch heftiger und machte Zülcke den Vorwurf: »Sie mögen mich nur deshalb, weil Sie mich unbedingt operieren wollen.«

In diesem Moment sah Zülcke ein, daß es keinen Sinn hatte, mit Felix das Gespräch fortzuführen. Beschwichtigend meinte er: »Felix, laß uns morgen weiterreden, schlaf dich zuerst aus, ich ruf die Nachtschwester an, damit diese dich auf dein Zimmer bringt.«

Noch während er sprach, wählte er die Nummer der Nachtschwester. Es dauerte nicht einmal zwei Minuten, bis Schwester Beate kam. Beate war wesentlich jünger als Agathe und wirkte nicht so kalt wie diese. Verunsichert, aber wohlwollend, versuchte sie auf dem Weg nach oben mit Felix ein Gespräch zu führen. »Na, wirst aber müde sein«, sagte sie, worauf ihr Felix mit einem knappen »Ja« antwortete. Mit den gut gemeinten Worten: »Dann schlaf dich mal tüchtig aus, hast morgen einen harten Tag vor dir«, erinnerte sie Felix an die ihm bevorstehende Zeit.

Als Schwester Beate gegangen war, fühlte sich Felix erleichtert. Endlich war er allein. Je mehr er nachdachte, umso stärker empfand er sich als

Versager. Wie konnte ich mich dermaßen dumm anstellen, daß sie mich so schnell erwischten? Vor der bevorstehenden Operation hatte er momentan keine Angst mehr. Im Stillen sehnte er sich sogar danach und hoffte, daß sie sein sinnloses und trübes Leben beendete. Natürlich hatte er Angst vor der eventuell auf ihn zukommenden Hölle, aber seine Vorstellungen von dort waren ziemlich abstrakt im Gegensatz zu dem alltäglich erlebten Trübsal. Immer stärker freundete er sich mit dem Gedanken an, daß die Operation mißlingen würde. Letztlich schien ihm klar, daß er übermorgen tot sein würde. Ja, mit der Zeit war er sogar gespannt, wie es in der Hölle sein würde. Bisher hatte er darüber zwar nur Schlimmes gehört – jedoch von Leuten, denen er mißtraute. Vielleicht war die Hölle etwas Schönes? Er hoffte auf eine angenehmeres Leben nach dem Tod und schlief bei dieser Vorstellung ein.

Am nächsten Morgen wurde Felix von Agathe aus seinen schönsten Höhlenträumen gerissen. »Aufstehen, heute gibt es viel zu tun.«

»Was denn?«

»Na, die operationsvorbereitenden Maßnahmen, du kommst doch morgen unters Messer.«

»Das ist aber toll!«

»Bei dir ist, glaube ich, wirklich was Falsches manipuliert worden.«

Felix überhörte diese Bemerkung und dachte sich, ganz aufs Sterben eingestellt: Was soll's, ab morgen habe ich von diesem Drachen meine Ruhe.

»Bekomme ich kein Frühstück?«

»Nein, dein Magen muß bei der Operation ganz leer sein, du darfst heute den ganzen Tag nichts essen.«

Felix nahm dies gelassen hin und stürzte sich fast mit Begeisterung in die letzten operationsvorbereitenden Untersuchungen.

Gegen Nachmittag wurde er zu Doktor Zülcke gerufen, dem er erklärte, daß ihm das mit dem Davonlaufen ziemlich leid täte, woraufhin ihn Zülcke großzügig anlog: »Ach, das habe ich vergessen. Entscheidend ist, daß du wieder zur Vernunft gekommen bist.«

Nachdem Zülcke seine Untersuchungen an ihm beendet hatte, meinte er zu Felix: »So, jetzt muß ich deinen Vater anrufen, der will mit dir reden.«

Obwohl Felix versuchte, Zülcke zu überreden, ihm nicht auch noch das Gespräch mit seinem Vater zuzumuten, hielt dieser an seiner Absicht fest. »Na ja, den Kopf wird er dir nicht abreißen.« Er wählte Felix' Vater an. Als

dieser auf dem Bildschirm erschien, sagte Zülcke: »Herr Fischer, ich lasse Sie jetzt mit Ihrem Sohn allein, da ich auf die Station muß. Seien Sie bitte nicht zu streng mit Felix, er hat morgen einen harten Tag vor sich.«

Herr Fischer erwiderte gelassen: »Der kann schon etwas aushalten, den kenne ich gut genug.« Daraufhin verließ Zülcke verlegen mit einem »Na dann« den Raum.

»Hast mich ganz schön vor meinen Kollegen blamiert.«

»Dir geht's wohl nur darum, ja nicht blamiert zu werden?«

»Wie redest du überhaupt mit deinem Vater, na warte, wenn ich dich zwischen meinen Fingern hätte ... «

»Dann würdest mich wohl schlagen?«

»Worauf du dich verlassen könntest!«

»Weiß ich, du kannst nichts anderes außer Lügen und Schlagen!«

Nun lief sein Vater rot an und schrie mit einem Ausdruck von Hilflosigkeit in die Sprechanlage: »Hast du überhaupt keinen Respekt mehr vor deinem Vater?«

»Du bist ja gar nicht mein Vater, mein Vater ist der Herr Wurf von der Firma Kinderglück und überhaupt: warum hast du mir das mit dem Tumor vorgelogen?«

»Weil ich es gut mit dir gemeint habe ...«, brüllte der Vater. »Wer hat dir das alles eigentlich erzählt?«

»Ich soll doch nicht petzen, hast du mir einmal beigebracht.«

»Wieso habe ich mir nur sowas wie dich angetan?«

Der Vater schlug die Hände theatralisch über den Kopf, dann sagte er ruhiger:

»Felix, du hast morgen eine schwere Operation vor dir, ich verzeihe dir, laß uns in Frieden auseinandergehen.«

»Du hoffst also, daß ich bald sterbe?«

»Dreh mir nicht jedes Wort im Mund um... Ich wünsch dir für die Operation alles Gute... Mach's gut, ... ich geb dir mal' die Mama.« Kaum hatte er ausgesprochen, war er auch schon von der Bildfläche verschwunden. Es dauerte wenige Sekunden, bis Felix' Mutter auf dem Schirm auftauchte.

»Komm Felix, werd etwas braver.«

»Wie soll ich das anstellen, alles was ich tu, mach ich falsch.«

»Ach, bilde dir das nicht ein, außerdem habe ich eine Überraschung für dich.«

»Was denn?«

»Ja, wegen der Kirche ...«

»Aber damit habe ich nichts zu tun«, unterbrach Felix seine Mutter.

»Doch, doch, Felix, der Papst in Rom will es vielleicht im Herbst schon erlauben, daß du getauft wirst.«

»Extra wegen mir?«

»Nein, nicht nur du allein, alle Leute, die so wie du sind, können getauft werden... Also, sei schön brav, dann kann aus dir noch ein Engel werden, ... und für die Operation drücke ich dir beide Daumen, obwohl ich weiß, daß alles gut gehen wird.«

»Ich muß Schluß machen, du weißt ja, ich habe morgen einen harten Tag vor mir. Mach's gut.«

»Du auch, mein Junge.«

Felix war froh, als seine Mutter endlich aus dem Bild verschwand. Ihre guten Wünsche nützten ihm wenig, sie verunsicherten ihn eher. Zu oft hatte er miterlebt, daß Erwachsene in gewissen Situationen das Beste wünschen und das Schlechteste hoffen.

»Na, hast du's hinter dich gebracht?« Zülcke war zurückgekehrt.

»Ja.«

»War's schlimm?«

»Es ging.«

»Ich wußte ja, daß es nicht so schlimm werden würde. Geh jetzt bitte auf dein Zimmer und versuche, dich ein wenig zu erholen ... Oder warte einen Moment, ich werde dich begleiten.«

»Herr Zülcke, Sie brauchen keine Angst zu haben, ich lauf schon nicht mehr davon.«

»Nein, daran habe ich wirklich nicht gedacht, ich wollte mich noch einmal auf der Station umsehen.«

Nachdem Zülcke Felix auf dessen Zimmer gebracht hatte, verabschiedete er sich.

»In drei Stunden bekommst du von der Schwester eine Beruhigungsspritze. Bis morgen, Kopf hoch.«

An das Gespräch mit seiner Mutter denkend, zweifelte Felix das erste Mal, ob seine Entscheidung für die Hölle richtig war. Vielleicht ist das Leben viel einfacher, wenn man getauft ist, aber zum Taufen ist es zu spät, dachte er wehmütig.



Agathe erschien mit einer kleinen Spritze in der rechten Hand, die auf Felix alles andere als beruhigend wirkte. Ohne auch nur ein Wort zu sagen, drehte sie ihn auf die Seite, zog ihm die Hose herunter und jagte die Spritze ins Hinterteil. Trotz anfänglicher Schmerzen schlief Felix schnell ein. Die ganze Nacht über träumte er erneut von der Hölle. Es war ein schöner Traum. Nachdem er bei der Operation starb, wurde er in der Hölle gleich von Luzifer empfangen.

»Brauchst keine Angst zu haben, Felix«, sprach Luzifer, »schön, daß du da bist, hab keine Angst vor mir, alles was dir deine Leute über mich erzählt haben, ist erlogen, genauso wie vieles andere, was sie dir vorgemacht haben.«

»Stimmt, und mit der Operation haben sie mich auch angelogen, so'ne Gemeinheit.«

»Ärgere dich nicht mehr, du bist sie für immer los, komm laß dich in den Arm nehmen.«

»Aber heiß habt ihr es hier schon.«

»Jedoch nicht so heiß, wie sie es dir erzählt haben, es ist nicht viel wärmer als in Spanien und da fahren jedes Jahr enorm viele Leute hin.«

»Echt?«

»Ja, Junge ... versuch zu schlafen, hattest eine anstrengende Reise und rege dich nicht mehr auf über die schlimmen Menschen, die müssen alle einmal in den Himmel und dort für immer den braven, langweiligen, natürlichen Erwachsenen spielen.«

Glücklich darüber, daß die Entscheidung für die Hölle offenbar die richtige gewesen war, schlief Felix in Luzifers Armen ein.

Als er in aller Frühe geweckt wurde, fragte er müde, aber übergücklich: »Luzifer, bist du's?« Worauf ihn eine unangenehm bekannte Stimme anschrie: »Noch nicht wach sein und schon Frechheiten im Kopf.«

Als Felix die Augen aufschlug, erkannte er Agathe, die ihm zu seiner endgültigen Beruhigung noch einmal eine Spritze verpaßte. »Du wirst gleich abgeholt«, meinte sie zu ihm, bevor sie sein Zimmer verließ. Schade, daß ich von Luzifer nur geträumt habe, bedauerte Felix sein Wiedererwachen. Doch nach einigen Minuten bemerkte er, daß er immer müder wurde. Anfangs versuchte er noch, gegen diese Müdigkeit anzukämpfen, begriff aber schnell seine Chancenlosigkeit.

Als Felix wieder zu sich kam, hatte er schreckliche Kopfschmerzen. Vor seinem Krankenbett standen Agathe, Zülcke, einige jüngere Assistenzärzte

und der Kölner Kollege Braun, der Zülcke bei der Operation mit Rat und Tat zur Seite gestanden hatte. Felix schrie laut vor Schmerzen, war jedoch unfähig, seine Beschwerden mitzuteilen, ihm fehlten die Worte. So konnte er keine Antwort geben, als Zülcke ihn fragte: »Na Felix, jetzt hast du es überstanden, wie geht es dir denn?«

Felix kreischte nur unverständliche Laute. Daran und an seinem schmerzverzerrten Gesicht konnten die um ihn Herumstehenden erkennen, daß er starke Schmerzen hatte. Zülcke ordnete eine schmerzstillende Spritze an und zog sich anschließend mit seinen Kollegen zur Beratung in das Ärztezimmer zurück.

»Was hast du für einen Eindruck von ihm, Georg?« wandte sich Zülcke fragend an seinen Kölner Kollegen Braun.

»Ich weiß nicht genau, ... ich möchte nicht schwarzmalen.«

»Rück schon raus, was vermutest du?«

»Ja, ... ich meine, ... daß wir bei dem Eingriff unter Umständen den Sprach- und Gedächtnisspeicher beschädigt haben könnten, aber Genaueres kann nur eine spezielle Nachuntersuchung zu Tage bringen.«

»Bin auch deiner Meinung, daß umgehend, wenn sein Schädel vernarbt ist, eine umfassende elektronische Gehirndiagnose durchzuführen ist.«

»Und was halten Sie davon, Frau Schildmann?« Zülcke wollte nun die Meinung seiner jungen Assistenzärztin wissen.

»Wenn ich ehrlich bin, habe ich schon unauffälliger vernähte Operationswunden gesehen.«

»Typisch Frau, ... aber liebe Kollegin, bedenken Sie bitte bei Ihrem Urteil, daß ich kein Schönheits-, sondern ein Persönlichkeitschirurg bin.«

In diesem Moment ging die Tür auf, und die Stationsschwester Agathe betrat den Raum. »Entschuldigung, daß ich Sie störe, aber der Vater hat angerufen und wünscht, Sie zu sprechen.«

»Sagen Sie Herrn Fischer, ich komme gleich.«

Am Bildschirmtelefon heuchelte er: »Gut, daß Sie anrufen, Herr Fischer.«

»Schließlich muß ich mich um Felix kümmern, er ist ja doch mein Kind. Wird er durchkommen?«

»Da brauchen Sie sich überhaupt keine Sorgen zu machen.«

»So, dann wird er also durchkommen? Und wie geht es ihm jetzt?«

»Bisher ist die Operation nach Plan verlaufen, doch bevor ich etwas Endgültiges sagen kann, müssen eine Menge Nachuntersuchungen abgewartet werden.«

»Kann ich meinen Sohn schon sprechen?«

»Wo denken Sie hin, Felix liegt auf der Intensivstation und braucht dringend Ruhe. Ein Gespräch kann ich allenfalls in zirka einer Woche zulassen, und selbst da will ich mich nicht festlegen.«

Als Zülcke den Hörer aufgelegt hatte, war er froh, Felix' Vater nicht mehr sehen zu müssen. Er war genug mit seinen eigenen Problemen beschäftigt. Immer wieder waren seine Gedanken bei der Operation. Der heutige Tag sollte der große Durchbruch in der Retortenchirurgie werden. Jetzt sah es eher nach einer bitteren Niederlage für ihn aus. Gelegentlich dachte er an Felix, machte sich Vorwürfe, ihn vielleicht um seinen Verstand gebracht zu haben. Mehr noch mußte er an seine Kritiker denken. Diese würden die Gelegenheit nutzen, ihm vorzuwerfen, er betreibe skrupellos unverantwortliche Experimente auf Kosten von Alternativmenschen. Selbstkritisch warf er sich jetzt vor, daß es ein Fehler gewesen war, die geplante Operation vorher in der medizinischen Öffentlichkeit bekanntgegeben zu haben. Da muß ich mich nicht wundern, wenn ich den ganzen neugierigen Blicken der Ärzteschaft ausgesetzt bin, dachte er voller Selbstmitleid.

Drei Tage gingen ins' Land. Felix hatte weiter starke Schmerzen und heulte fast den ganzen Tag. Er hatte, wie durch die erste elektronische Gehirndiagnose angenommen werden mußte, seine Sprache und sein Gedächtnis verloren. Schwester Agathe rief zwar des öfteren: »Ich bin's, erkennst du mich?« Aber sie wäre mit Sicherheit die letzte gewesen, bei der Felix Reaktionen gezeigt hätte.

Am frühen Nachmittag wurde er in das Diagnosezimmer gefahren, wo die junge Ärztin eine Menge Kabel um seinen zerschundenen Kopf legte, die sie an ein elektronisches Meßgerät anschloß. Unterdessen warteten im Ärztezimmer ihre anderen Kollegen auf die Ergebnisse. Zülcke riß ihr die ersten Bögen aus der Hand. Während er die Ergebnisse betrachtete, machte sich in seinem Gesicht der alte selbstsichere Ausdruck breit und er begann zu dozieren: »Es ist, wie ich es mir gedacht habe, eine kurzfristige Störung des Sprachzentrums, verursacht durch einen Operationsschock, mit Sprachtherapie kriegen wir wieder alles hin.«

Daraufhin platzte Frau Schildmann spontan heraus: »Sie meinen also ein paar Monate Sprachtherapie und er kann schwätzen wie unser Chef?«

Zülcke tat, als hätte er diese Spitze nicht gehört und wandte sich den anderen Stationsärzten zu: »So, jetzt will ich Sie entlassen, Sie haben auf

Ihren Stationen sicherlich genug zu tun.« Und an die junge Ärztin gewandt: »Ach ja, Frau Schildmann, wenn sich bei dem Patienten etwas Neues abzeichnet, würde ich es begrüßen, wenn Sie mich gleich zu Rate ziehen. Ich wünsche es nicht, daß Sie an dem Jungen rumpfuschen!«

Allein mit seinem Kölner Kollegen bemerkte dieser zu Zülcke: »Bist du dir wirklich sicher, daß der Junge nach diesem Befund durch die Aneignung von Sprache zu seinem Gedächtnis findet?«

»Ich wußte, daß ich dir altem Fuchs nichts vormachen kann, aber ich denke, die Chancen stehen Fünfzig zu Fünfzig.«

»Hoffen wir das beste. Ich muß nun zum Zug, es war schön, mit dir mal wieder zusammengearbeitet zu haben.«

Drei Wochen waren seit Felix' Operation vergangen. Die Operationsnarbe war ziemlich rasch verheilt, nur die Schmerzen wollten nicht vergehen. Schlimm daran war, daß er dies mangels Sprache niemandem mitteilen konnte. Als Zülcke ihn bei einer Visite die Hände über den Kopf schlagen sah, dachte der: Hoffentlich ist mir der Kerl nicht verhaltensgestört geworden. Anschließend gab er der Stationsärztin Schildmann die Anweisung, mit der Sprachtherapie zu beginnen. »Ist das nicht noch zu früh?« warf diese skeptisch ein, worauf Zülcke abfällig meinte: »Sie mit Ihrem Unwissen, mit so einer Therapie kann man nicht früh genug anfangen.« Damit verließ er die Station.

Am nächsten Tag wurde Felix zur Sprachtherapie geführt. Die Frau, die ihm das Sprechen beibringen sollte, hieß Anna und war stolz auf ihr berufliches Wirken. Besonders befriedigte es sie, Menschen zu helfen, denen es erheblich schlechter ging als ihr. Gegenüber künstlich gezeugten Mitmenschen hatte sie seit langem keine Vorurteile mehr. Deshalb war sie auch Mitglied des CRNF, des Clubs der Retorten und ihrer Natürlichen Freunde.

Obwohl schon einige Jahre im Beruf, spürte sie die Herausforderung, die ein Fall wie Felix bedeutete. Dieser schien wirklich nichts zu begreifen. Vergeblich deutete sie mit dem Finger immer wieder auf sich und sagte langsam, laut und deutlich »Anna«. Dann zeigte sie auf Felix und sprach dazu laut »Felix«. Als der nicht reagierte, dachte sie besorgt, wenn sich bei dem nicht bald etwas tut, wird ihn der Zülcke wohl in eine humane Sterbeklinik überweisen. In dieser Situation bereute sie, daß ihre Kollegin Wilhelmine Jansen vor vier Jahren in Pension gegangen war. Diese hatte in ihrem langen Berufsleben noch Behinderte therapiert. Als sie so grübelte,

packte sie plötzlich der Ehrgeiz. Sie wollte sich beweisen, den schwierigsten Fällen gewachsen zu sein. Und sie wußte, daß zum Helfen auch der Mut dazugehört, jemandem weh zu tun. Spontan fiel ihr die Nadel ein. Sie nahm diese und stach Felix in den rechten Oberarm. Der Versuch erwies sich als erfolgreich. Felix schrie: »Au.« Um sicher zu gehen, daß der Junge mit »Au« nicht die Nadel meinte, provozierte sie mit einem kleinen Therapiehämmerchen bei Felix weitere Schmerzen. Erst als er auch hier »Au« rief, war sie sicher und überschüttete Felix mit Lob. Zwar war sie sich bewußt, daß Felix ihr Lob nicht wahrnehmen konnte, doch ihr Standpunkt war, daß man gerade bei solchen Geschöpfen auf die Würde achten sollte.

Als Zülcke einige Tage später Felix' Fortschritte mitgeteilt wurden, meinte er hoffnungsfroh: »Den kriegen wir wieder flott.« Was Zülcke nicht wußte, war die Tatsache, daß Felix mittlerweile flotter war, als er zu denken gewagt hätte. Nachdem der Junge die ersten Worte gelernt hatte, fand er sehr schnell zu seiner Sprache und zu seinem Gedächtnis zurück, was er allerdings als sein Geheimnis hütete. Er merkte, wie wichtig es Zülcke war, daß er seine Sprache wiedererlangte. Mit seiner Sprachverweigerung wollte sich Felix an ihm rächen. Nebenbei fand er es spannend, was die Leute alles in seiner Anwesenheit redeten, in der Annahme, daß er nichts verstünde.

Daher war es logisch, daß seine anfangs relativ erfolgreiche Sprachentwicklung bald wieder ins Stocken geriet. Nur in der Therapie, wenn Anna eine Nadel oder andere schmerzauslösende Instrumente in der Hand hielt, spendierte er ihr einige Brocken. Die Worte, die in Felix' neuem Wortschatz am häufigsten vorkamen, waren »Kopf, aua«. Hier erhielt er Pillen, die er bitter nötig hatte, denn seit dieser Operation, die den spontanen lebens-tüchtigen Menschen in ihm fördern sollte, machten ihm ständig wiederkehrende starke Kopfschmerzen zu schaffen.

Einmal bekam Felix völlig unvorbereitet Besuch von seinen Eltern. Das heißt, zuerst gingen sie in die Sprechstunde des Herrn Zülcke, um sich dort nach dem Befinden ihres Sohnes zu erkundigen. »Wir sind zufällig in der Gegend und wollen dies zum Anlaß nehmen, unseren elterlichen Pflichten nachzukommen.«

»Tag, gut, daß Sie kommen ... Ja, Felix geht es den Umständen entsprechend gut, ... bloß die Aneignung von Sprache bereitet ihm ziemliche Schwierigkeiten, obwohl hier Fortschritte erkennbar sind.«

»Hat er im Gefühlsbereich auch Fortschritte gemacht?«

»Wissen Sie, liebe Frau Fischer, davon gehe ich aus, letztlich können nur die nächsten Jahre den Erfolg einer solchen Operation beweisen.«

»Dann wollen wir hoffen, daß Sie mit Ihrer Einschätzung Recht haben«, sagte Herr Fischer, und seine Frau fragte:

»Können wir unseren Buben jetzt sehen?«

»Aber sicher, ... zur Vorwarnung möchte ich Ihnen sagen: seien Sie bitte nicht allzu sehr enttäuscht, Ihr Junge wird Sie noch nicht erkennen. Dieser Zustand ist jedoch eine vorübergehende Erscheinung.«

Auf dem Weg zur Station meinte Felix' Mutter: »Der Bub wird aber Augen machen, wenn er uns sieht!«

»Falls er uns bemerkt«, schränkte der skeptische Vater ein.

Er sollte Recht behalten. Als sie Felix begrüßten, reagierte dieser abwesend. Er war sprachlos und spielte den Sprachlosen. Da er wieder Schmerzen verspürte, griff er sich mit beiden Händen an den Kopf und schrie: »Kopf, auh!«

Dies veranlaßte seinen Vater zu der Bemerkung: »Alles habe ich erwartet, aber nicht, daß sie aus ihm einen Halbaffen machen würden.«

»Karl, sag nicht sowas, noch dazu wenn er dabei ist.«

»Ach Fanny, schau ihn dir doch an, der Depp da kapiert eh nichts.«

In diesem Moment kam Frau Schildmann herein, um an Felix einige Untersuchungen vorzunehmen. »Laß uns gehen, Fanny«, sagte Karl, »die Frau Doktor hat zu arbeiten, und mit dem«, wobei er abschätzig auf Felix schaute, »ist nichts anzufangen.«

Felix war erleichtert, als sie gingen. Er war froh, mit Frau Schildmann allein zu sein. Sie war der einzige Mensch in der Klinik, der ihm sympathisch erschien. Nie hatte sie sich in seiner Anwesenheit verächtlich über ihn geäußert, obwohl sie genau wie die anderen davon ausgehen mußte, daß Felix von seiner Umwelt nicht viel mitbekäme. Als Felix' Eltern verschwunden waren, meinte Frau Schildmann: »Armer Junge, mit solchen Eltern würde ich auch nicht reden.«

»Deshalb war ich gerade stumm.«

»Was? ... Das wirft mich ja um, ... du bekommst alles mit?«

»Schon lange.«

»Warum sagst du das erst jetzt?«

»Weil dann alle immer mehr von mir wollen... Und überhaupt, warum soll ich mit jemandem reden, wenn mich doch keiner leiden kann?«

»Aber Felix, das stimmt nicht.«

»Ich weiß, Sie sind anders, deshalb rede ich auch mit Ihnen, ... aber bitte, erzählen Sie es nicht den anderen, daß ich ganz normal bin.«

Jetzt kam Frau Schildmann ziemlich ins Grübeln. Einerseits imponierte der kritischen Medizinerin, wie der bald vierzehn Jahre alte Felix versuchte, durch Verweigerung seine Identität zu retten. Andererseits könnte es sie, wenn sie sich zu seiner Komplizin machen ließe, den Job kosten. Daher antwortete sie Felix ausweichend: »Das kann ich dir nicht so einfach versprechen.«

»Bitte, bitte ... sagen Sie den anderen nichts, ... es ist meine Sache, ob ich reden will.«

»Na gut, laß uns morgen darüber noch einmal sprechen, ... bis dahin bin ich verschwiegen wie ein Grab.«

»Danke, ... Frau Doktor. Finden Sie meine Narbe auch häßlich?«

»Hübsch ist sie nicht gerade, doch dagegen läßt sich etwas machen. Soll ich dir noch Schmerztabletten bringen lassen?«

»Ja, werde ich jetzt immer Kopfschmerzen haben?«

»Ich hoffe nicht, ... glaube ich eigentlich kaum.«

Nachdem die junge Ärztin gegangen war, fühlte sich Felix nach langer Zeit wieder einmal gefühlsmäßig richtig wohl.

Am nächsten Tag, als Frau Schildmann mit Herrn Zülcke zur Visite erschien, lächelte er sie gleich an. »Ein freundliches Gesicht macht er aber heute«, stellte daraufhin Zülcke fest, wobei Frau Schildmann Felix versteckt zuschmunzelte. Danach wandte sie sich an ihren Chef: »Hat sich, was meinen Sie, unser Patient durch die Operation chronische Kopfschmerzen eingehandelt?«

»Wir können ja noch einmal eine Untersuchung machen lassen.«

»Halten Sie es für möglich?« hakte Frau Schildmann nach.

»Für möglich halte ich fast alles, aber selbst wenn die Schmerzen chronisch sind, ist dies kein Beinbruch«, sagte Zülcke.

»Wie meinen Sie das?«

»Ja, gegen Kopfschmerzen gibt es schnell wirkende Pillen, ... hat vielleicht sogar seine Vorteile.«

»Wo soll da ein Vorteil sein?«

»Wissen Sie, verehrte junge Kollegin, der Kollege Braun hat in seinen neuesten Untersuchungen festgestellt, daß besonders bei Alternativmenschen eine starke Neigung zum Alkohol besteht...«

»Und?«

»Da Tabletten und Alkohol zusammen nicht besonders verträglich sind, können wir davon ausgehen, daß unser junger Freund kein Alkoholiker wird.«

»Find ich nicht besonders witzig!« bemerkte Frau Schildmann.

»Gut, reden wir wieder ernsthaft, ... mit der Sprache scheint es bei unserem Freund ziemlich zu hapern, mit ein paar Elektroschocks könnten wir ihn vielleicht auf Vordermann bringen.«

»Lassen Sie es mich vorher mit meiner Methode versuchen.«

»Verehrte Kollegin, das bringt nichts, glauben Sie mir, ... mit ein paar Streicheleinheiten machen Sie aus diesem da kein Sprachgenie ... Offen gesagt, manchmal meine ich, daß Sie zu weich für unseren Beruf sind.«

»Ach was, Sie haben mich meine Vorstellungen nie ausprobieren lassen.«

»Ich denke, daß Sie manchmal etwas ... zu weit gehen... Aber bitte, ich überlasse Ihnen unseren Felix. Er gehört Ihnen meinetwegen ganz allein, und dann will ich sehen, was Sie erreicht haben«, sagte Zülcke.

Frau Schildmann bedankte sich und wirkte derart selbstsicher, daß Zülcke skeptisch nachfragte: »Und Sie trauen sich das wirklich zu?«

»Natürlich«, war ihre Antwort.

Als die beiden Ärzte das Krankenzimmer verließen, meinte Frau Schildmann zu Felix: »Bis später.«

Zülcke, der dies mithörte, lachte daraufhin innerlich: Dieses naive Weib tut gerade so, als verstünde dieser Mensch schon wieder jedes Wort.

Einige Minuten später kam die nette Frau Doktor in Felix' Zimmer zurück. Kaum hatte sie die Tür aufgemacht, schimpfte er drauflos: »Dieser Zülcke ist ein Riesenarschloch!«

»Felix, sowas sollst du nicht sagen.«

»Stimmt aber.«

»Irgendwie hast du recht, doch versprich mir, sowas nicht zu sagen, wenn andere dabei sind, sonst gibt's bloß Ärger.«

»Mit denen rede ich eh nichts«, sagte Felix.

»Aber bald mußt du wieder sprechen.«

»Nein, kommt gar nicht in die Tüte!«

»Du willst doch nicht dein Leben lang in dieser gräßlichen Klinik bleiben?« fragte Frau Schildmann.

»Aber nach Grafeneck, in die Anstalt, will ich auch nicht unbedingt.«



»Man könnte sich ja nach anderen Möglichkeiten umsehen.«

»Was meinen Sie denn da?«

»Du wirst bald vierzehn, ich denke vielleicht an eine Wohngemeinschaft für alternative Jugendliche.«

»Können ruhig Retorten sagen.«

»Soll ich mich mal für dich erkundigen?« fragte Frau Schildmann.

»Wäre toll«, meinte Felix.

»Wenn du in einem solchen Modell leben würdest, könnte ich dich dann besuchen?«

»Das würden Sie echt machen?«

»Echt!«

»Na gut, dann werde ich mir das mit dem Sprechen noch einmal überlegen ... gut, ich rede bald wieder, aber erst in zehn Tagen.«

»Ist mir ganz recht so.«

Die zehn Tage, in denen Frau Schildmann offiziell mit Felix das Sprechen übte, empfanden beide als eine schöne Zeit. Felix war froh, mit jemandem reden zu können und nicht aufpassen zu müssen, etwas Falsches zu sagen. Außerdem empfand er es als angenehm, daß er die junge Frau oft ganz für sich allein hatte. Frau Schildmann wußte diese Tage ebenfalls zu schätzen. Soviel Zeit hätte sie sich für jeden Patienten gewünscht. Obwohl Felix alternativ war, ein derart aufgeschlossenes, ursprüngliches, spontanes Kind hatte sie, selbst natürliche Kinder eingeschlossen, schon lange nicht mehr erlebt. Komisch, dachte sie, Felix' Akten studierend, darin steht, daß Felix ein trotziges, verschlossenes und schwieriges Kind ist.

Während sie grübelte, kam ihr auf einmal die Idee: Verdankt Felix sein lebendiges Wesen etwa Zülckes Operation? Das war für sie eine unangenehme Vorstellung, deshalb verdrängte sie, daß dieser unsympathische Typ erfolgreich gewesen sein könnte und bastelte sich eine andere Erklärung für diesen Widerspruch: Diejenigen, denen Felix bisher ausgesetzt war, hatten halt keinen Funken Ahnung, wie man mit solchen Kindern umgeht. Doch ganz sicher fühlte sie sich bei ihrer Interpretation nicht.

Der Tag, an dem Frau Schildmann ihre therapeutischen Fertigkeiten unter Beweis stellen konnte, war gekommen. Zülcke wollte sehen, was diese junge selbstbewußte Kollegin erreicht hatte. Frau Schildmann hatte sich auf diesen Tag gemeinsam mit Felix bestens vorbereitet.

»Guten Morgen, Herr Doktor«, sagte Felix.

»Ich glaub, ich hör nicht richtig. Junge, du hast dich aber verändert ... Frau Kollegin, trotz unserer Differenzen, muß ich Ihnen schon sagen, wenn ich mir das Ergebnis Ihrer Arbeit betrachte, ist es für mich ein Rätsel, wie Sie innerhalb von so kurzer Zeit zu solchen Resultaten gekommen sind.«

»Das liegt vor allem auch an Felix' fleißiger Mitarbeit.«

»Natürlich, der Felix ist ein tüchtiger Junge.«

Am Schluß der Visite ordnete Zülcke an, den jungen Patienten wieder in einem Mehrbettzimmer unterzubringen, da eine Isolation in einem Einzelzimmer nicht mehr vertretbar sei.

Obwohl Zülcke es mit seiner Verlegung vielleicht wirklich gut meinte, konnte sich Felix mit diesem Gedanken gar nicht anfreunden. In seinem Einzelzimmer hatte er Ruhe, und außerdem war es schön, mit Frau Schildmann zu plaudern. Nein, Felix wollte auf jeden Fall in seinem Einzelzimmer bleiben. Wie das jedoch zu erreichen war, davon hatte er nicht die geringste Vorstellung. Mal abwarten, bis die Frau Doktor kommt, dachte er sich. Doch Frau Doktor kam an diesem Vormittag überhaupt nicht mehr. Sie führte unten bei Zülcke ein ausführliches Fachgespräch. Als sie nach dem Mittagessen endlich bei Felix erschien, meinte er leicht vorwurfsvoll: »Da sind Sie ja, wo waren Sie bloß die ganze Zeit?«

»Weißt du Felix, du mußt auch lernen, dich ohne mich zu beschäftigen, ich kann mich nicht um dich allein kümmern, ... ich hab noch andere Sachen zu tun.«

Irgend etwas stimmte heute nicht mit ihr, sie redete ganz anders als sonst, dachte Felix. Um sich Gewißheit zu verschaffen, fragte er sie: »Frau Doktor, sind Sie etwa böse auf mich?«

»Ach nein, ... warum sollte ich auch, du mußt nur akzeptieren, was ich dir eben gesagt habe.«

»Okay«, sagte Felix und dachte sich, jeder Mensch braucht seine Geheimnisse, und fragte seine Ärztin, das Thema wechselnd: »Was können wir dagegen machen, daß mich der blöde Zülcke in ein Mehrbettzimmer legen will?«

»Sag nicht immer ‚der blöde Zülcke‘, der Mann ist gar nicht so schlimm.«

»Aber Sie haben selbst gesagt, daß der nicht alle beisammen hat?«

»Kann schon sein, daß ich so etwas gesagt habe, aber dann habe ich mich eben geirrt.«

»Auf einmal soll der in Ordnung sein?«

»Manchmal ist er vielleicht etwas komisch, in Wahrheit ist er ein sehr weicher Mensch und auf seinem Fachgebiet ein Genie. Merkst du nicht, daß du seit deiner Operation ein völlig neuer Mensch geworden bist?«

»Vor allem habe ich seitdem Kopfschmerzen.«

»Ich glaube, manchmal überschätze ich dich und erwarte zuviel von dir, ... was Zülcke an dir gemacht hat, kannst du in deinem Alter noch gar nicht begreifen, ... sicher wirst du das später zu würdigen wissen.«

»Muß ich jetzt in ein Mehrbettzimmer?«

»Natürlich, ein Junge wie du gehört zu seinen Altersgenossen, glaub mir, das ist das beste für dich.«

»Na ja, wenn es sein muß«, resignierte Felix. Frau Schildmann verabschiedete sich freundlich-verlegen von ihm: »Mach's gut, wir sehen uns morgen.«

Zum ersten Mal seit seinem inzwischen fünfwöchigen Klinikaufenthalt war Felix froh, daß Frau Schildmann ging. Er spürte, daß er sie an Zülcke verloren hatte, obwohl er nicht wußte, wieso und warum. Das Verhängnisvolle an seiner Situation war, daß er Zülcke haßte, aber gegen ihn als Konkurrenten machtlos war.

Während er gerade dabei war, die gefühlsmäßige Trennung von Frau Schildmann zu bedauern, ging die Tür auf und Stationsschwester Agathe kam herein. »Bub«, meinte diese, »pack deine Sachen zusammen und geh' auf dein ehemaliges Zimmer, dort wird gerade ein Bett für dich gemacht.«

»Mach ich gleich«, antwortete Felix.

»Laß dir ruhig Zeit«, sagte Agathe in ungewohnter Freundlichkeit. Er räumte sein Nachtkästchen leer und packte die wenigen ihm gehörenden Sachen in seine rote Leinentasche.

Anschließend ging er mit gemischten Gefühlen auf sein altes Zimmer zurück. Kurt stand am Fenster. »Du hast keinen Beckengips mehr und kannst wieder laufen?«

»Siehste ja, ich bin fast schon wieder richtig natürlich«, antwortete ihm dieser ziemlich stolz. »Und dir«, fragte Kurt, auf Felix' Kopfnarbe deutend zurück, »haben sie wohl dein Gehirn amputiert?« Die anderen Jungen lachten. In diesem Moment erkannte Felix, daß nun Kurt die Rolle des Stubenchefs übernommen hatte, und stellte sich innerlich aufs schlimmste ein. Ein Irrtum. »Das mit der Gehirnamputation war nur Spaß«, entschuldigte sich Kurt, und zu den anderen gewandt sagte er: »Die Retorte ist mein Kumpel, und wer ihn anmacht, bekommt es mit mir zu tun«, woraufhin diese nick-

ten. Felix ahnte, daß Kurt versuchte, mit ihm als interessanten Freund anzugehen. Dies erschien ihm jedoch wesentlich angenehmer, als zum wiederholten Mal Pöbeleien ausgesetzt zu sein.

Neugierig, wie Freunde nun einmal sind, wollte Kurt von Felix wissen: »Wie waren denn deine letzten Wochen?« Als Felix erzählte, daß er zwei Wochen nicht gesprochen hatte und alle glaubten, er hätte das Sprechen verlernt, stieg er in Kurts Achtung enorm. Sich auf die Schenkeln klopfend, konnte dieser nur die Wörter »Geil, Alter« ausstoßen. Auch die anderen Jungs amüsierten sich über Felix' Geschichte. »Unsere Torte ist ein starker Typ«, stellte einer von ihnen bewundernd fest. Daß sie ihn »die Torte« nannten, mißfiel Felix zwar, aber letztlich war er froh, sich durch seine Geschichten bei den natürlichen Jungs integriert fühlen zu dürfen. Dies half ihm ein wenig über den Kummer mit Frau Schildmann hinweg.

Am nächsten Tag, bei der üblichen Visite, wurde er von Zülcke gefragt: »Wie gefällt es dir in deinem neuen alten Zimmer?«

»Ganz gut.«

»Habe ich dir ja gesagt, Felix, daß du dich hier ziemlich wohl fühlen wirst«, fügte Frau Schildmann hinzu.

»Die Frau Doktor scheint auf dich einen großen Einfluß zu haben«, mußte auch Zülcke seinen Kommentar dazugeben, wobei er Frau Schildmann anerkennend in die Augen sah. Felix fiel es schwer, mitansehen zu müssen, wie sich die beiden Ärzte vor seinen Augen so unverschämt gut verstanden. Einer solchen Ziege habe ich vertraut, schimpfte er des öfteren, an Frau Schildmann denkend, still vor sich hin.

Felix war mittlerweile schon wieder eine Woche in seinem alten Zimmer. Er langweilte sich dort sehr und wünschte, aus dieser Klinik entlassen zu werden, obwohl er nicht wußte, wohin er sollte. Grafeneck empfand er als keine angenehme Perspektive. Zwar hatte ihm Frau Schildmann etwas von einer Wohngemeinschaft erzählt, doch da hatte sie ihn sicherlich angelogen. Als Felix so über seine mögliche Entlassung nachdachte, wußte er nicht, daß diese schon vorbereitet wurde. Im Stationszimmer unterhielten sich ungefähr zur selben Uhrzeit Schwester Agathe, die junge Frau Doktor und Herr Zülcke über das gleiche Thema.

»Wie kommt denn jetzt Felix mit seinen Zimmerkollegen zurecht?« wollte Zülcke von Agathe wissen.

»Das steht in gar keinem Vergleich zu früher, die kommen blendend miteinander aus.«

»Dann kann man also sagen, daß sich Felix' Solidarverhalten, bedingt durch die Operation, positiv entwickelt hat«, sagte Frau Schildmann.

»Wobei ich noch nicht einzuschätzen vermag, was Ihre intensive Arbeit dabei für eine Rolle spielte«, ergänzte Zülcke.

Nachdem sich alle einig waren, daß sich Felix' Persönlichkeitsstruktur entscheidend verbessert hatte, schlug die junge Frau Doktor seine Entlassung vor. Zur Bekräftigung ihres Vorschlags brachte sie das Argument: »Das neue Schuljahr hat begonnen, und es ist, meine ich, nicht zu verantworten, daß Felix in der Schule ins Hintertreffen gerät.«

Mit der Feststellung: »Na gut, dann entlassen wir ihn zum Wochenende«, schloß sich Zülcke den Vorstellungen seiner jungen Kollegin an.

Am nächsten Tag betrat Zülcke seit langer Zeit wieder einmal allein Felix' Krankenzimmer. Mit einem freundlichen Gesicht teilte er Felix mit: »Du wirst am Wochenende entlassen, freust du dich?«

»Mh, mh.«

»Wirkst aber nicht sehr begeistert!«

»Doch, doch.«

»Ich verstehe, du vermißt Frau Schildmann.«

»Nein.«

»Ist eine tüchtige Ärztin, sie hat heute frei, wirst sie aber sicher morgen noch sehen.«

»Wohin werde ich denn entlassen?« fragte Felix.

»Natürlich nach Grafeneck«, antwortete Zülcke.

»Muß ich nie mehr in die Klinik zurück?«

»Ganz aus den Augen werden wir uns nicht verlieren, in den Ferien kommst du ab und zu zur Nachuntersuchung zu uns, und in zwei Monaten mußt du zu einem Medizinerkongreß, da würde ich dich gerne mitnehmen. Ich kann mich doch auf deine Mitarbeit verlassen?«

»Ich weiß nicht, ob der Herr Grundeis, mein Heimleiter, dies überhaupt erlaubt.«

»Wenn ich mit ihm rede, dürfte es keine Probleme geben.«

Als Zülcke gegangen war, meinten Felix' Stubenkollegen voller Bewunderung zu ihm: »Mensch, Torte, bist du interessant.«

»Davon kann ich mir nichts kaufen.«

Am übernächsten Tag wurde Felix von Agathe und Doktor Zülcke herzlich verabschiedet. Er wunderte sich, daß die Frau Doktor nicht dabei war. Als er auf dem Weg zum Krankenwagen war, lief ihm Schwester Agathe nach

und rief: »Felix, du sollst kurz zur Frau Doktor kommen.« Widerwillig machte Felix kehrt und ging zu Frau Schildmann ins Ärztezimmer, die ihn betont freundlich empfing: »Schön, daß ich mich noch von Dir verabschieden kann.«

»Das muß nicht sein, Sie können mich ja sowieso nicht mehr leiden.«

»Wie kommst du denn darauf?« fragte Frau Schildmann.

»Die letzte Zeit haben Sie mit mir fast nichts mehr geredet.«

»Ich mußte mich zurückziehen. Die anderen Jungs hätten sonst zu Recht geglaubt, daß ich dich vorziehe.«

»Dann habe ich mir halt alles nur eingebildet.«

Frau Schildmann versprach Felix, daß sie ihm schreiben werde und schenkte ihm ein verpacktes Jugendbuch. Zum Abschied drückte sie ihm einen Kuß auf die Stirn, womit sie wohl zum Ausdruck bringen wollte, daß sie nichts gegen seine häßliche Narbe hätte.

Nachdem Felix dies hinter sich gebracht hatte, war er froh, endlich gehen zu können.

**Felix sass im Krankenwagen**, der ihn nach Grafeneck brachte. In einer Stunde würde er im Heim ankommen. Bei diesem Gedanken stellte sich bei ihm kein besonders gutes Gefühl ein. Eineinhalb Monate war er von Grafeneck fort gewesen. Doch es kam ihm vor, als wären es Jahre gewesen. Wie würden die Leute wohl auf ihn reagieren?

Felix lenkte sich ein wenig ab und packte das Buch aus, welches Frau Schildmann ihm geschenkt hatte. Im Buch überraschte ihn eine Widmung: »Aus Dank für die schönen Stunden unserer Zusammenarbeit«, stand da, »alles Gute von Deiner Frau Schildmann.« Während Felix dies las, dachte er: Ganz so schlimm, wie ich angenommen habe, scheint sie nicht zu sein.

Das Buch hieß »Des Geiers Erbe«. Felix blätterte darin und legte es bald zur Seite. Er konnte mit der Geschichte wenig anfangen. Im Gegenteil, er fühlte sich schon beim Überfliegen der Seiten verletzt. Die Geschichte handelte von einem böartigen Retortenmenschen, der durch seine überdurchschnittliche Intelligenz die gesamte Menschheit bedrohte. Was hat sich die Schildmann dabei gedacht, als sie mir dieses Buch schenkte? grübelte Felix. Als der Krankenwagen bei der Pforte in Grafeneck vorfuhr, dachte er: Scheiße, wir sind schon da, ergriff seine Tasche und meldete sich beim Anstaltspförtner. Dieser bat ihn gleich, zu Frau Blasche zu gehen. »Die wartet auf dich.«

Als Felix bei seiner Gruppe eintraf, empfing ihn Frau Blasche. »Schön, daß du da bist, bring gleich deine Sachen auf dein Zimmer.« Und optimistisch fügte sie hinzu: »Wollen wir hoffen, daß die Leute in der Klinik dich nicht ganz verdorben haben.«

Nachdem Felix seine Sachen verstaut hatte, mußte er noch beim Direktor vorsprechen. Auch dieser empfing ihn erwartungsgemäß freundlich. »Gut, daß du wieder bei uns bist. Du hast uns zwar in der Vergangenheit etlichen Kummer bereitet, doch ich bin, wie du sicher weißt, nicht nachtragend und hoffe, daß sich in Zukunft alles zum besten hin entwickelt.«

Am nächsten Tag hatte der Anstaltstrott Felix wieder. In der Schule machte er gleich in der ersten Stunde deutlich, daß er nicht gewillt war,

einen anständigen Schüler abzugeben. Locker wurde er von seinem Lehrer Fleischmann mit der Bemerkung »Unser Felix ist wieder da« begrüßt, und, auf seine Narbe anspielend, meinte er: »Wie ein alter Krieger, richtig furchterregend siehst du aus.« Das veranlaßte Felix zu der Feststellung: »Dies ist immer noch besser, als Ihren schleimigen Blick zu haben.« Da es Felix' erster Schultag war, überhörte Fleischmann diese Anzüglichkeit.

In der Mittagspause mußte Felix zu Grundeis. Auf dem Weg zu ihm fragte er sich leise: »Was will der nun von mir?«

Kaum hatte er dessen Büro betreten, sah er auf dem Telebild seinen Vater. Er hörte gerade noch, wie Grundeis sagte: »Dann will ich Sie mal mit Ihrem Sohn allein lassen, Herr Fischer.« Er stand auf, um seinen Stuhl für Felix freizumachen und verließ den Raum.

»Schön, daß du wieder gesund bist ... Habe gestern zufällig in der Klinik angerufen und war ganz überrascht, als die mir sagten, daß du schon in Grafeneck bist... Hast du noch irgendwelche Beschwerden?«

»Kopfschmerzen«, antwortete Felix.

»Dafür gibt es Tabletten.«

»Ihr habt euch ja lange nicht mehr sehen lassen.«

»Aber Bub, wir waren einmal bei dir in der Klinik, ... und du hast uns da gar nicht erkannt. Was hätte es gebracht, wenn wir dich weiter besucht hätten? Dir nichts, und für uns wäre es ein unnötiger Aufwand gewesen.«

»Ich versteh dich, einen Halbaffen wolltest halt doch nicht gern besuchen.«

»Was willst du mir da unterstellen?« fragte der Vater.

»Nur, daß du mich in der Zeit, als es mir schlecht ging, als Halbaffen und Depp bezeichnet hast.«

»Hast du etwa unseren Besuch doch mitbekommen?«

»Ja.«

»Ach, Felix, tut mir leid, manchmal sagt man einfach Sachen dahin, ohne sie überhaupt ernst zu meinen.«

»Das passiert mir auch öfter«, sagte Felix.

»Die Mama ist gerade nicht da, und ich soll dich von ihr fragen, ob dir die Schwester Agathe dein Taschengeld gegeben hat, bevor du entlassen wurdest.«

»Ja.«

»Und gefällt es dir in Grafeneck wieder, oder mußt du dich erst einleben?«



»Hier hat es mir nie gefallen.«

»Das kommt mit der Zeit.«

»Glaube ich nicht.«

»Also, Felix, mach es gut, du weißt ja, du kannst dich immer bei uns melden, wenn du Probleme hast. Einen Gruß von deinem Bruder und vor allem von der Mama soll ich dir noch ausrichten.«

Kurz nachdem der Bildschirm dunkel wurde, kam Grundeis in das Zimmer und fragte: »Na, hast du dich gut mit deinem Vater unterhalten?«

»Es ging«, sagte Felix.

»Ich meine schon lange, daß du einen ziemlich patenten Vater hast, müßtest eigentlich dankbar dafür sein und diesem keine Schande mehr bereiten. Aber das machst du ja auch nicht mehr.«

Nachdem Felix das Zimmer verlassen hatte, blätterte Grundeis in der Krankenakte, die er zugeschickt bekommen hatte. Enorm, was die aus diesem Kerl gemacht haben, dachte Grundeis, als er Felix' positive Entwicklung auf dem Papier nachvollzog.

In der Nachmittagspause, als er aus seinem Fenster schaute und Felix raufen sah, stellte er erleichtert fest: »Na, Übermenschen sind die in Tübingen doch nicht, sein Aggressionspotential scheinen sie nicht ganz in den Griff bekommen zu haben.«

Die ersten Wochen in Grafeneck war Felix intensiver und zugleich verdeckter Beobachtung durch das Personal ausgesetzt. Jeder wollte als erster an Felix neue Verhaltensweisen entdecken. Gerade während dieser Zeit mußte sich Felix sehr zusammennehmen, um nicht als schwarzes Alternativschaf gebrandmarkt zu werden.

Nachdem seine Betreuer ihre anfängliche Neugier überwunden hatten, entwickelte sich Felix für kurze Zeit zu einem anständigen und vor allen Dingen unauffälligen Anstaltsinsassen.

»Die Operation scheint etwas gebracht zu haben, hatte lange keinen Ärger mehr mit Felix«, meinte seine Erzieherin Frau Blasche zu einer Kollegin. Da auch Felix' Eltern von Direktor Grundeis informiert worden waren, daß sich ihr Sohn auf dem rechten Weg befände, erhöhten sie zur Belohnung das Taschengeld erheblich.

Felix lernte immer schneller, wie man sich in Grafeneck »ordentlich« verhält, um Ruhe zu haben. So goß er zum Beispiel, wenn er Blumendienst hatte, die Blumen im Aufenthaltsraum nur, wenn seine Erzieherin anwesend war. Sonst machte er nichts – es hätte sich nicht gelohnt, im Gegenteil.

Die Erzieherin würde mißtrauisch fragen: »Hast du die Blumen auch wirklich gegossen?«

Durch seine Fähigkeiten zum berechnenden Handeln blieb Felix im großen und ganzen von den üblichen Strafen verschont. Das einzige, was ihm noch Kummer bereitete, war die Vorstellung, ewig, gar lebenslänglich in Grafeneck bleiben zu müssen.

Er bekam Angst, einen der in der Anstalt angebotenen kreativen Berufe erlernen zu müssen. Nee, sagte er sich, Bürstenbinder, wo dann die Natürlichen als Zeichen, daß sie nichts gegen uns Zuchtmenschen haben, ein paar Bürsten kaufen, das ist nichts für mich. Gelegentlich dachte er: Wenn ich die Frau Doktor noch einmal treffe, sollte ich sie vielleicht einmal fragen, wie sie das damals in der Klinik mit der Wohngemeinschaft gemeint hatte.

Als Felix Grundeis zufällig über den Weg lief, sagte dieser: »Der Herr Doktor Zülcke hat mich in einem Brief gebeten, ihm die Erlaubnis zu erteilen, dich in vierzehn Tagen auf einen Mediziner-Kongreß mitnehmen zu dürfen. Hast du Lust dazu?«

»Natürlich«, antwortete Felix. Lächelnd bat Grundeis Felix, seine Institution auf dem Kongreß ja gut zu vertreten.

Ein Junge aus seiner Gruppe sagte anerkennend: »Du hast es schön, wirst einfach auf einen Kongreß nach Bremen eingeladen, muß wohl auf dich stehen, der Zülcke.«

Der einzige Ort, an dem Felix nicht den Erwartungen entsprach, war die Schule. Hier konnte er sich, was er sehr schnell spürte, des öfteren die eine oder andere Frechheit erlauben. Herr Fleischmann zeigte sich seit einiger Zeit Felix gegenüber sehr liberal, um nicht zu sagen unsicher. Jedesmal, wenn Felix meinte, durch Flegeleien Aufmerksamkeit erregen zu müssen, hielt sich Fleischmann mit seinen sonst üblichen Zurechtweisungen sehr zurück. Der Pädagoge war gegenüber Felix etwas verhaltensgestört, wußte er doch nicht, ob Felix für sein Verhalten selbst verantwortlich war, oder ob es sich bei dessen Entgleisungen um die Folgen einer operativen Fehlsteuerung handelte. Aus diesen Überlegungen heraus fiel es ihm besonders schwer, Felix als Person ernstzunehmen, und so entwickelte Fleischmann Felix gegenüber größer werdende Mitleidsgefühle, was dieser schnell merkte und sich wünschte, in der Schule endlich für voll genommen zu werden. Felix wollte von Fleischmann akzeptiert werden. Dieses Ziel, so

schien es ihm, sei nur durch Bestrafung zu erreichen. Doch Felix' intensiven Bemühungen blieb der Erfolg versagt. Bei Fleischmann lief er scheinbar gegen Gummiwände. Sogar für seine ärgsten Flegeleien zeigte dieser Verständnis.

Obwohl Fleischmann nach außen hin den souveränen Pädagogen spielte, wurde er innerlich immer unsicherer. Was ihm am meisten zu denken gab, war Felix' fortgesetzte Leistungsverweigerung. Eigentlich hätte er über dieses Problem schon lange mit Frau Blasche und Herrn Grundeis reden müssen. Davor drückte er sich, denn er wollte Felix vor verschärften erzieherischen Sanktionen schützen, weil seiner Meinung nach ein gewisser Herr Zülcke für Felix' Verhalten verantwortlich war. Der zweite Grund war, daß Fleischmann sein persönliches Image nicht gefährden wollte. In den Augen des Direktors galt er schließlich als selbstsicherer Pädagoge, der imstande war, alle Probleme eigenverantwortlich zu lösen.

Weil Fleischmann weiterhin zauderte und Felix' Leistungsstand für sich behielt, konnte sich bei Frau Blasche der Eindruck halten, daß Felix in allen Bereichen zu einem lebensstüchtigen Kind gemacht worden war.

Felix freute sich sehr auf den Bremer Kongreß, je näher der Zeitpunkt rückte. In acht Tagen sollte es soweit sein. Er spürte mehr und mehr, daß es an der Zeit war, Grafeneck zu verlassen, auch wenn es nur für ein Wochenende wäre. Langfristig mußte er sich etwas einfallen lassen, um Grafeneck für immer den Rücken kehren zu können.

Während Felix seinem Kongreß entgegenfieberte, wurde er noch einmal durch einen Anruf von seiner Mutter belästigt. Freudig teilte ihm diese am Bildschirm mit: »Endlich habe ich es schwarz auf weiß.«

»Was hast du schwarz auf weiß?«

»Ja, daß unser Papst in Rom erlaubt hat, daß auch Alternativmenschen das heilige Sakrament der Taufe erhalten können.«

»Und eine solch schwierige Entscheidung kann ein einzelner Mann treffen?«

»Der schon, der heilige Vater Michl ist schließlich der Stellvertreter Gottes auf Erden. Freust du dich, daß du jetzt auch Christ werden kannst?«

»Wann werde ich denn getauft?«

»Das geht nicht so schnell, du mußt vorher noch zum Taufunterricht gehen.«

»Ist aber komisch.«

»Warum? Da wirst du auf dein Leben mit Gott vorbereitet.«

»Aber wenn ein echtes Kind getauft wird, muß es vorher auch nicht zum Unterricht.«

»Die sind in der Regel bei ihrer Taufe noch Babies und kriegen gar nicht mit, was mit ihnen passiert. Bei dir ist das was ganz anderes, du kannst dich freiwillig für Gott entscheiden.«

»Kann ich das wirklich?«

»Freilich«, antwortete seine Mutter.

»Na gut, dann möchte ich kein Christ werden«, sagte Felix.

»Bub, das kannst du mir nicht antun.«

»Du möchtest doch immer, daß ich kein Heuchler werde, und es wäre nicht ehrlich, sich zum Christen machen zu lassen, wenn man Gott sowieso nicht leiden kann.«

»Wie kannst du nur so etwas sagen. Unser Herr hat die ganze letzte Zeit, obwohl du noch nicht getauft bist, auf dich aufgepaßt und dich behütet.«

»Da kann man durchaus unterschiedlicher Meinung sein.«

Eigentlich hatte Felix gegen die Taufe gar nicht soviel einzuwenden gehabt. Es war ihm ziemlich egal, ob er Christ würde oder nicht. Das einzige, was ihn ärgerte, waren die zusätzlichen Aufwendungen, die mit dem Taufkurs verbunden gewesen wären. Er empfand es als ungerecht, daß die Natürlichen im Gegensatz zu ihm gleich von Beginn ihres Lebens an ohne die geringste Anstrengung Christ werden konnten. Bei ihm jedoch brauchte Gottes Stellvertreter erst einige Jahre zum Nachdenken, um ihn als möglichen Gläubigen akzeptieren zu können. Dafür sollte er noch pauken. Nein, dachte Felix, das geht zu weit, alles kannst du dir auch nicht gefallen lassen.

So sehr seine Mutter nun durch Heulen und Appelle wie »Erspar mir bitte solch eine Schande« versuchte, Felix ein schlechtes Gewissen zu machen, es nützte alles nichts. Felix ging sogar soweit, sich über ihre religiösen Gefühle lustig zu machen: »Ich finde die Hölle viel aufregender als euren komischen Himmel.«

Weinend beendete die Mutter durch spontanes Auflegen des Hörers das Gespräch mit ihrem Sohn.

Die Mutter konnte Felix' religiöse Verweigerung nicht akzeptieren und startete nach einer halben Stunde einen weiteren missionarischen Versuch. Jetzt ließ sie sich gleich mit Herrn Grundeis verbinden. Dieser sollte kraft seiner Autorität positiv auf Felix' Überlegungen einwirken. Gelassen

lauschte Herr Grundeis. Nachdem sie sich ihren Kummer von der Seele gesprochen hatte, meinte der Heimleiter durchaus verständnisvoll zu ihr: »Wissen Sie, ich kann Ihr Problem durchaus nachvollziehen, doch möchte ich in diesem Punkt nicht auf Felix' Entscheidung Einfluß nehmen. Bei dem Glauben ist es so eine Sache, da muß jeder das tun, was er für richtig hält. Ich jedenfalls will oder kann Felix da überhaupt in nichts hineinreden.« Anschließend wimmelte er Frau Fischer ab, indem er eilige Termine vorlog. Vorsichtshalber gab er seiner Sekretärin Anweisung: »Falls Frau Fischer heute noch einmal anrufen sollte, sagen Sie ihr bitte, ich sei unterwegs und erst wieder in drei Tagen zu erreichen.« Daß Frau Fischer ausgerechnet von ihm, dem Angehörigen eines Schamanenkultes, verlangte, jemanden zum Katholizismus zu überreden, ging seiner Ansicht nach zu weit. Er hielt die Regelung, wonach Alternativmenschchen Christen werden konnten, für scheinheilig. »Denen geht es gar nicht um das Seelenheil der Retorten, sondern nur darum, ihren Mitgliederschwund aufzufangen.« Felix' Weigerung wertete Grundeis in seinem Innersten als beeindruckenden Beleg charakterlicher Festigkeit.

Felix wartete derweil vergeblich, zu Herrn Grundeis zitiert zu werden. Komisch, dachte er, daß die nicht versucht, mich über Grundeis zu bekehren. Sonst war er zufrieden, es seiner Mutter in dem Telefongespräch einmal gegeben zu haben. Das war seiner Meinung nach schon lange fällig, bisher war er dazu nicht fähig gewesen. Bei seinem Vater ging dies viel einfacher. Dieser spielte halt den strengen, scheinbar korrekten Menschen und überfiel ihn nicht so gefühlsmäßig wie seine Mutter. Es hatte ihm stets Schwierigkeiten bereitet, sich gegen die Gefühle seiner Mutter zur Wehr zu setzen. Jedesmal hielt er sich sonst zurück, wenn er mit ihr redete, dachte: Vielleicht mag sie mich doch, und wartete anschließend wochenlang vergeblich auf ein Zeichen von ihr. Felix war stolz, daß ihn diesmal das Geheule seiner Mutter kalt ließ und fühlte sich stark. Jedoch nicht nur deshalb. Übermorgen sollte er mit dem Taxi nach Tübingen gebracht werden, um von dort aus mit Herrn Zülcke nach Bremen zu fahren. Eigentlich kein weltbewegendes Ereignis. Was aber der Reise einen besonderen Status gab, war der Neid von Seiten der anderen Kinder. Ein Junge meinte sogar zu Felix: »Ich glaube, ich lasse mich auch operieren, dann darf ich öfter wegfahren.«

Felix hielt ihm entgegen: »Für eine Operation bist du nicht interessant genug.« So sehr Felix des öfteren darunter litt – in der Konkurrenz mit ande-

ren Alternativmenschen genoß er es, scheinbar etwas Besonderes zu sein. Und was Frau Blasche, die bei Felix jetzt alles positiv bewertete, als gut entwickeltes Selbstbewußtsein betrachtete, konnte man durchaus auch als Angeberei bezeichnen.

Als am Freitag Felix' Taxi bei der Retortenanstalt vorfuhr, verabschiedete ihn Frau Blasche lächelnd mit dem lästigen Spruch: »Und türm mir nicht wieder.«

In Tübingen fuhr der Taxifahrer nicht den ihm vertrauten Weg zur Klinik. »Ich habe den Auftrag von Herrn Doktor Zülcke, dich direkt zum Bahnhof zu bringen. Der wartet dort in der Bahnhofsgaststätte auf dich.«

Am Schwebebahnhof gab ihm der Fahrer zwanzig Mark und bemerkte dazu: »Die sind vom Herrn Doktor, daß du dir, falls er noch nicht da sein sollte, eine Cola kaufen kannst.« Felix steckte die zwanzig Mark ein und verabschiedete sich vom Taxifahrer. Am Kiosk kaufte er eine Packung Zigaretten. Nach seiner Operation hatte er sich das Rauchen wegen seiner Kopfschmerzen kurzfristig abgewöhnt. Doch seitdem er wieder im langweiligen Grafeneck war, verfiel er erneut diesem Übel. Für eventuell auftretende Kopfschmerzen hatte er immer ein Päckchen Schmerztabletten in seiner Hosentasche.

Nachdem Felix seine Zigarettenschachtel in der Jackentasche verstaut hatte, schlenderte er zur Bahnhofsgaststätte. Vorsichtshalber wollte er nachschauen, ob er nicht schon erwartet würde. Als er dort keinen Zülcke erblickte, begab er sich zur Bahnhofstoilette. Erst einmal eine in Ruhe rauchen, dachte er. Während er auf dem Örtchen an seiner Zigarette zog, jagte ihm plötzlich lautes Sirenengeheul einen kleinen Schreck ein, dann las er an der Klotür »Die Warnanlage schlägt bei Rauchentwicklung Alarm«. Felix warf daraufhin schnell seinen Glimmstengel in die Spülung und entfernte sich mit einem unschuldigen Gesichtsausdruck vom Tatort. Erleichtert vernahm er nach einigen Sekunden das selbständige Abschalten der Alarmanlage. Scheiß-Nichtraucher müssen einem auch noch die kleinsten Freuden des Lebens vermiesen, schimpfte Felix und ging in die Bahnhofsgaststätte. Zülcke konnte er dort noch immer nicht sehen. Da seine Lust zu einem erneuten Bahnhofsrundgang gering war, nahm Felix an einem leeren Tisch Platz, bestellte eine Cola und wartete auf seinen Doktor.

Nach einer Stunde kam endlich Zülcke, hektisch und zur Freude von Felix in Begleitung der jungen Ärztin. Gespielt erklärten ihm beide: »Es tut uns leid, daß wir dich so lange warten ließen.« Anschließend gab ihm

Frau Schildmann wieder einen Kuß auf seine Narbe, was Felix sichtbares Unbehagen bereitete. Gegen einen Kuß hatte er nichts einzuwenden. Aber kann sie sich nicht einmal eine andere Stelle aussuchen, war Felix' Gedanke. Er mochte nicht gerne an seine, wie er meinte, häßliche Narbe erinnert werden. Als das Begrüßungszeremoniell beendet war, drängte Zülcke zum baldigen Aufbruch.

»Es ist ziemlich eilig, Felix, hast du deine Cola bezahlt?«

»Nein.«

»Gut, dann geh du mit der Frau Doktor schon zur Bahn, ich zahle und komme gleich nach.«

Als Felix mit der Frau Doktor zum Bahnsteig aufbrach, war er froh, mit ihr einen Moment allein zu sein. Obwohl er nicht wußte, was er ihr sagen sollte. Um zu zeigen, wie erwachsen er sei, flüchtete er sich in Floskeln wie: »Na, wie geht's uns denn?«

Am Bahnsteig kam ihnen, was Felix bedauerte, Herr Zülcke hinterhergelaufen, und alle drei bestiegen eine Familiengondel erster Klasse. In seiner unbegründeten Angst, keinen Fensterplatz zu bekommen, ließ sich Felix rasch auf den erwünschten Platz fallen, wodurch er ein lautes Surren auslöste. Erschrocken fuhr Felix hoch. »Bleib ruhig sitzen, ich entwertere schnell unsere Fahrkarten«, beruhigte ihn Frau Schildmann. Nachdem sie drei Scheine in einen Schlitz eingeführt hatte, verstummte das unangenehme Geräusch. »Ich fahre heute das erste Mal mit der Schwebbahn«, versuchte Felix seine Ungeschicklichkeit zu erklären. Womit er bei den zwei Ärzten ein mitleidsvolles Lächeln hervorrief.

Als die Bahn losfuhr, spürte Felix ein angenehmes Kribbeln in der Magengegend. Es war für ihn ein ziemlich gutes Gefühl, mit zweihundert Sachen über die Städte hinwegzudonnern. Dies kannte er bisher nur vom Fernsehen. Umso unangenehmer empfand er es, als Zülcke, für den eine solche Fahrt sicher Routine war, ihm ein Gespräch aufdrängen wollte, noch dazu in einer Art, die er überhaupt nicht mochte. Er sprach mit ihm, als sei er ein kleines Kind und nicht schon vierzehn Jahre alt.

»War das eine Hektik«, meinte Zülcke und fragte Felix, wie es ihm gehe. »Du Schlitzohr, war ja ein tolles Ding.«

»Es geht, aber was meinen Sie mit ›War ja ein tolles Ding?‹«

»Die Ulrike, das heißt, die Frau Schildmann, hat mir von eurem kleinen Geheimnis erzählt. Hast mich damals mit deiner Sprachverweigerung ganz schön ausgetrickst.«

»Ach, ... wieso ... war ...«

»Weißt du«, unterbrach ihn Zülcke, »das war eine reife Leistung.«

Obwohl Zülcke dies durchaus anerkennend meinte, konnte Felix diesem Kompliment wenig abgewinnen. Im Gegenteil, er war sauer und vor allen Dingen enttäuscht von der Ärztin. Wieso konnte sie nicht ihren Mund halten, dachte er und zog sein bitteres Resümee: Ist halt doch nur eine Frau.

Als die junge Frau Felix fragte: »Wie hat dir mein Buch gefallen?« bestrafte er sie mit der Wahrheit.

»Hat mich geärgert.«

»Aber warum denn?«

»Ist eine Sauerei. Immer erzählt man uns, wir haben nichts gegen Alternativmenschen, und in solchen Geschichten werden wir dann doch als Monster dargestellt«, antwortete Felix.

»Jetzt, wo du es mir sagst, fällt es mir auch auf. Eigentlich ärgerlich, wie unsensibel ich manchmal bin.«

Zülcke, der den beiden interessiert zugehört hatte, sah die Zeit gekommen, durch seinen weisen Kommentar die Diskussion zu bereichern. »Was Felix gesagt hat, ist sehr interessant. Auch in politischen Karikaturen werden, fällt mir gerade auf, Alternativmenschen als Metaphern für moralisches, politisches und menschliches Versagen benützt.«

Felix waren Zülckes weitergehende Ausführungen zu hoch, doch war es ihm keineswegs peinlich, einem so intelligenten Mann einen Denkanstoß gegeben zu haben. Sein Selbstbewußtsein war wiederhergestellt, und es fiel ihm nun leicht, der jungen Ärztin ihr Petzen zu verzeihen. Er spielte zur Zufriedenheit der Mediziner den glücklichen und gescheiterten Alternativmenschen.

Als die Schwebbahn nach knapp drei Stunden in Bremen ankam, dachte Felix traurig: So, jetzt werde ich wohl die Nacht in einer Klinik verbringen müssen, doch seine Befürchtung war unbegründet. Nachdem die drei den Bremer Schwebbahnhof verlassen hatten, winkte Zülcke ein Taxi herbei, das sie zu einem gehobenen Mittelklassehotel in der Bremer Innenstadt beförderte.

In einem Hotel hatte Felix bisher noch nie geschlafen. Trotz seiner Zweifel an Zülcke war er stolz, diesem ein Hotelzimmer wert zu sein. Das einzige, was ihn belastete, war die Tatsache, daß Zülcke bei der Anmeldung ein Doppel- und ein Einzelzimmer bestellte und nicht drei Einzelzimmer. Daraus schloß er, daß Frau Schildmann und Herr Zülcke eine Beziehung



hatten, die weit über die berufliche Kooperation hinausging. Schon in der Bahn hatte er seine Zweifel, ob es wirklich nur Versprecher waren, als sich die beiden gelegentlich duzten. Daß die junge Ärztin gegenüber Zülcke intensive Gefühle hatte, schmerzte ihn sehr, obwohl es ihm schwer fiel, dies zuzugeben. Indem er still vor sich hinschimpfte: So eine wie die hat der Zülcke verdient, versuchte er seine Eifersucht in den Griff zu bekommen, was ihm gelang.

Das einzige, was ihn momentan störte, war das Verhalten der beiden beim Abendessen. Die Art und Weise, wie sie sich künstlich siezten, empfand er als peinlich. Und weil er seiner Meinung nach nicht eifersüchtig war, wollte er den beiden ihren Bremer Aufenthalt etwas erleichtern. »Sie können sich wegen mir ruhig duzen«, sagte er, »ich weiß, daß Sie sich besser verstehen, als Sie mir gegenüber zugeben.« Die beiden Mediziner wirkten irritiert, fühlten sich bei etwas Verbotenem ertappt.

Nach einigen Sekunden verlegenen Schweigens ergriff Zülcke selbstbewußt die Initiative. »Weißt du, Ulrike«, meinte er, die Ärztin anglotzend, »der Felix ist ein kluger und heller Kopf, dem brauchen und können wir nichts vormachen.«

Felix war erleichtert, daß das blöde Versteckspiel ein Ende hatte, und konnte daher nicht begreifen, warum Zülcke mit der Bitte an ihn herantrat, daß, falls er wieder einmal nach Tübingen in die Klinik müsse, er dem Pflegepersonal nichts von der wahren Intensität ihrer Ärztebeziehung erzählen sollte. Obwohl Felix die Bedeutung eines solchen Versprechens nicht einsah, erklärte er großzügig: »Ich kann schweigen wie ein Grab.« Entscheidend war für ihn, daß er nun von Zülcke etwas wußte, was diesem sichtlich peinlich war. Durch dieses Wissen fühlte er sich als eine wichtige Vertrauensperson. Er fand Zülcke an diesem Abend das erste Mal, seit er ihn kannte, gar nicht so übel. Ob dies mit der jungen Ärztin oder mit dem Wein zusammenhing, vermochte Felix nicht einzuschätzen. Er empfand es auch als nebensächlich, denn beides waren schließlich Drogen. Auch die Frau Doktor schien in ganz guter Stimmung zu sein, was seiner realistischen Einschätzung nach nicht unbedingt mit ihm zusammenhing. Auf jeden Fall empfand er den Abend als locker. Es war schon dreiundzwanzig Uhr, solange durfte Felix bisher nie aufbleiben, was er sichtbar genoß. Er bestellte sich eine Selter nach der anderen, und wenn Zülcke gerade wieder an seiner Ärztin hing, kippte er etwas von dessen Wein in sein Glas. Weinschorle schien Felix gut zu bekommen, er fühlte sich rundherum

glücklich. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte der Abend noch ewig dauern können. Leider war der Oberkellner des Restaurants da anderer Meinung. Bei Felix' nächster Bestellung fragte dieser betont höflich die zwei Erwachsenen, ob sie vielleicht vergessen hätten, ihren Jungen ins Bett zu schicken. »Ich will mich damit nicht in Ihren Erziehungsstil einmischen«, fügte dieser Kerl noch hinzu.

Zülcke reagierte daraufhin leider so, wie Felix dies erwarten mußte. Er bedankte sich bei dem Kellner für den Hinweis und schickte Felix freundlich, aber bestimmt mit der Bemerkung zu Bett: »Wir haben morgen einen harten Tag vor uns, geh jetzt schlafen.«

Auf seinem Zimmer rauchte Felix zuerst noch ein Zigarettenchen und war danach ganz überrascht, wie schnell er müde wurde. Rasch ging er in sein Bett und versuchte einzuschlafen. Allein in einem Hotelzimmer zu schlafen, fand er, war schön, gar nicht vergleichbar mit seinem Mehrbettzimmer in Grafeneck. Nachdem Felix eingeschlafen war, träumte er viel wirres Zeug. Zum Beispiel, daß er sich neue Eltern gekauft hätte, mit denen es echt netter war als mit seinen alten. Die neuen hatten Format und nahmen ihn mit von Kongreß zu Kongreß, dadurch lernte er immer mehr Hotels kennen. Doch diesem schönen Traum folgte ein schrecklicher. Er sah sich in einem Kindersarg liegen. Auf der Truhe war die Inschrift eingraviert: »Felix, produziert wegen des wissenschaftlichen Interesses seiner Eltern.« Dann brachte er auch noch etwas mit den Zehn Geboten, von denen er nur ansatzweise gehört hatte, durcheinander, träumte von einer Stimme, die leise auf ihn einflüsterte: »Du sollst das medizinische Interesse von Vater und Mutter achten, auf daß es diesen wohlergehe, in Ewigkeit, Amen.« Während die Stimme auf ihn einredete, sah er vor seinen Augen wieder den Kindersarg, auf dem stand: »Seinen Eltern zuliebe im Dienste der Wissenschaft gestorben.«

Als die Träume für Felix immer bedrohlicher wurden, entschloß er sich, den Horrorbildern zu entfliehen, und zwang sich dazu, wieder aufzuwachen. In die Wirklichkeit zurückgekehrt, merkte er, daß seine Stimmung im krassen Gegensatz zu vorher stand. Er mußte an den Kongreß denken. Felix merkte gar nicht, wie sehr seine Gedanken noch mit seinem Alptraum verknüpft waren. Erfolglos versuchte er einzuschlafen in der Hoffnung: Jetzt könnte auch wieder ein erfreulicher Traum kommen. So hatte er am nächsten Morgen, als ihn die Frau Doktor mit der Bemerkung »Felix, mach dich bitte fertig« weckte, eine ziemlich schlaflose Nacht durchgemacht.

Im Frühstücksraum des Hotels erkannte er jedoch schnell, daß auch die beiden anderen eine harte Nacht hinter sich hatten. »Haben Sie auch so schlecht geträumt?« fragte er die zwei Mediziner.

»Nein, nur ein bißchen wenig geschlafen«, antwortete ihm Zülcke und grinste dabei seltsam geheimnisvoll.

»Aber du hast wohl schlecht geträumt«, wollte Frau Schildmann, dabei seine Hand nehmend, von ihm wissen.

»Ja«, gab Felix zu und lenkte gleichzeitig mit dem Satz, »aber darüber möchte ich jetzt vor dem Frühstück nicht reden« vom Thema ab, was von den beiden akzeptiert wurde. Nur Zülcke meinte: »Vergiß den Traum aber nicht, so daß du ihn uns nachher erzählen kannst«, worauf Felix nur ein unwilliges »Ja, ja« murmelte.

Während des Frühstücks merkte Felix, wie sich bei ihm seine alte Angst gegenüber Zülcke einschlich. Nach dem Frühstück faßte Felix Mut: »Herr Doktor, muß ich mich bei diesem Kongreß wieder ganz ausziehen, das wäre mir nämlich gar nicht recht.« Dieser lachte heftig und strich ihm mit der linken Hand über den Kopf. Felix konnte nicht begreifen, was an seiner Frage so lächerlich sein sollte.

»Ach nein, mein Junge, das sind doch keine Studenten mehr, das sind alles gestandene Mediziner, die wissen, wie ein Pimmel aussieht.« Darauf sagte Frau Schildmann verschüchtert: »Aber Kurt!«

Über ihren tantenhaften Einwand mußte sogar Felix schmunzeln, und er sah dem auf ihn zukommenden Tag gelassener entgegen. Ein wenig später schaute Frau Schildmann auf ihre Uhr und stellte fest: »Es ist Zeit, wir müssen bald weg.« Herr Zülcke bat die Bedienung, ein Taxi zu bestellen, mit dem dann die drei zum Kongreßgebäude fuhren.

Dort angekommen, wurden sie, genauer gesagt: Herr Zülcke, vom Tägungsleiter Bach begrüßt. »Grüß dich, Kurt, mal sehen, ob wir die Tagung durchkriegen.«

»Wieso nicht, wäre doch nicht das erste Mal«, antwortete Zülcke gewohnt selbstsicher. Durch diese kleine Bemerkung erkannte Bach, daß sein Kollege über die letzten Neuigkeiten nicht informiert war, und fragte diesen:

»Weißt du denn nicht, daß der DFGB, also der Deutsche Frauengewerkschaftsbund, Proteste gegen uns angekündigt hat?«

»Na ja«, erwiderte Zülcke betont lässig, »die müssen auch einmal darauf hinweisen, daß es sie...«

Plötzlich brach Zülcke seinen Satz ab und deutete mit dem Finger auf eine zirka zwanzigköpfige Frauengruppe und meinte lächelnd: »Da sind ja die ersten.«

Als die Gruppe näher kam, konnte Felix ein Transparent erkennen: »Weg mit der künstlichen Zeugung und Züchtung von Alternativmenschen.«

Dieser Text veranlaßte Zülcke gleich wieder zu einem seiner gewohnt bissigen Kommentare. »Frauen«, meinte er, »sind mit einzelnen Ausnahmen«, wobei er einen Blick zu Frau Schildmann riskierte, »schon eine pathologische Rasse, jahrzehnte-, fast jahrhundertlang haben sie gegen ihre Rolle als Gebärmaschinen aufgemuckt. Jetzt, wo ihnen die Wissenschaft bei ihren Problemen Hilfe anbietet, paßt es diesen Zicken wieder nicht.«

Die Zahl der Demonstrantinnen war in der Zwischenzeit auf etwa hundertfünfzig angewachsen, als Zülcke an Felix gewandt sagte: »Vor denen mußt du dich besonders in acht nehmen, die wollen dir ans Leder.« Dabei deutete er auf eine Gruppe, die mit dem Spruch »Gegen die Vernichtung von Arbeitsplätzen durch Retortenproduktion« Aufmerksamkeit erregte. Darunter stand ganz groß DLG. Da Felix mit den drei Buchstaben nichts anfangen konnte, fragte er seinen Doktor: »Herr Zülcke, was bedeutet eigentlich DLG?«

»Die immer mit ihren Abkürzungen. Die denken wohl, daß sie jeder kennen muß. DLG heißt Deutsche Leihmuttergewerkschaft.«

»Hört sich fast so an, als ob sich da Kinder Mütter ausleihen könnten.«

»Nein, mein Junge. Leihmütter sind Frauen, die für jede Sauerei gut sind – und dies auch noch als Arbeit betrachten.«

Es war inzwischen zehn Uhr morgens, der Kongreß sollte in einigen Minuten beginnen, was Zülcke und Bach anscheinend vergaßen. Sie standen an ihrem alten Platz und amüsierten sich köstlich über die ihrer Meinung nach hysterisch wirkenden Frauen. Unterdessen nahm Frau Schildmann, was Zülcke gar nicht bemerkte, Felix an der Hand und verschwand mit diesem Richtung Kongreßhalle. Sie wollte Felix vor den blöden Männerwitzen verschonen. »Ach Felix, die Männer können manchmal schon ganz komisch sein.« Felix konnte mit ihren Gedanken wenig anfangen, doch empfand er ihr gegenüber eine Nähe wie lange nicht mehr. Fast so stark wie damals beim gemeinsamen Sprachtraining in der Klinik.

Neben der etwas traurigen Frau Schildmann in der letzten Reihe der Kongreßhalle sitzend, dachte Felix: Ich hätte es der Ulrike gleich sagen können, der Zülcke ist und bleibt ein Schwein.

Nach ungefähr zwanzig Minuten kam das »Schwein« und meinte, die Stimmung der beiden ignorierend: »Da seid ihr ja, ich habe euch die ganze Zeit gesucht.« Frau Schildmann bemerkte spitz: »So schwer kann das nicht gewesen sein.« Zülcke fragte vorwurfsvoll: »Interessiert es dich überhaupt nicht, wie das heute noch weitergeht?«

»Doch, doch.«

»Bach und ich haben den Kleber überzeugt, daß es taktisch falsch wäre, unsere kritischen Weiber auszuschließen.«

»Wollte er das denn?« fragte Frau Schildmann.

»Ja, sicher«, antwortete Zülcke. »Ich habe ihm erklärt, daß wir dadurch aus einer Mücke einen Elefanten machen würden und es auf jeden Fall besser sei, mit diesen Hysterikerinnen zu diskutieren.«

»Meinst du, es bringt etwas?«

»Glaub nicht, doch darauf kommt es gar nicht an. Entscheidend ist, daß in der Presse nicht der Eindruck entsteht, wir gingen einer Diskussion aus dem Weg.«

Nachdem Zülcke seine Einschätzung abgegeben hatte, meinte er ziemlich hektisch: »So, ich muß jetzt aber auf das Podium« und fügte, an Felix gewandt, hinzu: »Dein großer Auftritt kommt später.« Zülcke betrat als letzter von fünf Diskussionsteilnehmern das Podium. Oben saßen der bereits erwähnte Herr Bach als Experte für Zucht, Herr Kleber, Retortenchirurg, sowie zwei Vertreterinnen der Frauengewerkschaft. Die Kongreßhalle war reichlich voll, und nachdem sich das Gemurmel gelegt hatte, ergriff Kleber, indem er sich selbstironisch vorstellte, das Wort. »Bei mir handelt es sich auch um einen Vertreter dieser menschenverachtenden Disziplin«, worauf das Publikum mit Beifall und Gelächter reagierte. Mit der Bemerkung »Darüber können wir gleich sprechen« verschaffte sich Kleber wieder Gehör. »Besonders freue ich mich, auch die Kritiker des Alternativmenschen hier begrüßen zu können. Deren Anwesenheit kam zwar überraschend, doch hat dies auf unsere Diskussionsbereitschaft nicht den geringsten Einfluß, was unsere spontane Bereitschaft zur Podiumsdiskussion deutlich macht. In Absprache mit der Frauengewerkschaft haben wir uns auf zwei Themenschwerpunkte geeinigt. Zuerst sollte die Frage ›Ist die künstliche Zeugung von Alternativmenschen noch legitim?‹ angerissen werden. Der anschließende Diskussionspunkt wird sich mit der Frage ›Gibt es eine medizinische Nachmanipulation an Alternativmenschen?‹ beschäftigen.«

Nachdem Kleber die Diskussion für eröffnet erklärt hatte, ergriff die Gewerkschaftssekretärin Alice Schwarzkopf das Wort: »Durch die Züchtung von Alternativmenschen ist die natürliche Bedeutung des Mutterleibes und damit der gesellschaftliche Stellenwert der Frau gefährdet. Auch beinhaltet die Schaffung dieses neuen Menschentypen langfristig die Gefahr von sozialen Unruhen. Ebenso befürchte ich, daß erhebliche Veränderungen im Ökosystem auftreten werden, bedingt durch das nicht natürlich gestählte Immunsystem der Alternativmenschen und deren andersartige Genstruktur. So ist die Entstehung neuer Krankheiten, deren Auswirkungen auf Mensch und Tier nicht zu übersehen sind, nur noch eine Frage der Zeit.«

Von den Vorwürfen sich am meisten getroffen fühlend, versuchte nun Bach, sein Handeln zu rechtfertigen: »Ich finde es sehr bedauerlich, daß hier immer von Menschenzucht gesprochen wird und sehe darin eine Diskriminierung der Alternativmenschen. Ich kann für mich nur sagen, ich habe keinen Menschen gezüchtet, sondern den Alternativmenschen Leben ermöglicht, es ihnen quasi geschenkt.«

»Ein Geschenk, worunter diese ein Leben lang zu leiden haben«, warf Alice Schwarzkopf ein.

»Ich finde es erschreckend ... Felix, könntest du bitte einen Augenblick hochkommen?«

Felix zögerte Bachs Aufforderung nachzukommen, für ihn kam sie zu überraschend. Erst als seine Begleiterin sagte: »Mußt dich schon hochbegeben, der Herr Bach wird sich sicher etwas dabei gedacht haben«, bequemte er sich in Richtung Podium. Kaum hatte Felix die Bühne betreten, griff Bach seinen vorherigen Gedankengang wieder auf. »Ich finde es bedauerlich, mit was für einer Kaltschnäuzigkeit Sie Alternativmenschen Lebensfreude absprechen. Wie kommen Sie darauf, zum Beispiel diesem alternativen Jungen Leiden zu unterstellen? Fragen wir ihn doch einmal: Felix, lebst du gerne?«

»Wieso denn nicht?« antwortete Felix.

Das Publikum reagierte auf diese Antwort mit betretenem Schweigen, mitleidvollem Lächeln und durch zögerndes Klatschen.

»Felix, du darfst wieder hinuntergehen.«

Während Felix das Podium verließ, ging Bach auf einen weiteren Kritikpunkt der Gewerkschaftssprecherin ein. »Die Bedeutung der Frau sehe ich im Gegensatz zu Ihnen nicht auf ihre Gebärmutter reduziert, Frauen haben wichtigere Aufgaben als zum Beispiel Kindererziehung. Daß

durch alternatives Leben neue Krankheiten entstehen könnten, vermag ich gar nicht auszuschließen...«

»Sie geben es zu?«

»Aber was heißt das schon? Der Diabetes früher war wesentlich durch falsche Ernährung entstanden, und trotzdem hat damals niemand gefordert, daß die Leute hungern sollten.«

»Ist ja wirklich lächerlich!«

Mit einem sorgenvollen Gesichtsausdruck hörte Zülcke den seiner Meinung nach seltsam anmutenden Vergleichen seines Kollegen zu. Als er merkte, daß Bach sich immer stärker in Rechtfertigungen vergaloppierte, griff er, Frau Schwarzkopf ansprechend, in die Diskussion ein: »Das mit den eventuell auftretenden Krankheiten ist doch reine Panikmache; außerdem hat gerade die Genforschung in der Vergangenheit bei der Bekämpfung von schweren Erbkrankheiten einen nicht wegzuleugnenden Beitrag geleistet.« Nun wandte er sich auch der zweiten Podiumsfrau, Frau Hoppe, zu: »Wenn Sie uns als medizinische Teufel betrachten, wollen Sie etwa das Rad der wissenschaftlichen Erkenntnis wieder zurückdrehen? Wenn ja, sind Sie auch wieder für die Entstehung von Krüppeln, die dann wirklich – im Gegensatz zu Felix – ein Leben lang zu leiden hätten.«

Ein Teil des Publikums zollte Zülcke demonstrativen Beifall, während immer mehr Frauen durch Zwischenrufe wie »Unverschämte Unterstellung« zum Ausdruck brachten, daß sie mit dem jetzigen Verlauf der Diskussion nicht mehr einverstanden waren.

Nun meldete sich die zweite Gewerkschaftsfrau zu Wort.

»Was Sie, Herr Zülcke, eben gesagt haben, ist die reinste Unterstellung, und das wissen Sie genau. Natürlich war es gut, Behinderte zu verhindern beziehungsweise Behinderungen im großen und ganzen besiegt zu haben. Aber wieso, frage ich Sie, müssen immer mehr genetische Auffälligkeiten auch anderer Art verhütet werden, und warum soll überhaupt eine Veränderung der Erbanlagen künftiger Generationen durch die Züchtung einer neuen Menschengattung erreicht werden? Und noch etwas wollte ich die Herren Mediziner hier auf dem Podium fragen: Wenn Sie sich schon, wie Herr Bach es ausdrückte, als Gott Vater fühlen, warum zwingen Sie Ihre so glücklichen Kinder zu immer gewagteren medizinischen Experimenten? Warum betreiben Sie im großen Stil Nachmanipulation?«

»Ich möchte auf den Beitrag von Frau Hoppe direkt eingehen«, reagierte Zülcke. »Vieles, was Sie gesagt haben, empfinde ich als Heuchelei. Zwar gau-

keln Sie gelegentlich Interesse am Alternativmenschen vor, in Wahrheit jedoch denken Sie: Der ist ja nur eine Retorte, eine billige Kopie des natürlichen ganzheitlichen Menschen. Dem ist nicht so, meine Dame. Auch bei der Nachmanipulation, wie Sie zu sagen pflegen, stelle ich Ihr falsches Spiel fest. Es schließt sich meiner Meinung nach aus, gegen angebliche Manipulation vorzugehen, wenn man dem, der scheinbar manipuliert werden soll, schon vorher das Lebensrecht abspricht. Wie kommen Sie überhaupt zu einer solchen Anmaßung? Meinen Sie wirklich, bitte entschuldigen Sie den Ausdruck, weil sie vielleicht dem natürlichen Vögeln Ihr Leben verdanken, daß Sie dadurch ein besserer Mensch sind, und der Junge von vorhin, nur weil er anders entstanden ist, ein Untermensch sein soll?«

»Durch Unterstellungen versuchen Sie, Ihre Nachmanipulationen zu rechtfertigen.«

»Darauf wollte ich gerade eingehen.«

»Da bin ich aber gespannt.«

»Wenn jemand zu mir als Mediziner mit einem gewissen Leiden kommt, dann helfe ich ihm oder versuche es wenigstens, unabhängig von der Zeugungsart. Falls Sie, Frau Hoppe, zu mir etwa wegen starker chronischer Kopfschmerzen kommen würden, selbstverständlich würde ich Ihnen helfen, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mir anschließend vorwerfen würden, ich hätte Sie so manipuliert, daß Sie wieder schmerzfrei seien.«

Zülckes Auftritt wurde vom Fachpublikum bejubelt. Die anwesenden Frauen indes wirkten konfus, einige riefen ihren Podiumsvertreterinnen zu: »Laßt euch nicht einlullen«, andere empfanden es sowieso als falsch, mit Männern zu diskutieren. Der Verlauf der Debatte gab ihnen, so glaubten sie, völlig recht.

Da keine Ruhe im Saal einkehrte, verkündete der bis dahin blasse Diskussionsleiter Kleber die Mittagspause und meinte, den Verlauf des Nachmittags offenhaltend: »Wir können nach der Mittagspause weitersehen, wie wir verfahren wollen.«

Felix war froh, daß Pause war. Das Gerede ging ihm auf den Wecker. Auch verstand er nicht, wenn Zülcke der Frau Hoppe ihre Kopfschmerzen wegmachen wollte, warum er dies dann nicht schon lange bei ihm gemacht hatte. Langsam leerte sich der Saal, vereinzelt standen noch diskutierende Kleingruppen herum, als Doktor Zülcke nach einem kurzen Gespräch mit Doktor Bach auf die Ärztin und Felix zuing. »Kannst du mit Felix allein essen gehen?« fragte er und verschwand, ohne eine Antwort abzuwarten.



Als sich die beiden auf den Weg machten, wurde Frau Schildmann von einer herumstehenden Gewerkschaftsfrau gefragt: »Sind Sie die Bestellmutter?«

»Nein, ... wie kommen Sie darauf, ich bin Ärztin.«

»Ach so, dann erübrigt sich ja alles andere.«

Vor der Bestellung im Eßlokal mußte Felix noch eine Frage loswerden: »Wäre es schlimm, wenn Sie so ein Kind wie mich hätten?«

»Nein, ... das würde ... mir nichts ausmachen, im Gegenteil, ich würde mich freuen.«

Dabei wirkte die junge Frau unsicher, vermittelte beinahe den Eindruck, als müsse sie sich für etwas entschuldigen. Doch Felix war mit dieser Antwort sehr zufrieden und bestellte sein Lieblingsessen. »Der Zülcke war aber echt gut heute.«

»Meinst du?«

»Aber ja, der hat es den blöden Frauen gegeben.«

»Ich bin auch eine Frau.«

»Ich finde nicht alle Frauen doof, nur die, die mir ans Leder wollen. Aber das wollen Sie mir ja nicht, oder?«

»Natürlich nicht!« betonte Frau Schildmann.

»Ja, deshalb finde ich Sie überhaupt nicht blöd, ganz und gar nicht«, sagte Felix.

»Ach, Junge.«

»Kann ich Sie noch etwas anderes fragen?«

»Mach ruhig.«

»Muß ich jetzt gleich wieder auf diesen Kongreß, ich versteh dort sowieso nur die Hälfte.«

»Stimmt, du sitzt bloß deine Zeit ab, laß uns aber erst noch einmal hingehen, wenn wieder die vielen Frauen da sind, dann werde ich mal mit Herrn Zülcke reden und versuchen, uns beide für einige Stunden abzumelden.«

»Und wenn die Frauen nicht mehr da sind?«

»Dann müssen wir wahrscheinlich dort bleiben.«

Scheiße, dachte Felix, verkniff es sich jedoch, dies kund zu tun. Obwohl er die Gewerkschaftsfrauen nicht leiden konnte, sie schienen ihm zu aggressiv, wünschte er sehnlichst ihre Anwesenheit.

Erleichtert registrierte er am Kongreßeingang diskutierende Frauengrüppchen. »Warte, ich will mal mit dem Zülcke sprechen«, meinte Frau Schildmann und ließ Felix einen Augenblick allein.

Die aggressiv dastehenden Frauen stimmten Felix ängstlich. Am meisten verunsicherten ihn ihre verstohlenen Blicke. Warum müssen mich diese immer so angaffen? dachte Felix und gaffte demonstrativ zurück. Dabei amüsierte es ihn ein wenig, wie schnell plötzlich die Frauen ihre Köpfe aus seinem Blickwinkel wegdrehten. Trotzdem war er froh, als Frau Schildmann nach einigen Minuten bei ihm wieder auftauchte.

»Es ist alles in Ordnung, wir haben jetzt für ein paar Stunden unsere Ruhe«, berichtete sie Felix. Als nun auch die junge Ärztin die Blicke ihrer Geschlechtsgenossinnen zu spüren bekam, faßte sie Felix an der Hand und sagte: »Komm, laß uns bloß schnell weg von hier«, und beide flüchteten aus der Kongreßhalle in eine nahegelegene Eisdiele.

Dort hätte Felix den ganzen Tag mit seiner Ärztin verbringen können. Doch diese schien keine große Neigung dazu zu haben. Nach etwa einer Stunde spielte sie die Entsetzte: »Du Felix, ich habe noch einen Termin, den hätte ich beinahe vergessen. Tut mir leid.«

»Habe ich etwas falsch gemacht?« mimte Felix bewußt den kindlich naiven Jungen. Wenn Felix in dieser nicht mehr seinem Alter entsprechenden Art mit ihr redete, wurde die junge Ärztin immer etwas unsicher. Felix erschien ihr dann, trotz seiner nicht zu bestreitenden Fortschritte, als eine ziemlich zerrissene Persönlichkeit. Einerseits waren bei dem Vierzehnjährigen enorme, beinahe unglaubliche Ansätze von Reflexion vorhanden. Andererseits bedrückte sie eben diese kleinkindliche Verhaltensweise. Ob ein solch zwiespältiges Benehmen bei allen Alternativmenschen vorzufinden war oder im Fall von Felix durch die Operation ausgelöst wurde, vermochte sie nicht einzuschätzen. Dazu fehlten ihr Vergleichsmöglichkeiten.

Wie dem auch war, Felix hatte mit seiner Art bei Frau Schildmann durchaus Erfolg. Eigentlich wollte sie ihn für ein paar Stunden im Hotel unterbringen. Doch als Felix sie in seiner nicht altersgerechten Art fragte, verzichtete sie spontan auf ihr Vorhaben. Mit der Bemerkung »Nein, du hast nichts Falsches gesagt« zerstreute sie Felix' Bedenken: »Ich habe mir das mit meinem Termin noch einmal überlegt, so wichtig ist der auch nicht, ich werde ihn einfach schwänzen.«

Sie schlug Felix vor: »Komm, laß uns mal einen Stadtbummel unternehmen.« Das mit dem Stadtbummel war Felix ziemlich egal, Frau Schildmann hätte sonst was vorschlagen können, er wäre damit einverstanden gewesen.

Hauptsache, er war mit seiner Ulrike allein. Die Ärztin quälte sich, weil sie ja nichts gegen Alternativmenschen hatte, mit Felix durch die Bremer Innenstadt. Gegen sechs Uhr abends kamen beide erschöpft in ihrem Hotel an. Als Frau Schildmann nach einiger Zeit meinte: »Der Kurt müßte bald kommen«, durchzuckte es Felix. Nach dem heutigen Spaziergang fiel es ihm wieder schwer, wenn »Ulrike« Zülcke in seiner Gegenwart duzte.

Als Frau Schildmann seinen beleidigten Gesichtsausdruck sah, fragte sie: »Bist du jetzt etwa in schlechter Stimmung?«

»Nein«, sagte Felix.

Er hoffte, daß sich Zülcke ruhig etwas Zeit lassen sollte, mit seiner Rückkehr.

Doch schon um halb sieben kam Zülcke, er wirkte etwas müde. An seinem Lächeln konnte Ulrike gleich den Sieger der Diskussion erkennen. »Ihr müßt entschuldigen«, meinte Zülcke zu den beiden, »daß ich ein wenig später gekommen bin, aber wir hatten eine Vorstandssitzung der Deutschen Gesellschaft für demokratische Genmedizin.«

Nachdem sich Zülcke pflichtgemäß bei den beiden erkundigt hatte: »Habt Ihr einen schönen Tag gehabt?«, wollte er über das eigentlich Wesentliche, über seine Auseinandersetzung mit der Frauenbewegung, berichten. Obwohl Ulrike äußerst neugierig war, hielt sie sich mit ihrem Interesse betont zurück. Es ärgerte sie, daß Kurt seine Sachen so selbstverständlich in den Vordergrund stellte.

Leicht verunsichert – denn er hatte erwartet, daß Ulrike ihn mit Fragen überfiel – begann er seine Erzählung. »Heute Nachmittag ist es sehr gut verlaufen, wir haben alles in den Griff bekommen.«

Als Ulrike noch immer kein sichtbares Interesse zeigt, fragte er sie gereizt: »Findest wohl langweilig, was ich dir erzähle?«

»Vom Stuhl reißt es mich nicht gerade, aber erzähle ruhig weiter«, antwortete sie.

Durch diese Aussage hatte sie Zülcke endlich die Stimmung verdorben. Relativ lustlos spulte dieser seinen Kongreßbericht ab. »Die beiden Tanten, die bei uns auf dem Podium saßen, redeten immer mehr Quatsch, sie waren eigentlich rhetorisch keine ernstzunehmenden Gegner.« Dann wußte er Ulrike noch zu berichten: »Am Schluß der Veranstaltung haben sich die Weiber selbst in die Haare bekommen, das hättest du sehen müssen.«

»Darüber hast du dich sicher sehr gefreut!«

»Na gut, lassen wir das lieber mit dem Kongreß. Was hast du denn eigentlich heute? Bist wohl sauer?«

»Ist ja enorm, daß du das auch einmal merkst.«

»Dann sag endlich, was du hast.«

»Kurt, laß uns darüber bitte später reden.«

Aus dieser Bemerkung konnte Felix entnehmen, daß er einer Aussprache zwischen den beiden im Weg stand, was unmittelbare Auswirkungen auf seine Schlafenszeit haben würde. So kam es, daß Zülcke ihn schon nach dem Abendbrot auf sein Zimmer schickte.

»Felix, ich denke, du solltest heute früher zu Bett gehen, warst ja gestern lange auf.«

Bevor Zülcke ihn verabschiedete, wurde ausgehandelt, daß er morgen erst um elf Uhr auf dem Kongreß zu erscheinen habe. Frau Schildmann würde ihn dorthin bringen, teilte Zülcke, ohne diese zu fragen, mit. Im Schlafzimmer war Felix anfangs sauer, daß der Tag wegen Zülcke so schnell gelaufen war. Doch mit der Zeit setzte sich bei ihm die Erkenntnis durch, daß dies auch Vorteile hatte. Sicher würde Zülcke jetzt seine Ulrike fertigmachen. Da er nicht helfend eingreifen konnte, wollte er diese Situation nicht miterleben.

Am nächsten Morgen war Felix angenehm überrascht, daß sich Zülcke schon auf dem Weg zum Kongreß befand. So konnte er Frau Schildmann einige Zeit allein beanspruchen. Neugierig fragte er sie: »War es gestern abend sehr schlimm mit Zülcke?«

»Wie kommt du darauf?«

»Es war gestern abend ziemlich dicke Luft.«

»Du kriegst aber auch alles mit«, sagte Frau Schildmann.

»Ich bin halt sehr aufgeschlossen.«

»Es war nichts Besonderes, weißt, manchmal haben wir Erwachsene miteinander Probleme. Doch die habe ich gestern mit dem Herrn Zülcke bereinigt.«

»Um was ging es denn da?«

»Du bist für dein Alter echt zu neugierig, ... das geht dich wirklich nichts an.«

»Ist ja recht, aber was anderes: Was muß ich heute auf dem Kongreß eigentlich machen?«

»Du fragst mir noch ein Loch in den Bauch. Ich weiß doch selbst nicht, was du dort zu tun hast.«

Dies erfuhr Felix dann von Doktor Zülcke, der ihn am Kongreßeingang erwartete. »Eigentlich mußt du nicht viel machen. Die Experten werden ein paar Fragen an dich stellen, und es wäre gut, wenn du darauf so natürlich wie möglich antwortest, am besten so wie immer. Aber verhalte dich nicht zu kindlich. Du bist ja fast schon ein richtiger Mann.«

Felix saß später neben Zülcke auf dem Podium. Dieser wandte sich an das Kongreßpublikum: »Sie kennen Felix von gestern. Über den Verlauf seiner Operation habe ich vorher berichtet. Falls Sie Fragen an ihn haben, löchern Sie ihn jetzt ruhig.«

Felix bemerkte, daß Zülcke momentan in einer nicht ganz durchschaubaren Art von ihm abhängig war. Da eine aktuelle Operation nicht anstand, Zülcke gestern seiner Meinung nach zu Frau Schildmann sehr unfreundlich war, entschloß sich Felix zu mutigem Handeln. Er wollte Zülcke bestrafen und ihn blamieren. Daß er sich dadurch lächerlich machen konnte, störte ihn wenig. Um ihn ging es auf diesem Kongreß nur am Rande. Selbstsicher stellte er sich der Frage einer Teilnehmerin. »Hat sich bei dir, Felix, nach der Operation etwas Entscheidendes verändert?«

»Kann man wohl sagen.«

»Kannst du uns das etwas genauer beschreiben?« fragte die Teilnehmerin weiter.

»Kann ich«, sagte Felix kurz.

»Würdest du das auch für uns tun?«

»Na ja, seit der Operation habe ich öfter Selbstmordgedanken.«

Rettend griff Zülcke mit der Bemerkung »Felix neigt manchmal zu makabren Späßen« in das Gespräch ein. Worauf das Publikum wohlmeinend grinste. Felix erzählte jedoch ungefragt weiter: »Ich bin froh, durch die Operation kein Alkoholiker zu werden, weil ich seit der Operation chronische Kopfschmerzen habe und immer Tabletten nehmen muß.«

Ein Teilnehmer fragte ihn: »Wieso findest du denn das gut?«

Felix antwortete ihm: »Der Herr Doktor hat gesagt, Alkohol und Tabletten vertragen sich nicht miteinander, und wenn ich viel Schmerztabletten nehmen muß, werde ich wenigstens kein Alkoholiker.«

Nun war der Kongreß für Zülcke gelaufen. Beim anschließenden Mittagessen bestrafte er Felix durch Nichtachtung. Selbst Frau Schildmann schien mit seinem Auftritt nicht einverstanden gewesen zu sein. »Ich fand dich unmöglich«, meinte sie vorwurfsvoll zu Felix. Ihr Verhalten empfand Felix als ziemlich ungerecht, schließlich hatte er sich ihretwegen mit Zülcke ange-

legt. Besonders ärgerte ihn, daß Frau Schildmann Zülcke während der ganzen Heimfahrt tröstete und Felix keines Blickes würdigte.

»Nimm es nicht so schwer, es gibt noch andere Kongresse«, sagte mitfühlend die junge Ärztin zu ihrem Kollegen.

»Aber nicht mit dem da, den will ich nicht mehr sehen«, antwortete ihr Zülcke mit einem Tonfall, der Aggressivität und Resignation vereinte. Damit deutete er das schnelle Ende von Felix' Kongreßkarriere an.

»Mußtest du mich so blamieren?« durchbrach kurz vor Fahrtende Zülcke gegenüber Felix sein Schweigen.

»Wieso blamieren?« fragte Felix. »Die Leute haben sich gut amüsiert.«

Daraufhin wollte Zülcke aufbrausen, beherrschte sich jedoch. Felix' scheinbare Unbedarftheit schien ihm einen Schrecken eingejagt haben.

Am Tübinger Schwebebahnhof wurde Felix rasch von den beiden Ärzten zum Taxi gebracht. Es war ihnen anzusehen, daß sie froh waren, Felix los zu werden. Trotzdem zwangen sie sich zu einem freundlichen »Mach es gut«.

Felix, inzwischen ziemlich nachdenklich, verzichtete seinerseits auf eine Erwiderung.

**In Grafeneck angekommen**, wirkte Felix etwas bedrückt, er wußte nicht mehr genau, ob sein Kongreßauftritt gelungen war. Daß Zülcke auf ihn sauer war, störte ihn am wenigsten. Die Reaktion der Ärztin machte ihm viel mehr zu schaffen. Er befürchtete, daß sie den Kontakt zu ihm abbrechen würde. In dieser Stimmung wußte Felix seinen Anstaltsgenossen nichts Positives über den Kongreß zu berichten. Auf Fragen seiner Betreuer wirkte Felix nicht sehr gesprächig. »Lassen Sie mich in Ruhe, ich habe keine Lust zu reden«, meinte er respektlos. Diese ignorierten anfangs noch diese ersten Anzeichen wieder auftauchender Trotzreaktionen.

Nach einigen Tagen wurde Felix zum Direktor gerufen. Grundeis erwartete ihn in aufrechter und strenger Haltung. Da ist etwas im Busch, ahnte Felix.

»Da hast du uns ganz schön hinters Licht geführt«, begann Grundeis. »Bei mir und deiner Erzieherin spielst du den gefügigen netten Jungen, und in der Schule glänzt du durch Leistungsverweigerung. Ich habe vorher mit deinem Lehrer gesprochen. Deine angenehmen Zeiten, das kann ich dir gleich mitteilen, sind nun vorbei.«

Als Felix schon das Zimmer verlassen hatte, wurde er zurückgerufen: »Ich habe auch mit Herrn Doktor Zülcke gesprochen. Du hast dir auf dem Kongreß ganz schöne Dinge erlaubt!« Nachdem Grundeis auch seinen letzten Ärger losgeworden war, konnte Felix das Zimmer verlassen.

Da mußt du durch, du darfst nicht feige sein, dachte er und hatte überhaupt keine Lust mehr auf nettes gefügiges Verhalten. Seine Perspektive hieß nun Provokation.

Am meisten war Fleischmann Felix' neuem Stolz ausgesetzt. Dieser war in seinen Augen ein übler Petzer. Aus provokativen Gründen bekam Felix im Unterricht Schwierigkeiten mit seiner Blase. Er mußte alle Viertelstunde zur Toilette, was ihm Fleischmann nach anfänglicher Zustimmung verweigerte. So war Felix seiner Meinung nach gezwungen, seinen Hosenschlitz zu öffnen und auf dem Fußboden in der Klasse zu urinieren. Dies erregte Fleischmann dermaßen, daß er Meldung beim Direktor erstattete. Als Felix

im Direktorzimmer mit der Bemerkung »Beruhigen Sie sich erst einmal« positiv auf den laut schreienden Grundeis einwirken wollte, geriet dieser vollends aus dem Häuschen und schmiß ihn aus dem Zimmer, um ihn anschließend wieder hereinzurufen. Felix stand nun einem äußerst gefaßt wirkenden Grundeis gegenüber, der ihm mitteilte: »Für dein Verhalten in der Klasse muß ich dir einen Verweis erteilen. Begleitende Strafen werde ich mir noch überlegen.«

»Das finde ich aber nicht ganz gerecht«, sagte Felix.

»Was findest du ungerecht?«

»Ich mußte doch so dringend auf die Toilette.«

»Alle zehn Minuten!?«

»Ich glaube, ich habe zur Zeit etwas an der Blase, und daß Herr Fleischmann mich nicht auf das WC ließ... In die Hose wollte ich auch nicht machen.«

»Dies verlangt keiner von dir.«

»Und warum bekomme ich dann einen Verweis?«

»Gut, ich will nicht ungerecht erscheinen. Wenn du wirklich krank bist, mußt du zum Arzt gehen.«

Zu Felix' Unbehagen gab Grundeis Frau Blasche den Auftrag, ihn am nächsten Morgen zu einem Arzt zu begleiten. Er fürchtete nicht, daß der Arzt nichts feststellte und er als Lügner dastünde, sondern er fürchtete das Gegenteil. Trotz seines geringen Lebensalters wußte er aus Erfahrung von der Ärzteleidenschaft, immer neuartige Erkrankungen und Beschwerden zu entdecken. Daß er sich durch seine Provokation eventuell eine neue Operation einhandeln könnte, war durchaus möglich.

Doch seine Bedenken waren unbegründet. Der ihn untersuchende Arzt entlarvte ihn als Lügner. »Wenn der krank ist, dann gibt es keinen gesunden Menschen mehr«, meinte er.

»Da wird dir aber der Herr Grundeis den Marsch blasen«, drohte Frau Blasche, was Felix mit Gelassenheit über sich ergehen ließ. Im Gegensatz zu früher schienen ihm nun Unmutsäußerungen seiner Betreuer ziemlich egal zu sein. Als er bei Grundeis »Zum Marsch blasen« vorsprach, war er nur neugierig zu erfahren, was sich dieser für ihn ausgedacht hatte. Der Heimleiter empfing ihn mit leidender Miene und teilte ihm mit, daß er sich große Sorgen mache. Aufgeschlossen fragte Felix: »Was für Probleme haben Sie denn?«

Grundeis verlor die Fassung. »Jetzt reicht's mir aber«, brüllte er. Felix kannte Grundeis zu gut und wußte: Der regt sich bald wieder ab. Nachdem



Grundeis Dampf abgelassen hatte, erklärte er Felix ruhig und sachlich: »So, wie es läuft, kann es mit dir nicht mehr weitergehen. Wenn du dein Verhalten nicht änderst, sehen wir uns leider gezwungen, uns von dir zu trennen.«

Toll, dachte Felix, wurde aber von Grundeis in seinen Gedanken gestört.

»Hast du mir zu deinem Verhalten etwas zu sagen?« fragte ihn dieser.

»Nein«, antwortete Felix.

»Dann erteile ich dir hiermit einen Verweis. Die Besuche im Fußballstadion kannst du dir abschminken. Du kannst jetzt auf dein Zimmer zurückgehen.«

Kaum hatte Felix die Tür von außen geschlossen, mußte er grinsen. Das mit dem Stadion fand er zwar unpaßlich, doch mit der Perspektive, vielleicht bald entlassen zu werden, konnte er dies ganz gut wegstecken. Während Felix glücklich in Richtung Gruppenzimmer spazierte, bedauerte Grundeis das unzureichende Versorgungssystem gegenüber Alternativmenschen. Noch immer, obwohl schon lange geplant, bestand erheblicher Mangel an Besserungsanstalten für mißlungene Retorten. Die Vorstellung, mit Felix nun wieder dessen Eltern belasten zu müssen, schreckte ihn allerdings.

Felix wunderte sich, daß ein Anruf seiner Eltern ausblieb. Die interessieren sich halt überhaupt nicht mehr für mich, dachte Felix, doch weil er keine übersteigerte Zuneigung zu diesen hatte, bereitete ihm dies wenig Kummer.

Einzig bei Raufereien fiel Felix zur Zeit nicht auf. Obwohl die anderen Insassen ihn immer mehr als Störenfried betrachteten, der es ihrer Meinung nach wirklich zu weit getrieben hatte, verhielt sich Felix ihnen gegenüber betont zurückhaltend. Für Felix, der seine Provokationen mittlerweile unter sportlichen Gesichtspunkten betrachtete, waren die anderen Kinder keine ernstzunehmenden Gegner mehr.

Grundeis, Blasche oder Fleischmann dagegen betrachtete er noch als eine echte Herausforderung. Die Folge davon waren weitere Verweise, die inflationäre Züge annahmen.

Nach einigen Wochen gezielter Provokation meldete sich – für Felix völlig überraschend – die Mutter. Zwar beging er gerade seinen fünfzehnten Geburtstag, aber daß sie deswegen anrief, damit hatte er nicht gerechnet. Er fragte erstaunt: »Wieso meldest du dich eigentlich wieder?«

»Warum denn nicht, bist trotzdem mein Kind, und noch dazu hast du ja heute Geburtstag.«

»Das weiß ich«, sagte Felix.

»Herzlichen Glückwunsch. Auch vom Papa soll ich dir schöne Grüße ausrichten.«

»Der will mich eh nicht mehr sehen.«

»Ach, was du dir da alles einbildest, wir haben für dich ein Geschenk gekauft.«

»Was ist es denn?«

»Das will ich dir noch nicht sagen, es soll eine Überraschung sein.«

»Hast du es schon abgeschickt?«

»Nein«, antwortete seine Mutter, »du bekommst es erst, wenn wir positive Nachrichten von der Heimleitung über dich zu hören bekommen.«

»Was soll denn das?«

»Du mußt dich nur etwas bessern, das ist wohl nicht zuviel verlangt.«

Felix reagierte in diesem Moment ziemlich sauer, weil er diesen simplen Erpressungsversuch durchschaute. So etwas kann sie mit mir nicht machen, dachte er und erwiderte mit erregter Stimme: »Dann behalt doch deine Geschenke.« Er warf den Hörer hin und schmiß dadurch seine Mutter vom Bildschirm. Zu seiner Überraschung rief sie nicht zurück.

Auch Felix' Erzieherin fühlte sich verpflichtet, ihm zum Geburtstag zu gratulieren. »Alles Gute, und versuch mal, etwas anständiger zu werden«, meinte diese.

»Ja, ja, mach ich«, antwortete Felix, obwohl er das Gegenteil dachte.

Da Felix jetzt fünfzehn Jahre alt war, bekam er seine erste Identitätskarte. Seine Erzieherin reichte ihm ein Kärtchen zur Unterschrift. Darauf stand unausgefüllt eine Zeile für Vor- und Zuname, dann Geburtsort und Tag sowie eine Rubrik für besondere Kennzeichen. Als Felix ein paar Tage später seine offizielle Identität durch die Post zugestellt bekam, staunte er nicht schlecht, als er auf seiner Karte las:

»Name: Felix Johannes Fischer, geb. in Nürnberg, entnommen 02.07.2017, besondere Kennzeichen: 4 cm lange Narbe, linke Stirnseite.«

Der Vordruck wurde durch die zusätzliche Rubrik »Zeugungsart: alternativ« erweitert.

»Jetzt bist du ein richtiger Mensch«, sagte freundlich der Postbote, als er Felix den Plastikausweis überreichte.

Zielstrebig bereitete er sich zum Kummer seiner Betreuer auf seine Entlassung vor. Doch Felix war schier am Verzweifeln. Seine bisherigen Fehlleistungen schienen leider für eine Entlassung nicht ausreichend zu

sein. Zu seiner Verwunderung reagierten seine Betreuer auf Verfehlungen in den letzten Tagen relativ wohlwollend. Einmal, als er Frau Blasche nachts um halb drei mit Fußstritten an deren Tür weckte, meinte diese am nächsten Tag nur: »Wenn es dir nichts ausmacht, würde ich es gut finden, wenn du das nicht wiederholst.«

Für diese unglaubliche Toleranz gab es zwei Gründe. Erstens hatte Felix den bestehenden Strafenkatalog reichlich überstrapaziert. Zweitens fiel es der Anstaltsleitung von ihrem Selbstbewußtsein her schwer, die längst fällige Entlassung auszusprechen. Herr Grundeis rief alle Felix-Geschädigten zu einer Teamsitzung zusammen. Neben Grundeis nahmen an der Diskussion teil: Frau Blasche, eine weitere Erzieherin, die Spontanitätstherapeutin und Herr Fleischmann. Hier ein Auszug aus dem Gesprächsprotokoll: Grundeis begann mit der Bemerkung: »Wenn wir Felix jetzt nach Hause schicken würden, wäre dies eine Überforderung, an der dessen Eltern zerbrechen könnten.«

Blasche: »Aber manchmal bin ich am Verzweifeln und weiß nicht mehr, was ich machen soll.«

Grundeis: »So geht es mir des öfteren, doch bin ich der Meinung, wir sollten nicht vorschnell resignieren. Schließlich haben wir schon andere schwere Fälle gemeistert.«

Dazu sagte Fleischmann: »Sie meinen also, wir sollten noch einmal einen Versuch unternehmen, Felix zu einem anständigen Menschen zu formen?«

Grundeis: »Wir müssen es.«

Fleischmann fragte: »Aber wie denn? Disziplinarische Mittel scheinen bei Felix überhaupt nichts zu fruchten. Manchmal denke ich mir, ob bei ihm durch die Operation nicht etwas durcheinander gekommen ist.«

Grundeis: »Ihre Überlegungen bringen uns keinen Schritt weiter, außerdem empfinde ich sie als falsch. Man kann, wenn etwas schief läuft, dies nicht immer den Medizinern anlasten. Ab einem gewissen Alter ist man für sein Handeln selbst verantwortlich.«

Die Spontanitätstherapeutin bemerkte: »Manchmal habe ich bei Felix den Eindruck, daß er sich geradezu nach Bestrafung sehnt.«

Blasche: »Dann müßte er einen Kopfschuß haben.«

Grundeis: »Ich halte das gar nicht für abwegig, was unsere verehrte Kollegin eben gesagt hat.«

Blasche fragte: »Und was kann ich mit einer solch vagen Vermutung in der Praxis anfangen?«

Die Therapeutin meinte: »Vielleicht sollten wir einmal versuchen, Felix dadurch zu bestrafen, indem wir ihn nicht bestrafen.«

Blasche: »Über so einen Vorschlag könnte ich mich schon wieder ärgern...«

Grundeis: »Aber Frau Blasche, ein Versuch kann bei Felix keinen Schaden mehr anrichten.«

Blasche: »Quatsch ... Entschuldigung, aber das heißt eigentlich, daß ich mich für Felix' Flegeleien vielleicht auch noch bedanken soll.«

Grundeis: »Wir müssen das ja nicht... Ach was, ... eigentlich meine ich, könnten wir es ruhig einmal versuchen. Ein Zacken fällt uns dabei nicht aus der Krone.«

Am Ende entschied sich die Mehrheit dafür, Felix repressionsfrei zu züchtigen. Nach einigem Zögern schloß sich letztlich auch Frau Blasche der Mehrheitsmeinung an.

Die Folgen dieser Teamsitzung erwiesen sich für Felix als äußerst verwirrend. Als er die Neigung verspürte, seiner Erzieherin mitzuteilen: »Irgendwie sind Sie nicht ganz sauber im Kopf«, antwortete ihm Frau Blasche: »Ich dank dir für den Hinweis, ich werde darüber mal nachdenken.«

Doch lange konnte die speziell auf Felix zugeschnittene Erziehungsmethode nicht aufrechterhalten werden. Nach einer Woche hatte Frau Blasche die Nase gestrichen voll. Sie ging zum Direktor und teilte diesem mit: »Ich muß Ihnen sagen, ich habe es eine Woche sanft versucht. Ich halt das nicht länger aus.«

»Sind keine positiven Anhaltspunkte aufgetaucht?« fragte Grundeis.

»Ach iwo, war mir von Anfang an klar«, antwortete Frau Blasche.

»Aber so lange haben wir es eigentlich gar nicht versucht«, sagte Grundeis.

»Mir reicht's auf jeden Fall.«

»Wollen Sie es nicht doch noch etwas länger versuchen?«

»Auf keinen Fall, ich würde mir dadurch die anderen Kinder verrückt machen. Wenn diese sehen, was sich der Felix alles herausnimmt, meinen sie, sie könnten sich das auch erlauben.«

»Daran habe ich gar nicht gedacht, obwohl es auf der Hand liegt, daß wir damit bei den anderen Kindern an Autorität verlieren.«

»Selbst wenn es bei Felix etwas bringen würde, lohnt es sich nicht, die anderen zu verderben«, bemerkte Frau Blasche.

»Ich muß Ihnen eigentlich zustimmen. Wir müssen da gesamtverantwortlicher denken. Daß die Insassen den Respekt uns gegenüber verlieren, können wir im Interesse der Kinder nicht zulassen.«

»Endlich gibt mir mal einer recht.«

»Wir können nur festhalten, wenn wir aus Erfahrungen lernen wollen, daß die liberale Pädagogik in der Praxis nicht durchzuführen ist.«

»Und was wollen wir jetzt machen?« fragte Frau Blasche.

»Uns bleibt gar nichts anderes übrig, als zur alten Bestrafungspädagogik zurückzukehren«, sagte Grundeis.

»Ja, aber Strafe statt Therapie sagt sich so einfach dahin. Ich habe alles versucht. Ich weiß gar nicht mehr, womit ich den Jungen noch bestrafen könnte, da müßte ich erst nachdenken.«

»Wenn wir nicht mehr weiter wissen, müssen wir uns, so schwer uns dies fallen mag, in diesem Fall unser Versagen eingestehen und uns von Felix trennen.«

Bei Felix, der von diesem Gespräch nicht die geringste Ahnung hatte, stellte sich mittlerweile eine ziemliche Resignation ein. Seiner Meinung nach hatte sein Konzept der Provokation versagt. Wegen seines Informationsrückstandes sah er keine Chance mehr, der fürsorglichen Retortenbetreuung in Grafeneck zu enttrinnen. Was ihn zusätzlich richtig schmerzte, war die Tatsache, daß seine Provokationen gar nicht mehr ernstgenommen wurden. Es fiel ihm ein, daß er noch von früheren Verfehlungen eine dreimonatige Fußballsperrung zu ertragen hatte. Und wenn ich schon immer hier in Grafeneck bleiben muß, dann will ich wenigstens die kleinen Freuden, die mir das Leben gibt, genießen, dachte Felix. Doch es war schwieriger als erwartet, seinen selbsterworbenen Status als Unruhestifter loszuwerden. Eines Tages, Frau Blasche saß gerade allein im Aufenthaltsraum, ging Felix auf sie zu und fragte: »Frau Blasche, ich möchte gern mit Ihnen reden, haben Sie etwas Zeit?«

»Wenn es unbedingt sein muß.«

»Ich ... möchte ...«

»Was ist denn? Hast du etwas angestellt?« fragte Frau Blasche.

»Nein.«

»Und was willst du dann?«

»Mich für mein Verhalten in den letzten Wochen entschuldigen«, sagte Felix.

»Das fällt dir aber ziemlich spät ein«, meinte Frau Blasche nur.

»Ich werde mich jetzt ehrlich bessern.«

»Ach, versprich doch nicht so etwas. Dir Lügner kann man sowieso nicht glauben.«

Mit einem miesen Gefühl verließ Felix den Aufenthaltsraum. Er schämte sich wegen seiner Selbstverleugnung, die – nach dem Verhalten von Frau Blasche zu urteilen – nicht allzuviel eingebracht hatte. Komisch, dachte Felix, der die letzten Wochen Revue passieren ließ, baut man Mist, sind sie anfangs ungeheuer sauer. Macht man weiter, sind sie auf einmal total freundlich. Dann gelobst du Besserung, und diese blöde Kuh reagiert auf einmal unfreundlich.

Obwohl Felix sein Versprechen einhielt, schienen seine Betreuer davon wenig Notiz zu nehmen. Im Gegenteil, wenn irgendwo ein Schuldiger fehlte, wurde Felix dafür zur Verantwortung gezogen. Einmal war im Aufenthaltsraum ein Fenster eingeschlagen worden, und Frau Blasche konnte es Felix schon am Gesicht ansehen, daß es sich bei ihm um den Täter handelte. Scheint, als wollten sie, daß ich aus der Rolle falle, dachte Felix und verstand seine Anstaltswelt immer weniger.

Er zog sich mehr und mehr zurück, er wollte bloß nicht auffallen und wurde passiv. Es hat alles keinen Sinn mehr, dachte Felix resignierend und verzweifelte innerlich. Seine Erzieher waren froh, von ihm momentan verschont zu werden. Alles andere war ihnen ziemlich egal.

Felix indes schleppte sich von Woche zu Woche, sah keine Möglichkeit mehr, seiner verzweifelten Situation zu entrinnen. Er hatte überhaupt nichts mehr, woran er sich hätte aufrichten können. In zwei Wochen sollte es Zeugnisse geben. Seines, das war Felix klar, würde sicherlich eines der schlechtesten, wenn nicht gar das schlechteste sein. Obwohl er sich die letzten Wochen wirklich Mühe gegeben hatte. Durch seine frühere Leistungsverweigerung war er zu sehr in Rückstand geraten. So nahm er, als der große Tag gekommen war, und ihm Herr Fleischmann das Zeugnis überreichte, dieses mit sehr gemischten Gefühlen entgegen. Er sollte das Zeugnis innerhalb von drei Tagen an seine Eltern schicken. Wieso dies so eilte, wußte keiner. Die Eltern hatten ja die Möglichkeit, sich durch einen Telefonanruf über die schulischen Leistungen ihres Adoptivsprößlings zu informieren.

Das Zeugnis selbst schockte Felix wenig. Er betrachtete es als einen weiteren Beweis seiner hoffnungslosen Lage. Lästig empfand er dabei nur die Vorstellung eines Gesprächs mit seinen Eltern. Diese würden, wenn sie das Zeugnis erhielten, wiederum auf ihn einreden. Felix, bessere dich endlich, er

kannte die Sprüche. Solche Gespräche hatten seiner Meinung nach keinen Sinn mehr. Wenn er auf ihren Appell mit »Nein« antworten würde, wären sie sauer, und falls er Besserung geloben würde, würden sie ihm es auch nicht glauben. Nein, auf ein solches Gespräch hatte er keine Lust. Daher zögerte er das Abschicken des Notenfetzens hinaus, verschob es von einem Tag zum anderen. Auf einen Tag mehr oder weniger, so seine Meinung, kommt es nicht mehr an. Das dachte er sieben Tage lang. Am achten mußte er zum Direktor. Dieser erklärte ihm, daß sich Felix' Eltern nach dem fehlenden Zeugnis bei ihm erkundigt hätten. »Hast du es auch wirklich weggeschickt?«

Felix, innerlich auf diese Frage und die Folgen eingestellt, antwortete: »Ich habe das Zeugnis gleich am ersten Tag weggeschickt.«

»Komm, ich seh's dir schon an deinen Augen an, daß du lügst.«

»Nein, ich lüge nicht.«

»Und wie kannst du es mir erklären, daß es noch nicht bei deinen Eltern angekommen ist?« fragte Grundeis.

»Wahrscheinlich hat es die Post verschlampt.«

»Du erwartest wohl nicht, daß ich dir das glaube.«

»Ich habe es weggeschickt.«

»Ich will dir mal was sagen. Wenn du ehrlich bist, brauchst du keine Strafe zu befürchten.«

Felix, die eventuelle Fußballsperr im Kopf, gestand nun bereitwillig: »Sie haben recht, ich habe das Zeugnis nicht abgeschickt.«

Doch schon an Grundeis' Gesichtsfärbung erkannte Felix, daß er soeben einen taktischen Fehler begangen hatte. Er fing plötzlich zu toben an, beschimpfte Felix als Lügner und erklärte: »Jetzt reicht es mir aber endgültig. Geh auf dein Zimmer, ich werde mir überlegen, was ich mit dir mache. Einmal muß Schluß sein.«

Felix entgegnete: »Sie haben mir versprochen, mich nicht zu bestrafen, falls ich die Wahrheit sage.«

»Du wirst ja nicht bestraft, weil du das Zeugnis nicht weggeschickt hast, sondern weil du eben nicht ehrlich warst und mich angelogen hast.«

Grundeis überlegte etwa zehn Minuten. Dann war ihm klar, was für eine Entscheidung zu treffen sei. Er griff zum Hörer und wählte die Nummer der Fischers. Die Mutter erschien auf dem Bildschirm. »Tag, Frau Fischer, ich muß Ihnen leider eine unangenehme Mitteilung machen.«

»Hat der Bub wieder etwas angestellt?«

»Bedauerlicherweise ja.«

»Was hat er denn diesmal gemacht? Geht es um das Zeugnis?«

»Ihr Sohn hat das Zeugnis nicht weggeschickt, und mich hat er, als ich ihn danach fragte, angelogen. Als ich ihm dann scharf in die Augen sah, gestand er kleinlaut.«

»Manchmal bin ich ganz verzweifelt, und weiß nicht mehr, was aus unserem Jungen einmal werden soll«, sagte Frau Fischer.

»Ich habe die Hoffnung aufgegeben.«

»Und was bedeutet das?«

»So leid es mir für Sie tut, Frau Fischer, muß ich Ihnen mitteilen, daß sich die Anstalt entschlossen hat, sich von Felix zu trennen.«

»Was können wir dann machen?«

»Wenig, leider gibt es zuwenig Besserungsanstalten für solche Kinder. Sie sollten sich darauf vorbereiten, daß er zu Ihnen nach Hause kommt.«

»Könnten Sie ihn nicht doch noch etwas behalten? Was sollen wir mit solch einem hier in Arnschwang?«

»Ich versteh Sie vollkommen, deshalb haben wir Ihren Jungen mit Rücksicht auf Sie solange behalten, aber nun ist für uns die Grenze des Zumutbaren erreicht.«

»Sie lassen sich wirklich nicht mehr überreden, Herr Grundeis? Ich könnte richtig fest auf Felix einreden, vielleicht bringt das etwas.«

»Entschuldigung, daran glauben Sie ja selbst nicht mehr.«

»Ich würde es gerne noch einmal versuchen.«

»Tut mir leid. Es ist ein Prinzip von mir, einmal gefällte Entscheidungen nicht mehr rückgängig zu machen«, sagte Grundeis.

»Aber für mich kommt das alles so plötzlich«, stöhnte Frau Fischer.

»Um Ihnen Ihre Situation zu erleichtern, möchte ich Ihnen etwas entgegenkommen.«

»Das wäre nett.«

»Felix kann seinen Schulabschluß hier fertig machen, aber um eventuell vorhandenen Hoffnungen bei Ihnen entgegenzutreten, muß ich Ihnen sagen, es gibt echt keine Möglichkeit mehr für Felix, bei uns im Anschluß eine Lehre zu beginnen.«

»Da kommt ja in vier Monaten eine Menge auf uns zu.«

»Sie tun mir jetzt schon leid. Wollen Sie Ihren Sohn kurz sprechen?«

»Nein, ich wüßte nicht, was ich ihm momentan sagen sollte. Ich will ihn gar nicht sehen.«



»Kann ich gut verstehen.«

Nach dem Telefonat zitierte Grundeis Felix in sein Büro. Innerlich ganz auf eine Verlängerung der Fußballsperrung eingestellt, betrat dieser mit blassem Gesicht das Zimmer. Sein Blick hellte sich jedoch zunehmend auf, als Grundeis ihm mitteilte: »Die Anstaltsleitung hat beschlossen, daß wir uns von dir trennen werden.«

Felix traute kaum seinen Ohren und empfand die Nachricht als verspätetes Geburtstagsgeschenk. Grundeis, der bemerkte, daß Felix nicht sonderlich bestürzt reagierte, meinte zu ihm: »Scheint dir nicht gerade viel auszumachen.«

»Doch, doch, ist schon schlimm«, heuchelte Felix, woraufhin Grundeis erwiderte: »Brauchst gar nicht zu jammern, du hast dir alles selbst eingebrockt, nach Beendigung des Schuljahres mußt du nach Hause und jetzt kannst du auf dein Zimmer gehen.«

Glücklich und zufrieden verließ Felix den Heimleiter und machte sich auf den Weg zu seiner Gruppe. Endlich hatte es geklappt, obwohl er nicht mehr geglaubt hatte, Grafeneck jemals verlassen zu können.

Nachdem sich die erste Freude gelegt hatte, wurde es Felix mulmig. Ihn schreckte der Gedanke, nach vielen Jahren der Trennung wieder bei seinen Eltern leben zu müssen. Eigentlich hatte er keine rechte Gefühlsbindung mehr zu ihnen, für ihn waren es zwei nicht gerade sehr angenehme Menschen, sie waren ihm fast fremd. Zu Karl, seinem jüngeren Bruder, hatte er, von einigen Erinnerungen abgesehen, auch keine Beziehung mehr.

Obwohl er sich sein künftiges Leben in Arnschwang nicht richtig vorstellen konnte, erschien ihm diese unklare Perspektive trotz aller Unwägbarkeiten wesentlich angenehmer, als in Grafeneck dahinzudämmern. Nein, eine Entlassung ist das Beste, was mir passieren konnte, beschloß Felix.

Um die langersehnte Entlassung nicht mehr zu gefährden, gab er sein zurückhaltendes Wesen in den letzten Wochen auf. Irgendwie schien er dem prinzipientreuen Grundeis zu mißtrauen und befürchtete: Vielleicht ist der auf einmal mit meinem Verhalten der letzten Wochen zufrieden und gibt mir dann doch noch eine Chance. Um solchen Eventualitäten vorzubeugen, brachte er die letzten Wochen, weitere Bestrafungen einkalkulierend, durch Provokationen über die Runden. Nach Beendigung des Schuljahres wurde Felix zu seiner Überraschung freundlich von seinem Direktor ver-

abschiedet. Dieser wirkte sichtlich erleichtert, sein größtes Problemkind losgeworden zu sein.

Als Felix der Anstalt den Rücken gekehrt hatte, ging er an der Pferdestatue vorbei zur Busstation. Der Bus, der ihn zur Schnellbahn bringen sollte, fuhr zwar erst in fünfzig Minuten, aber in Grafeneck, vor allen Dingen in der Anstalt, wollte er keine Sekunde länger als nötig bleiben. Lieber saß er auf der Wartebank an der Haltestelle und genoß die Freiheit. In einigen Stunden würde für ihn sowieso der Ernst des Lebens beginnen. Um fünf Uhr würde er in Arnschwang sein.

**In Arnschwang** bereiteten sich die Fischers auf die Heimkehr ihres Jungen vor. Wochenlang hatten sie dieses unabwendbare Ereignis verdrängt. Jetzt, als es soweit war, wirkten sie ziemlich hilflos. »Was machen wir mit ihm?« wollte Fanny von ihrem Mann wissen.

»Was fragst du mich da, meinst wohl, daß ich für jedes Problem eine Lösung parat habe?«

»Ich frag ja nur.«

»Auf jeden Fall müssen wir schauen, daß wir für ihn eine Lehrstelle finden«, sagte Karl.

»Wenn das bei seinen Zeugnissen überhaupt möglich ist.«

»Versuchen müssen wir es trotzdem.«

»Karl, es ist schon kurz vor fünf, er wird bald ankommen, willst ihn nicht mit dem Auto abholen?«

»Warum soll ich das? Er ist doch kein Krüppel, der kann das kleine Stückchen wohl noch nach Hause laufen.«

»Aber Karl, jetzt war er solange von uns weg, er soll wenigstens nicht gleich am Anfang den Eindruck haben, als hätten wir etwas gegen ihn.«

»Wenn er sich anständig aufführen würde, hätt ich nichts gegen ihn ... Na gut, ich hol ihn.«

Nach einer halben Stunde kam Karl Fischer ohne Felix wieder zurück. »In der ganzen Bahn habe ich keinen Felix gesehen.«

»Ist mein Zuchtbruder schon da?« wollte ihr Sohn Karl wissen. »Der heißt Felix«, rief ihn die Mutter zur Ordnung. Da dies äußerst selten geschah, war Karl junior etwas verblüfft. Er verstand nicht, weshalb die Eltern seinen Bruder plötzlich in Schutz nahmen, wo sie sonst in der Regel über Felix schimpften.

Um sechs Uhr kam die nächste Bahn. Noch einmal gelang es Fanny, ihren Mann zu überreden, nach Felix Ausschau zu halten. Wiederum kam er allein nach Hause. Besorgt fragte ihn seine Frau: »Es wird ihm doch nicht etwas passiert sein?«

»Ach, der Lump wird sich irgendwo rumtreiben, der ist kein Kind mehr.«

»Ruf doch mal in Grafeneck an, vielleicht ist er gar nicht weggefahren.«

»Glaub ich zwar nicht, aber ich kann es ja versuchen.«

Nachdem sich Karl senior bei Herrn Grundeis nach Felix' Verbleib erkundigt hatte, teilte er seiner Frau mit, Felix habe schon um zwölf Uhr dreißig die Anstalt verlassen.

»Hoffentlich ist wirklich nichts passiert«, meinte Fanny.

»Daß du gleich das schlimmste denken mußt.«

»Willst vielleicht nicht doch bei der Polizei nachfragen?«

»Was denkst du, was die Kollegen von mir halten, wenn ich mir nach ein paar Stunden gleich in die Hosen mache? Die lachen mich doch aus. Noch dazu glaube ich sicher, daß er mit dem letzten Zug kommt.«

»Hoffen wir's.«

Widerwillig fuhr Karl Fischer gegen elf Uhr abends noch einmal zum Schwebebahnhof. Unruhig wartete Fanny auf die Rückkehr ihres Mannes. Als sie einen Wagen in den Hof hineinfahren hörte, lief sie an das Fenster und war erleichtert, ihren Mann gemeinsam mit Felix zu sehen. Kaum betraten die beiden das Wohnzimmer, fiel die Mutter Felix erleichtert um den Hals. »Da bist du endlich, ich habe mir schon Sorgen um dich gemacht.«

»Der hat sich in der Bahnhofsgaststätte rumgetrieben, riechst du nicht seine Fahne?« bemerkte Karl.

»Schon am ersten Tag macht er uns Kummer, aber heute will ich keinen Ärger.«

»Dann laß uns mal ein Auge zudrücken«, sagte Karl.

Nach dieser Begrüßung mußte Felix noch eine Kleinigkeit essen, um danach ins Bett geschickt zu werden. Zwar hatte er anfangs keinen Hunger, aber als seine Mutter auf ihn einredete: »In deinem Alter mußt du schon gut essen«, schob er widerwillig ein Stück Brot in den Mund. Wie seine Zukunft aussehen würde, darüber wollten die Eltern morgen mit ihm sprechen.

Kaum hatte Felix das Wohnzimmer verlassen, malte sein Vater ein düsteres Zukunftsbild. »Aus dem wird nie etwas Gescheites«, stellte er resignierend fest.

»Man soll die Hoffnung nie aufgeben.«

»Der wird uns das Leben zur Hölle machen.«

»Sieh nicht immer gleich schwarz, Karl, heute ist der erste Tag.«

»Tust gerade so, als wäre er sonst nie aus der Rolle gefallen.«

»Nein, aber wenn wir gleich aufgeben, dann wüßte ich überhaupt nicht mehr, was wir machen sollten.«

Mit der Bemerkung: »Laß uns nicht unnütz philosophieren, morgen werden wir weitersehen«, beendete Fischer das Gespräch.

Felix lag unterdessen in seinem Bett und machte sich Gedanken um die Zukunft. Berauschend war der Empfang, den man ihm bereitet hatte, nicht gewesen. Gut, den Ankunftsstermin habe ich eigenmächtig verzögert, aber so kühl hätten sie trotzdem nicht reagieren müssen, dachte er. Seine Eltern konnten nur schwer verbergen, daß er hier eigentlich unerwünscht war. Mulmig wurde ihm, wenn er an den morgigen Tag dachte. Da würde er seinen Bruder zu Gesicht bekommen. Zwar konnte er sich an diesen nur entfernt erinnern, doch er wußte, daß es wie früher sein würde: Wenn es Krach zwischen ihnen gab, war er von vornherein der Schuldige.

Beim Frühstück erschien ein zehnjähriger Junge mit natürlichen Sommersprossen. »Tag, und du willst also jetzt bei uns bleiben?«

»Ich glaub schon.«

»Dann mußt du dich aber anständig aufführen«, ermahnte ihn Karl junior, ganz den Erwachsenen spielend.

»Da hat er recht«, stellte der Vater befriedigt fest.

Als das Frühstück beendet war, fragte der junge Karl seine Eltern: »Ich kann doch in den Garten gehen und etwas spielen?« Die Eltern bejahten, und Felix äußerte das gleiche Anliegen.

»Nein, du nicht, wir müssen uns ernsthaft unterhalten«, antwortete ihm sein Vater.

Plötzlich schien auch Karl junior am Spielen kein großes Interesse mehr zu haben. Mit der Bemerkung »Dann bleib ich auch hier« setzte er sich wieder an den Tisch.

»Sei nicht so neugierig«, ermahnte ihn freundlich seine Mutter. Widerwillig verließ Karl junior die Küche. Nach einigen Sekunden rief die Mutter, die ihren echten Sohn gut kannte: »Man lauscht nicht an der Tür, Karl.«

»Ach, laß ihn reinkommen, der kann ruhig wissen, was los ist«, entgegnete ungefragt ihr Mann und fügte hinzu, »Karl gehört ja nun wirklich zu uns.« Ohne gerufen worden zu sein, nahm Karl junior mit einem aufgeschlossenen Gesichtsausdruck am Küchentisch Platz.

An Felix gewandt, ergriff das Familienoberhaupt mit bedeutungsschwerer Mimik das Wort: »Daß du uns die letzten Jahre nur enttäuscht hast, brauche ich dir nicht zu sagen, das weißt du selber. Ich bin bereit, darunter einen Schlußstrich zu ziehen und einen Neuanfang zu riskieren, wenn du uns versprichst, dich nun am Riemen zu reißen.«

Um nicht von Anfang an neuen Ärger hervorzurufen, gelobte Felix Besserung, und die Eltern hofften wieder einmal, obwohl es ihnen schwer fiel, daß Felix diesmal sein Versprechen einhalten würde. Nachdem Felix seinen guten Willen bekundet hatte, wurde ihm von seinen Eltern mitgeteilt, daß sich diese für ihn nach einer Lehrstelle umsehen wollten. Als Felix nachfragte: »Was für einen Beruf soll ich denn lernen?« antwortete ihm sein Vater gereizt: »Ja glaubst du, daß du mit deinen Zeugnissen dir etwas aussuchen kannst? Wir müssen nehmen, was kommt.«

Da sich die Eltern umgehend um einen Ausbildungsplatz kümmern wollten, beendeten sie das Gespräch.

Bei dem ersten Unternehmen, einem Keramikbetrieb, schienen sich die schlimmsten Befürchtungen von Frau Fischer zu bestätigen. »Sie sind mit Ihrer Suche ziemlich spät dran«, meinte der für Bewerbungen zuständige Personalchef. »Dies ist jedoch nicht der einzige Grund für eine Ablehnung«, fuhr er fort und erklärte ihr, daß der Betrieb nur über eine sehr geringe Belegschaft verfüge und auch die Mitarbeiter, wobei er sich keineswegs ausnahm, nicht recht wüßten, wie sie sich künstlich gezeugten Menschen gegenüber verhalten sollten. »Solche Unsicherheiten«, erklärte er, »könnten zu einer ständigen Störung des Betriebsfriedens führen.«

Als der Personalchef sich verabschiedete, gab er ihr den Tip, es bei der Firma Unionglas zu versuchen. Dies sei ein größerer Betrieb, dem es sicher leichter fallen würde, Felix zu neutralisieren und ihn aufzufangen. Fanny Fischer verließ die Keramikfirma. Bei der Firma Unionglas traf sie in Herrn Krieger einen Personalchef, der ein offenes Ohr für ihre Schwierigkeiten hatte. »In so einem kleinen Ort wie Arnschwang müssen wir alle zusammenhalten«, meinte er und versprach, Felix nach all den nicht besonders glücklich verlaufenen Jahren im Heim eine Chance zu geben.

»Da haben wir aber Glück gehabt«, meinte Fanny Fischer zufrieden. »Wenn er uns bloß nicht wieder blamiert«, setzte Karl dem Optimismus seiner Frau Grenzen.

Zu Hause angekommen, wollten sie Felix sofort die frohe Botschaft überbringen, doch als sie das Wohnzimmer betraten, sahen sie einen weinenden Karl. Karl der Echte berichtete schluchzend, daß Felix ihn grundlos geschlagen hätte.

»Was hast du dazu zu sagen?« stellte der Vater seinen Alternativsohn zur Rede. »Karl hat mich die ganze Zeit, während ihr weg wart, nur geärgert«, antwortete Felix. Als Karl junior dies entschieden verneinte, meinte

das Familienoberhaupt vielsagend zu Felix: »Wenn ich an Grafeneck denke, dann weiß ich schon, wer von euch beiden die Wahrheit sagt.«

Während Karl der Echte versteckt grinste, wartete Felix zu seiner Überraschung vergeblich auf die ihm zustehende Bestrafung. »Wir haben alles in unserer Macht Stehende für dich getan«, berichtete ihm stattdessen der Vater.

»Habt ihr etwas gefunden?«

»Ja, wir haben eine Lehrstelle für dich. Jetzt liegt es nur an dir, wie es weitergeht.«

»Was soll ich denn lernen?«

»Computerfachmann.«

»Blöd.«

»Wer denkst du wohl, wer du bist? Meinst wohl, die Firmen laufen hinter dir her?«

»Nein.«

»Ich hoffe, daß du es auch einmal einsiehst. Und da wir schon beim Reden sind, möchte ich dir gleich noch etwas sagen.«

»Ja?«

»Wenn du bei uns bleiben willst, möchte ich nicht, daß du Heide bleibst.«

Scheiße, dachte Felix, taufen soll ich mich auch noch lassen. Obwohl ihm sonst das Lügen nicht sonderlich schwer fiel, schien ihm dies, wenn es um den Eintritt in eine Religion ging, an die er nicht glaubte, doch enorme Schwierigkeiten zu bereiten. Nein, taufen wollte er sich nicht lassen. Soweit konnte er mit seiner Selbstverleugnung nicht gehen. Schließlich hatte auch ein Alternativmensch seinen Stolz.

Durch seine bisher gemachten Erfahrungen wußte er, daß es in diesem Moment unklug gewesen wäre, seinen Eltern reinen Wein einzuschenken. Er mußte Zeit gewinnen und appellierte daher an sie: »Laßt mich mal darüber nachdenken.«

»Was gibt es da zu überlegen?« fragte sein Vater.

»Wenn ich Katholik werden soll, ist es besser, wenn ich das freiwillig tu.«

»Willst du etwa behaupten, daß wir dich zum Glauben zwingen wollen?«

»Nein, wieso?«

Nun griff die um Harmonie bedachte Mutter in das Gespräch ein. »Natürlich«, erklärte sie Felix, »ist es besser, wenn du freiwillig zu Gott findest. Wenn du klug bist, wirst du an die Existenz Gottes glauben.«

Felix wußte nicht, ob er ihre letzten Worte als Drohung verstehen sollte, und war froh, nach den vielen Belehrungen endlich das Haus verlassen zu können. Er ging spazieren – um seinen Bruder Karl machte er, Konflikte vermeidend, einen großen Bogen. Als er zufällig an zwei etwa zwölfjährigen Mädchen vorbeischlenderte, hörte er, wie die eine zur anderen sagte: »Schau Anna, das ist der Zuchtbulle von den Fischers.« Zuerst wollte er zurücklaufen und den beiden ordentlich die Meinung geigen, dann sagte er sich, daß es wahrscheinlich keinen Sinn hatte, mit den Gören zu reden. Sicher würden sie sich nur lustig über ihn machen. In diesem Moment hatte Felix das erste Mal Sehnsucht nach dem sonst von ihm so gehaßten Grafeneck. Dort war er ein Alternativmensch unter vielen gewesen, da kam keiner auf die Idee, ihn wegen seiner besonderen Zeugungsart zu verspotten. Felix begriff, daß seine Eltern in Arnschwang nicht das einzige Problem für ihn bedeuten würden.

Als er nach Hause kam, fragte ihn seine Mutter nach seinen ersten Eindrücken. »Es geht so«, stotterte Felix ein wenig, wobei er es vermied, von dem Erlebnis mit den zwei Mädchen zu erzählen. Sie würde ihn ja doch nicht verstehen, im Gegenteil. Seine Überlegungen gingen sogar soweit, den eigenen Eltern zu unterstellen, daß auch sie Alternativmenschen wie ihn verachteten. Natürlich war Felix zu feige, diesen Gedanken den Eltern anzuvertrauen. Er war froh, daß es Abend wurde, wollte allein sein und sehnte sich nach seinem Bett. Zufrieden stimmten seine Eltern zu.

»Wenigstens macht er beim Zubettgehen keine Schwierigkeiten«, bemerkte nach Felix' Abgang der Vater.

»Es wird vielleicht doch noch alles gut werden, Karl.« Seine Frau Fanny blickte optimistisch in die Zukunft.

Die Tage bis zu Felix' erstem Arbeitstag zogen sich dahin. Jeden Tag empfand Felix gleich monoton. Spazierenzugehen, sich von Kindern auf der Straße verspotten zu lassen, um den jüngeren Bruder einen Bogen zu machen, sich gegenüber seinen Eltern unauffällig zu verhalten – dies war für Felix ziemlich langweilig und anstrengend. Einmal, als er »Zucht-büblein« genannt wurde, verlor er die Beherrschung und schlug sich mit einigen natürlichen Bengels. Bei dieser Auseinandersetzung mußte er ziemlich einstecken. Als Alternativer hatte er gegen fünf Kerle nicht die Spur einer Chance. Zudem bekam er Ärger mit seinen Eltern. Die Jungen waren nämlich so hinterhältig und behaupteten gegenüber seinem Vater, den sie auf der Straße trafen, daß Felix grundlos auf sie eingeschlagen habe. Karl



Fischer knöpfte sich gleich die mißratene Zucht vor, gab Felix zwei Ohrfeigen und schimpfte dazu: »Dir werde ich es zeigen und dir austreiben, auf andere Jungen einzuschlagen.«

Felix mußte sich in dieser Situation sehr zusammenreißen, um nicht zurückzuschlagen. Es waren weniger die Schmerzen, die ihm zu schaffen machten, sondern der verletzte Stolz. Für Ohrfeigen war er einfach zu alt. Um die ohnehin ungünstige Situation nicht zu verschlechtern, überwand er seine Neigung zum körperlichen Widerstand. Als die körperliche Züchtigung beendet hatte, bat der Vater ihn um seine Darstellung des Vorfalles. Felix' Version empfand er überraschenderweise gar nicht einmal unglaublich. Was jedoch nicht zu einer Entschuldigung wegen der erfolgten Bestrafung führte. Da er um seine Autorität bemüht war, durfte er vor seinem Sohn keinen Fehler zugeben. Er legitimierte vor Felix seine Strafmaßnahme mit den Worten:

»Trotzdem hast du schuld, denn wer schlägt, hat nie recht.« Daß er durch diesen Satz bei seinem Sohn wirklich Autorität eingebüßt hatte, entging ihm.

Am selben Abend, als die Eltern allein waren, sagte Fanny vorsichtig zu Karl: »Meinst du nicht, daß Felix zu alt für Prügel ist?«

»Ich laß mir nicht von einem Alternativen auf der Nase herumtanzen«, antwortete Karl.

»Gell, du haßt Felix?«

»Wie kommst du auf solch einen Blödsinn?«

»Du redest manchmal so, als wäre er überhaupt kein richtiger Mensch.«

»Quatsch, klar wäre mir ein echter Junge lieber gewesen, aber das spielt in meinem Verhalten ihm gegenüber überhaupt keine Rolle.«

»Na gut, aber wenn du ihn wieder schlagen mußt, paß ein bißchen besser auf seinen Kopf auf, er hat ja noch immer Kopfschmerzen. Nicht, daß wir uns da Vorwürfe machen müssen.«

»Brauchst keine Angst zu haben, ich werde schon aufpassen, daß sein edles Köpfchen nichts abbekommt.«

Fanny gab sich mit dieser Erklärung zufrieden. Sie war mit Karl über zwanzig Jahre verheiratet und wußte, daß sie nicht mehr von ihrem Mann erwarten konnte.

Einige Tage später nutzte Fanny die Abwesenheit der beiden Karls, um Felix an die Taufe zu erinnern. »Weißt du, mein Junge«, sagte sie, »dein Vater würde dich mehr mögen, wenn du Christ wirst.«

»Dir ist also aufgefallen, daß er mich nicht mag«, konterte Felix. Verlegen versuchte die Mutter Felix auszureden, daß sein Vater ihn nicht mochte. »Ach komm, das bildest du dir nur ein«, meinte sie. Die Art, wie sie es sagte, empfand Felix als Bestätigung seines Verdachts, und er genoß es, seine Mutter weiter in die Enge zu treiben.

»Du weißt selber, daß er mich nicht abkann.« Eigentlich war Felix über den Verlauf des Gesprächs gar nicht so unglücklich. Daß sein Vater ihn nicht übermäßig mochte, war für ihn keine allzu große Überraschung mehr und ihm eigentlich egal. Er spielte bei seiner Mutter nur den enttäuschten Sohn, um vom eigentlichen Thema, nämlich Gott, abzulenken. Er hatte keine Lust, sich von seiner Mutter in die Arme seines angeblichen Schöpfers treiben zu lassen.

Felix betrachtete den Start ins Berufsleben als eine willkommene Abwechslung und war froh, vor seinen Eltern zumindest tagsüber Ruhe zu haben. Mit zerrissenem Pullover wollte er an diesem Morgen losziehen, worauf ihn seine Mutter zurechtwies: »Wenn schon alternativ«, sagte sie, »dann wenigstens anständig angezogen.«

Widerwillig schmiß sich Felix in andere Klamotten.

Als Felix das Verwaltungsgebäude der Firma Unionglas betrat, war er unsicher und hatte Angst, viel zu früh gekommen zu sein. Vom Gang aus sah er durch die Glasscheiben in die vielen Büroräume und war verwundert, daß die meisten Schreibtische leer waren. Nur gelegentlich sah er einen Menschen. An einer Tür mit dem Namensschild »Krieger« blieb Felix stehen, um anzuklopfen. Eine Frauenstimme rief »Herein«, er öffnete zögernd die Tür. Drinnen begrüßte ihn eine etwa dreißigjährige Frau: »Sie sind sicher einer unserer neuen Lehrlinge.«

Felix war überrascht. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er gesiezt wurde. Er empfand dies als Auszeichnung und fühlte sich ernstgenommen.

»Sie müssen sich leider noch etwas gedulden. Herr Krieger wird aber bald kommen. Bitte nehmen Sie Platz.«

Felix setzte sich auf den Stuhl und wartete auf den Personalchef. Nach ungefähr zehn Minuten kam ein etwa vierzigjähriger Mann mit Halbglatze herein. Er stellte sich als Krieger vor. Kaum saß er auf seinem Stuhl, meinte er zu Felix: »Es war gar nicht einfach für mich, Sie bei unserer Firma zu beschäftigen, was jedoch nichts mit Ihrer Andersartigkeit zu tun hat. Mehr Schwierigkeiten bereiteten mir schon Ihre, wollen wir mal sagen, nicht besonders guten Beurteilungen von Ihrer ehemaligen Anstalt. Unsere Firma

hat bisher darauf Wert gelegt, daß aus ihren Lehrlingen junge lebensfähige Menschen werden – und bei Ihnen sind wir uns da überhaupt nicht sicher, ob das gut gehen wird.«

»Darf ich Sie mal etwas fragen?« sagte Felix.

»Ich bitte darum.«

»Verstehen Sie mich nicht falsch, aber wenn Sie soviel Zweifel gehabt haben, warum haben Sie mich überhaupt eingestellt? Ich bin ja froh darüber.«

»Das ist gar nicht so einfach zu beantworten. Am meisten hat mich wohl die menschliche Stärke Ihrer Mutter beeindruckt, und ich kann eigentlich nur hoffen, daß Sie Ihre Mutter und auch uns nicht enttäuschen werden.«

Felix erkundigte sich weiter. »Sind die Schreibtische in den Abteilungen immer so unbesetzt wie heute?«

Diese naive Frage veranlaßte Krieger das erste Mal zu einem Lächeln. Schmunzelnd erklärte er Felix, daß bei der Firma Unionglas schon seit sechs Jahren nur ein Viertel der Angestellten im Betrieb arbeiten würde. Die restlichen Dreiviertel würden an Heimarbeitsplätzen ihre Arbeit verrichten. Im wöchentlichen Turnus würde zwischen den Beschäftigten getauscht, was jedoch nicht für Lehrlinge galt. In der Abteilung Buchhaltung, in der Felix das erste halbe Jahr seiner Lehrzeit verbringen sollte, arbeite diese Woche Frau Kittel. »Haben Sie weitere Fragen?«

Obwohl Felix noch das eine oder andere interessierte, verneinte er. Er hatte Angst, einen etwas weltfremden Eindruck zu hinterlassen. Nachdem alles geklärt war, wies Krieger Felix den Weg zur Buchhaltung, indem er bemerkte: »Frau Kittel erwartet Sie schon.«

In der Buchhaltung wurde er von einer fast fünfzigjährigen Frau mit den Worten »Sie sind also unser neuer Lehrling« begrüßt. Felix bejahte. Unsicher führte Frau Kittel das Gespräch mit Felix fort. »Dann will ich Sie mal Ihren Kollegen vorstellen«, meinte sie und drückte dabei auf verschiedene Bildschirmtasten, worauf plötzlich auf den drei leeren Monitoren Gesichter auftauchten. Die Buchhaltung glich in diesem Augenblick einer Konferenzschaltung des Fernsehens. Frau Kittel übernahm die Rolle der Moderatorin. Der Reihe nach stellte sie Felix ihre Mitarbeiter vor. Zuerst Herrn Boden, einen blonden vierzigjährigen Mann. Dieser war der Abteilungsleiter. Anschließend dessen Stellvertreter, einen gewissen Müller, sowie Frau Trunk, eine fünfundzwanzigjährige Frau.

Herr Boden meinte via Bildschirm zu Felix: »Wenn Sie sich bei uns am Riemen reißen, brauchen Sie keine Angst zu haben, daß wir Ihnen den Kopf

abreißen.« Dabei lächelte er. Wahrscheinlich fand Boden seine Bemerkung ziemlich witzig. Felix reagierte darauf mit einem verlegenen Lächeln, was seine anderen Kollegen schmunzelnd registrierten. Nachdem sich die anderen ihrem neuen Kollegen vorgestellt hatten, schalteten sich die Heimarbeiter aus der Konferenzschaltung aus.

Als Felix mit Frau Kittel allein war, überlegte diese krampfhaft, welche Aufgabe sie Felix übertragen konnte. Nach einigen Minuten kam ihr die Idee, Felix zu bitten, für sie einen Kaffee zu kochen. Da Felix darin keinerlei Erfahrungen besaß, stand er hilflos vor der Kaffeemaschine. Als er sich endlich durchringen konnte zu fragen: »Wie macht man eigentlich Kaffee?« lernte er Frau Kittel gleich von ihrer besten Seite kennen.

»Keine Kaffeemaschine bedienen können, aber Computerfachmann werden wollen«, meinte sie vorwurfsvoll und ließ sich anschließend dazu herab, sich ihren Kaffee selbst zu machen. Weil Felix zum Kaffeekochen nicht zu gebrauchen war, dachte Frau Kittel über andere Beschäftigungsmöglichkeiten nach. Eigentlich sah sie für den neuen Lehrling keine Verwendungsmöglichkeiten, doch wollte sie diesem das Gefühl geben, daß er gebraucht würde. So kramte sie leere uralte Lieferantenkontokarten heraus, die nur noch da waren, weil jemand vergessen hatte, sie wegzuerwerfen, und bat Felix, dort mit dem Lineal gerade Striche zu ziehen. Er sah darin zwar keinen großen Sinn, aber um nicht gleich anzuecken, zog er flott und zügig gerade Linien. Frau Kittel war mit ihm zufrieden und dachte: Auch wenn sonst nicht viel mit ihm anzufangen ist, wenigstens hat er Ehrgeiz.

Nach seinem ersten Arbeitstag war Felix zu Hause der Neugier seiner Eltern ausgesetzt. Wohl wissend, daß er mit Striche-ziehen keinen Eindruck schinden konnte, erfand er anspruchsvollere Tätigkeiten. Skeptisch, aber letztlich zufrieden, nahmen die Eltern seinen Erfahrungsbericht zur Kenntnis. Bei ihnen überwog das Bedürfnis, von Felix auch einmal etwas Positives zu hören.

Als Felix' zweite Arbeitswoche begann, war er überrascht, statt Frau Kittel Herrn Müller anzutreffen. Ach ja, erinnerte er sich, die wechseln sich ab. Eigentlich fand er es schade, daß Frau Kittel nun Heimarbeiterin war. Zwar hatte er ihr gegenüber nur begrenzte Sympathien, doch ließ sie ihn wenigstens in Ruhe. Bei Müller wußte er nicht, was er von diesem zu erwarten hatte. Unsicher setzte sich Felix an diesem Vormittag an seinen Schreibtisch und zog wie gewohnt seine Striche. »Was machen Sie denn da?« fragte ihn irritiert sein neuer Vorgesetzter.

»Striche ziehen«, antwortete Felix, wobei er sich ein Lachen nicht verkneifen konnte.

»Das sehe ich«, meinte Müller und fragte Felix nach dem Sinn seiner Tätigkeit: »Was für einen Nutzen soll das bringen?«

»Das weiß ich selbst nicht«, sagte Felix.

»Und warum machen Sie es dann?«

»Weil Frau Kittel mir das aufgetragen hat.«

Nach dieser Antwort hielt Müller ziemlich wichtiguerisch Felix einen Kurzvortrag. »Entscheidend ist, daß der Mensch selbstverantwortlich handelt. Wenn Sie es vorziehen, sinnlose Tätigkeiten zu verrichten, sollten Sie unsere Frau Kittel nicht als Entschuldigungsgrund benutzen.«

Mit einem verständnislosen Gesichtsausdruck lauschte Felix diesen Ausführungen. Um die Richtigkeit seiner Aussage zu untermauern, griff Herr Müller auf einen Vergleich zurück. »Wenn ich jetzt zu Ihnen sagen würde, springen Sie bitte vom zehnten Stock aus dem Fenster, würden Sie sicherlich nicht hüpfen.«

»Ganz gewiß nicht«, entgegnete ihm Felix und dachte sich, der ist doch verrückt. Nachdem Müller seinen Vortrag beendet hatte, forderte er Felix auf: »Könnten Sie für uns einen Kaffee kochen.« Als Felix Müller seine Unerfahrenheit auf diesem Gebiet gestand, zeigte er ihm mit erstaunlicher Geduld, wie eine Kaffeemaschine zu bedienen ist. Verständnisvoll bemerkte er dabei: »Na, eigentlich ist das keine Männersache.«

Während der Kaffeepause bemerkte Felix, daß er für Müller etwas Besonderes sein mußte. Verkrampft zwang ihm dieser ein Gespräch auf.

»Jetzt, wo wir beide unter uns sind, darf ich Sie einmal etwas Indiskretes fragen?«

»Klar«, sagte Felix.

»Sie sind doch alternativ gemacht?«

»Ja, warum?«

»Nicht, daß Sie etwa denken, ich hätte etwas gegen Alternativmenschen.«

»Darauf wäre ich überhaupt nicht gekommen.«

»Was mich interessieren würde: Sind Sie auch ein richtiger Mann, mit allem Drum und Dran?«

Während Müller schwätzte, erinnerte sein Gesichtsausdruck an einen Peep-Show-Besucher vor über fünfzig Jahren. »Spanner«, brach es spontan aus Felix heraus. Sofort bereute er aus taktischen Gründen diesen Ausdruck. Aber dazu war es schon zu spät, was er an Müllers leicht gerö-

tetem Gesicht bemerkte. Mit ärgerlicher Miene reagierte er. »Ich wollte Sie mit meiner Frage wirklich nicht verletzen, doch meine ich, wenn Sie mich als Spanner beschimpfen, daß Ihnen der richtige Ton gegenüber Vorgesetzten fehlt.«

»Tut mir leid«, meinte daraufhin Felix.

Mit den Worten »So, und jetzt wird gearbeitet« beendete Müller die Kaffeepause und teilte Felix eine neue Aufgabe zu. Er durfte nun Computerdisketten sortieren.

Da diese Tätigkeit keine besondere Aufmerksamkeit erforderte, hatte Felix Zeit, sich über das vorherige Gespräch Gedanken zu machen. Ihm fielen die Kinder von damals in der Klinik ein, und er wurde ziemlich depressiv. Die Natürlichen, dachte er, sind vielleicht Schweine, egal, ob sie Kinder oder Erwachsene sind. Plötzlich bekam er es mit der Angst zu tun und sorgte sich darum, wie es mit ihm in der Firma Unionglas weitergehen würde. Die Jungen in der Klinik, wurde ihm bewußt, hatten erst richtig angefangen, ihn zu ärgern, als sie bemerkten, daß er verletzlich war. Er sah bei der Firma Unionglas schwere Zeiten auf sich zukommen und war froh, als dieser Arbeitstag ohne weitere Zwischenfälle zu Ende ging.

Zu Hause hatte Felix große Sehnsucht nach Ruhe und wollte sich gleich auf sein Zimmer zurückziehen. Umso störender empfand er es gerade jetzt, daß ihm seine Eltern mitteilen mußten, sie wären zur Zeit mit ihm im großen und ganzen zufrieden. Mulmig wurde es Felix, als ihm sein Vater versprach: »In einigen Wochen kann ich dich immer zur Arbeit bringen und auch wieder abholen, dann gehe ich nämlich in Pension und weiß sonst sowieso nicht, was ich mit meiner Zeit machen soll.« Nein, dafür konnte sich Felix nicht begeistern. Er fand es ganz angenehm, Karl senior nicht zu oft zu sehen. Auch befürchtete er bei dem Vorschlag seines Vaters nur verschärfte Kontrolle. Widerwillig bedankte er sich für das Angebot. Als sein jüngerer Bruder, es war schon gegen Abend, das Haus verließ, versuchte Felix, die Gunst der Stunde zu nutzen. Naiv fragte er seine Mutter: »Kann ich auch noch weggehen?«

»Nein, das geht nicht, es ist viel zu spät.«

»Aber warum darf der Karl weg, obwohl er jünger ist als ich?«

»Bei dem wissen wir, daß er in anständigen Kreisen verkehrt, der geht zum Gruppenabend der Katholischen Jungen Gemeinde. Du hast dich bisher nicht für den Glauben entscheiden können, und zwingen wollen wir dich nicht mehr.«

Daraufhin erklärte Felix spontan und zur Überraschung seiner Eltern: »Ich habe mir das mit dem Glauben ziemlich gründlich überlegt und habe mich für Jesus entschieden.« Felix hatte es satt, nach der Arbeit zu Hause rumzuhocken und wußte, daß ihm nur Gott zu mehr Freiheit verhelfen konnte.

Als Felix an diesem Abend, wie fast immer, relativ früh zu Bett ging, meinte seine Mutter zu ihrem Mann: »Siehst Karl, es wird doch noch alles gut.«

»Wenn es so bleibt«, sagte Karl.

Am nächsten Morgen blieb der Firma Unionglas Felix erspart. Er hatte Berufsschule.

Felix' Klassenlehrer hieß Rischer und stand unter permanentem Zwang, seine Vorurteilsfreiheit gegenüber Alternativmenschen unter Beweis zu stellen. Da er außer Felix keinen anderen kannte, war dieser sein einziges Opfer. Felix brauchte in der Schule nur ein brauchbares Wort zu formulieren, schon wurde er von Rischer in den höchsten Tönen gelobt. Dadurch wollte der Pädagoge, wie er es ausdrückte, Felix' Selbstbewußtsein steigern.

Im Unterschied zu den anderen Jugendlichen, die durch Pöbeleien deutlich machten, daß sie keine Kinder, sondern richtige Männer waren, verhielt sich Felix in der Berufsschule anfangs unauffällig. Um nicht durch Passivität aufzufallen, meldete er sich gelegentlich, was Rischer wie immer mit Lob honorierte. Dadurch erkannten die anderen Mitschüler ziemlich rasch, daß es sich bei Felix um den Lieblingsschüler von Herrn Rischer handelte, was sie Felix in der Pause deutlich merken ließen. »Der Rischer«, hörte Felix zwei Jungen sprechen, »ist so freundlich zu der Konserve, als hätte er sich diese selbst bestellt.« Obwohl Felix nicht damit rechnete, jemals von seinen Klassenkameraden akzeptiert zu werden, verletzte es ihn doch, als des »Paukers Liebling« bezeichnet zu werden. Er setzte sich zum Ziel, dieses Image so schnell wie möglich loszuwerden. Es wurde für ihn wichtig, sich von Rischer abzugrenzen. Dazu gab es nur eine Möglichkeit: Er mußte frecher als die anderen sein. Durch seine Zeit in Grafeneck konnte Felix, was das Anecken gegenüber Autoritäten betraf, reichliche Erfahrungen vorweisen. Diese waren ihm hier in der Berufsschule äußerst nützlich. Schon nach kurzer Zeit konnte keiner mehr behaupten, Felix lege auf die Gunst von Herrn Rischer großen Wert.

Rischer versuchte, Felix' »Verhaltensstörungen«, wie es der Pädagoge ausdrückte, durch Geduld und Toleranz aufzufangen und hielt sich mit Zurechtweisungen sehr zurück. Allerdings hatte sein Verhalten nicht den geringsten Erfolg. Felix betrachtete Rischers Methode als eine Provokation

und fühlte sich, wie schon des öfteren in seinem Leben, nicht ernstgenommen. Die Folge davon war, daß sein Benehmen sich rapide verschlechterte. Einmal erklärte Felix: »Heutzutage kann ja jedes Arschloch Lehrer werden.« Damit trieb er Rischer zur Weißglut. »Ich denke, du überziehst gewaltig. Was glaubst du, wer du eigentlich bist«, schrie ihn dieser an.

»Ein Mensch wie jeder andere«, entgegnete Felix spöttisch. Verlegen teilte ihm daraufhin Rischer mit, daß er nach dem Unterricht ein Wörtchen mit ihm zu reden hätte.

In der Pause ging Rischer mit ernstem Gesicht in das Lehrerzimmer und kramte nach Felix' Akte. Heimleiter Grundeis hatte sie vorletzte Woche zur Berufsschule geschickt. Eigentlich lehnte es Rischer ab, solche Akten zu studieren. Er sah darin die Gefahr, daß seine eigenen Beurteilungen beeinflußt würden. Doch in diesem Moment, da er mit Felix Ärger hatte, dachte er: Ein kleiner Blick kann nicht schaden.

Kaum hatte er die Akte aufgeschlagen und etwas von Felix' Operation sowie von dessen überentwickelten linken Gehirnhälfte gelesen, verflog seine Wut gegenüber Felix.

Ein interessanter Fall, dachte Rischer und las voller Faszination Felix' bisherigen Lebenslauf. Als die Schulglocke das Ende der Pause ankündigte, empfand dies Rischer als ärgerlich. Es fiel ihm schwer, das Lehrerzimmer zu verlassen, um seinen Unterricht fortzuführen. Auch fand er es gar nicht mehr gut, Felix nach dem Unterricht zu sich bestellt zu haben. Ein paar Kenntnisse mehr über Felix hätten seiner Meinung nach ein solches Gespräch erleichtert. Jedoch um seine Autorität nicht selbst zu gefährden, konnte er diesen Termin nicht mehr verschieben. Nach Schluß meinte er dann gespielt streng: »Felix, du weißt, wir haben noch etwas miteinander zu bereden.«

Relativ gelassen ging Felix in das Lehrerzimmer. Solche Situationen kannte er von Grafeneck her zur Genüge. Zuvorkommend übernahm im Lehrerzimmer Rischer die Gesprächsführung. »Felix, ich habe nichts gegen Alternativmenschen.« Bei dieser Bemerkung bekam Felix ein komisches Gefühl in der Magengegend. Für ihn wurden Leute, die hervorheben mußten, daß sie nichts gegen Retorten hätten, zunehmend unglaubwürdiger. Wenn das wirklich so ist, dachte sich Felix, warum müssen sie dies besonders betonen? Außerdem machten die Leute dabei meistens einen solchen Gesichtsausdruck, als wollten sie unausgesprochen sagen: »Sind wir nicht die größten, wir haben keine Vorurteile.«



Nachdem Rischer Felix sein aufgeschlossenes Denken zum wiederholten Mal mitgeteilt hatte, zog er ein sorgenvolles Gesicht und meinte vorwurfsvoll zu Felix: »Manchmal denke ich jedoch, daß du auf deinem Anderssein ein wenig herumreitest, es sozusagen ausnützt.«

»Warum denn nicht?« fragte Felix.

»Sag bloß, du findest das auch noch richtig?«

»Ja, sicher. Sie nutzen es ja auch aus, ein junger natürlicher Lehrer zu sein.«

»Ich finde es schon etwas heikel, daß du dir anmaßt, meine Existenz mit der Deinigen zu vergleichen, aber du kannst gehen, ich muß mir über dich noch mehr Gedanken machen.«

**Durch Kontakte** mit den vorher in der Buchhaltung tätigen Lehrlingen erfuhr Felix nach einigen Wochen, daß diese dort anspruchsvollere Aufgaben als er zu verrichten hatten. Allmählich begannen sie sich lustig zu machen über seine »aufregenden« Tätigkeiten. So bekam Felix immer weniger Lust, bei Frau Kittel Striche zu ziehen und bei Herrn Müller Disketten abzulegen. Er langweilte sich und ließ dies seine Arbeitskollegen deutlich merken. Dadurch war es nur eine Frage der Zeit, bis sich die Leute von der Buchhaltung, allen voran Herr Müller, von Felix ziemlich ausgenutzt fühlten. Er saß ihnen viel zu inaktiv herum. Dabei hatten sie ihm nur leichte Aufgaben zugeteilt, die er äußerst schleppend erledigte. Nachdem Felix' Mitarbeiter längere Zeit vergeblich auf eine positive Veränderung seiner Arbeitseinstellung hofften, waren sie mit ihrer Geduld am Ende. In einem Gespräch mit dem Personalchef Krieger klagte Abteilungsleiter Boden das Leid seiner ganzen Mannschaft mit dem neuen Lehrling.

Eine Stunde danach wurde Felix zu seinem Personalchef gerufen. Da ihm seine Mitarbeiter bisher nie ihre Unzufriedenheit mitgeteilt hatten, befürchtete Felix zunächst, daß sich sein Lehrer mit Herrn Krieger in Verbindung gesetzt hatte. Daher antwortete er, als er von Krieger gefragt wurde: »Können Sie sich denken, weshalb ich Sie zu mir kommen ließ?«, mit den Worten: »Ich kann es mir denken.« »Haben Sie dazu etwas zu sagen?« wollte Krieger nun von ihm wissen. Zuerst überlegte Felix, ob es sinnvoll war, seinen Lehrer zu belasten, hielt es jedoch für besser, dies nicht zu tun. Sicher würde Herr Krieger seinem Lehrer mehr Glauben schenken als ihm. Deshalb beantwortete er Kriegers Frage lapidar mit der Bemerkung: »Ich fühle mich ziemlich ungerecht behandelt.« Als sein Personalchef zusammenfaßte: »Sie fühlen sich in der Buchhaltung also nicht richtig aufgehoben«, bemerkte Felix erst, daß es seine Kollegen waren, denen er dieses Gespräch zu verdanken hatte. Felix kochte innerlich und dachte: So eine Gemeinheit. Zu mir sagen sie kein Wort und hinter meinem Rücken beschweren sie sich über mich. Felix war sauer und ohne die mögliche Folgen zu überdenken, zog er bei Herrn Krieger über seine Kollegen her.

»Mit den Leuten in der Buchhaltung ist es wirklich sehr schwer, zusammenzuarbeiten«, sagte Felix.

»Und Sie meinen also, dies liegt an denen?« fragte Krieger.

»Ja, auf jeden Fall.«

»Und woran wollen Sie das festmachen?«

»Zum Beispiel bekomme ich nie richtig was zu tun. Irgendwie habe ich das Gefühl, daß die Leute einen Alternativmenschen wie mich gar nicht ernstnehmen.«

»Aber die Leute haben sich ja gerade beschwert, daß Sie die Ihnen aufgetragenen Arbeiten nur sehr schleppend, wenn überhaupt, ausführen.«

»Ach, das was die mir zu tun geben, kann man gar nicht als Arbeit betrachten, bestenfalls als Beschäftigungstherapie.«

Während Krieger Felix zuhörte, bedauerte er insgeheim dessen Einstellung. Schade, meinte er für sich, daß mir das Herr Boden erst nach Ablauf von Felix' Probezeit berichtet hat. Nachdem Krieger dem Gestänkere von Felix einige Zeit zugehört hatte, unterbrach er diesen freundlich, jedoch mit Bestimmtheit.

»Entschuldigung, Herr Fischer, ich kann Ihnen nicht glauben.«

»Es stimmt aber.«

»Ich kenne die Kollegen von der Buchhaltung schon eine ganze Weile und weiß, daß diese im Umgang mit neuen Lehrlingen bisher eine glückliche Hand bewiesen haben.«

»Aber bei mir gewiß nicht«, sagte Felix.

»Selbst wenn an dem, was Sie sagen, etwas Wahres dran wäre, was ich nicht glaube, so sollten Sie auf keinen Fall vergessen, wer Sie eigentlich sind.«

»Wer bin ich denn?«

»Ein Alter... Sie sind ein ganz einfacher Lehrling und müssen dankbar sein, eine Lehrstelle gefunden zu haben.«

Anschließend konnte Felix das Personalbüro verlassen. Herr Krieger beauftragte ihn, seinem Abteilungsleiter Boden mitzuteilen, daß er, der Personalchef, diesen zu sprechen wünsche.

In die Buchhaltung zurückgekehrt, wurde Felix von Herrn Boden gleich in einem sadistischen Unterton gefragt: »Na, was hat der Herr Krieger von Ihnen gewollt?«

»Ja, er hat gemeint, Sie sollten gleich zu ihm kommen, er hat noch ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden.«

»Ich soll in das Personalbüro kommen?«

»Ja, sofort.«

Verärgert verließ Boden die Buchhaltung. Felix war froh, als dieser gegangen war und machte sich, an seinem Schreibtisch sitzend, für einige Minuten Gedanken um seine Zukunft. Es wird sicher hart, dachte er gerade, als die Tür aufging und Herr Boden zurückkam. Dieser stürzte, Felix total ignorierend, gleich an die Monitore und schloß sich mit den anderen Kollegen kurz. »Wissen Sie, unser junger Freund hat sich bei Herrn Krieger über uns beschwert«, teilte er seinen Mitarbeitern mit, und es entstand zwischen den Mitarbeitern folgende Diskussion, an der Felix nur am Rande beteiligt war.

»Schön, daß wir das mal mitbekommen, was hinter unserem Rücken geredet wird«, sagte Müller.

»Was paßt ihm denn nicht an uns?« fragte Trunk.

»Ich kann nicht mehr sagen«, bemerkte Boden, »als daß Felix Herrn Krieger erzählt hat, wir hätten etwas gegenüber Alternativmenschen, auch meint er, daß wir ihm solch primitive Arbeiten geben, die bestenfalls als Beschäftigungstherapie für Schwachsinnige geeignet seien.«

»Das mit den Schwachsinnigen habe ich nicht gesagt«, mischte sich Felix ein. »Ich würde es eine Gemeinheit finden, diesen eine solche Arbeit zuzumuten.«

»So einen Lehrling habe ich noch nicht erlebt, wahrscheinlich ist bei dem etwas Falsches eingebaut worden«, meinte Müller.

»Herr Fischer, wenn Sie unzufrieden sind, warum haben Sie uns davon bisher kein Sterbenswörtchen erzählt?« fragte Frau Kittel.

»Sie haben mir ja auch nicht gesagt, daß Sie mit mir unzufrieden sind«, sagte Felix.

»Das ist etwas ganz anderes, aber ich habe einen Vorschlag«, sagte Müller. »Wenn sich unser junger Freund unterfordert fühlt, dann wollen wir ihm den Wunsch erfüllen und ihm entsprechende Arbeiten verpassen.«

Einmütig nahmen Müllers Kollegen diesen Vorschlag an. Dies bedeutete für Felix, daß er nun mit Arbeiten überhäuft wurde, von denen er nicht im entferntesten eine Ahnung hatte. Als sich Felix ratsuchend an seine Mitarbeiter wandte, bekam er von diesen zu hören: »Können Sie das etwa nicht? Sie wollten doch unbedingt anspruchsvollere Aufgaben.« Felix drängte sich immer stärker der Eindruck auf, daß seine Kollegen gar nicht mehr versuchten, ihm etwas beizubringen, sondern nur beweisen wollten,

daß er ein wenig blöd im Kopf sei. Wenn Felix ihrer Meinung nach versagte, schien es, als freuten sich die Kollegen, ihm Vorhaltungen machen zu können. »Na, mit dem Mund scheinen Sie wesentlich fitter zu sein als mit dem Kopf«, sagte Müller, worauf ihm Felix unüberlegt ganz offen seine Meinung mitteilte: »Sie sind vielleicht ein Fiesling!« Sofort wurde seine Ehrlichkeit als respektloses Verhalten verteufelt, wofür Müller auch noch eine Entschuldigung verlangte. Felix' Stolz ließ jedoch eine Entschuldigung nicht zu. Es lag auf der Hand, daß sich dadurch das Klima in der Buchhaltung weiter verschlechtern mußte. Was bei Felix' Trotzreaktion sicher eine Rolle gespielt hatte, war die Tatsache, daß die Buchhaltung für ihn erledigt war. Er dachte an den nächsten Morgen, an dem er im turnusmäßigen Wechsel der Lehrlinge in eine andere Abteilung kommen sollte. Wohin, war noch nicht klar. Der Personalchef wußte nicht recht, wem er diesen äußerst schwierigen Lehrling zumuten konnte.

**Immer wenn Felix** Krach im Betrieb oder in der Berufsschule hatte, neigte er dazu, seinen Eltern Geschichten zu erzählen. Überall seien die Leute mit ihm zufrieden, berichtete er dann zu Hause.

Da Felix in ein paar Wochen getauft werden sollte und auch sonst in den Augen seiner Eltern, von einigen Raufereien mit Karl dem Echten abgesehen, nichts Besonderes angestellt hatte, glaubten sie ihm. Sie waren froh, wenigstens zeitweise keine Probleme mit diesem Jungen zu haben. Einmal in der Woche durfte Felix sogar, obwohl noch Heide, zum Gruppenabend der Katholischen Jungen Gemeinde. Bevor Felix dort das erste Mal auftauchte, nervte ihn sein Bruder Karl. Aber vergeblich versuchte ihn dieser, durch Reden von der KJG abzubringen. Anfangs war Felix der Meinung, daß er sich seinetwegen schämte. Bei seinem ersten Gruppenabend bemerkte Felix sofort, daß so ein Treffen für Kinder wie Karl früher zu Ende war als für Jugendliche wie ihn. Was Karl jedoch seinen Eltern verschwiegen. »Sag bitte zu Hause nichts«, bat ihn Karl junior und machte dann den Vorschlag: »Können wir uns nicht, wenn bei euch Feierabend ist, irgendwo treffen und gemeinsam nach Hause gehen?« Nachdem es Felix zuerst genoß, seinen Bruder, den er nicht besonders liebte, zappeln zu lassen, willigte er letztlich ein und war froh, diesem gegenüber etwas in der Hand zu haben. Sonst stellte Felix an diesem Abend fest, daß sich die jungen Christen sehr schwer taten, mit Alternativen umzugehen. Dies, obwohl der Kaplan mit den Worten: »Felix ist zwar anders entstanden als wir, ist aber trotzdem ein Geschöpf Gottes«, ihn vorgestellt hatte. »Entschuldigung«, sagte kurz danach ein elfjähriger Junge zu Felix, »darf ich dich mal was fragen?«

»Ja, frage.«

»Ich habe zwar schon im Fernsehen Berichte über solche Menschen wie dich gesehen, aber du bist der erste, den ich persönlich kenne.«

»Du wolltest mich was fragen.«

»Gleich. Hast du eine echte Seele so wie ich?«

Als Felix daraufhin sprachlos wirkte, griff Kaplan Süß in das Gespräch ein. Mitleidsvoll lächelnd meinte er: »Natürlich hat Felix eine richtige Seele.«

Spontan warf Felix ein: »So klar war das aber vor einiger Zeit noch nicht«, womit er auf die Einstellung der Kirche gegenüber Alternativmenschen in jüngster Vergangenheit anspielte. Als Felix dies gesagt hatte, bereute er es sofort. Nein, sagte er sich still, hier will ich nicht auch noch anecken. Er war froh, daß Kaplan Süß betont freundlich auf ihn einging, indem er feststellte, daß er seine Verbitterung zwar gut verstehen könne, doch nachtragend zu sein, sei kein erstrebenswertes Wesensmerkmal für einen zukünftigen Christen. Um weiteren Komplikationen aus dem Wege zu gehen, nickte Felix zustimmend, obwohl er, was diesen Punkt betraf, sicher eine von Kaplan Süß abweichende Meinung vertrat. Nachdem der Gruppenabend vorbei war, ging Felix zum Treffpunkt, den er mit seinem Bruder ausgemacht hatte. Auf dem Weg dorthin kam bei ihm ein gewisser Haß hoch. Er empfand es als ungerecht, daß es die natürlich Gevögeltel seiner Meinung nach im Leben viel einfacher als er hatten.

Als Felix auf seinen Bruder traf, vergewisserte sich dieser: »Hältst du auch wirklich zu Hause deinen Mund?« Während Felix dies bejahte, dachte er: Eigentlich ist Karl der Liebling unserer Alten. Immer wenn wir Krach hatten, war ich der Schuldige, nur weil ich nicht ihr eigenes Kind bin. Während Felix grübelte, steigerte sich seine Wut. Jetzt soll ich diesem Arschloch, weil er unsere Alten belogen hat, dabei auch noch helfen, schoß es ihm durch den Kopf. Als die zwei Jungen zu Hause angekommen waren, wurden sie von ihren Eltern mit der Bemerkung »Da seid ihr ja« begrüßt. Bei den Fischers schlich sich in diesem Moment die Hoffnung ein, daß die beiden Jungen miteinander klar kommen könnten. »War der Gruppenabend schön?« fragte die Mutter Karl den Echten. Daß sie Karl zuerst ansprach, betrachtete Felix nicht als Zufall, sondern wertete es als erneute Bestätigung dafür, daß der Echte bei den Alten die erste Geige spielte. Ohne groß nachzudenken, schaltete er sich mit den Worten: »Ich glaube, der Karl hat euch etwas zu erzählen«, in das Gespräch ein. Kaum hatte er ausgesprochen, war ihm seine Genugtuung anzumerken, auch einmal den jungen Naturburschen verpetzt zu haben. Eigentlich konnte er Petzen gar nicht ausstehen, aber hier zu Hause war es anders. Da gab es seiner Meinung nach keine ehrliche Beziehung. Sein Bruder hätte in umgekehrter Weise genauso gehandelt, obwohl dieser jetzt aggressiv Felix vorwarf: »Du Schwein, du hast mir versprochen, mich nicht zu verraten.« Ziemlich fies entgegnete ihm Felix: »Davon weiß ich gar nichts«, und genoß es, Karl junior auf die Palme gebracht zu haben. Nun fühlten sich die Eltern, die bisher dem Streit ihrer

Kinder zugehört hatten, verpflichtet, in das Gespräch einzugreifen. »Was ist los?« wollte Karl senior wissen. Als er erfahren mußte, daß ihn sein Natürlichler über ein Jahr lang belogen hatte, war es ihm sichtlich peinlich, diesem in Felix' Anwesenheit die Meinung zu geigen. Hatte er doch Felix gegenüber stets von Karl als leuchtendem Vorbild gesprochen. Verlegen erklärte er deshalb Felix: »Daß du gepetzt hast, finde ich nicht gut.« Nachdem der Vater Felix sein Mißbehagen mitgeteilt hatte, ging er dazu über, Karl junior freundschaftlich zu tadeln. »Ich finde es nicht korrekt, daß du dich nach dem Gruppenabend allein rumgetrieben hast.« So wären die mit mir umgekehrt wohl nie umgesprungen, dachte sich Felix. Als die Fischers ihren Jüngsten zu Bett geschickt hatten, besprachen sie mit Felix den bald bevorstehenden Taftermin.

»Du Felix«, sagte der Vater, »ich habe heute mit Onkel Hans gesprochen und der hat mir gesagt, er will keinen Taufpaten machen.«

»Das liegt sicher nur an meinem Alternativsein.«

»Fang nicht wieder davon an, du weißt, daß du ein Mensch wie jeder andere bist«, meinte die Mutter.

»Wenn das so wäre, warum will dann der Onkel Hans keinen Taufpaten mehr machen und auch kein anderer?«

»Felix, das weiß ich selbst nicht, da mußt du die Leute selber fragen«, antwortete seine Mutter.

Obwohl Felix nicht sehr fanatisch war, getauft zu werden, bedauerte er die Absage seines Onkels. Er war verängstigt und wußte nicht recht, ob die Taufe überhaupt stattfinden konnte. Er glaubte zwar nicht an den »Brettlcharlie«, wie er abfällig Jesus bezeichnete, doch war ihm klar, daß es sich in Arnschwang als Christ wesentlich leichter lebte, und er wollte daher kein Heide mehr sein. Er war momentan, was diesen Punkt betraf, zur Anpassung bereit. Resigniert fragte er seine Eltern, »wenn sich kein Taufpate findet, fällt dann die Taufe aus?«

»Nein«, sagte der Vater, »in deinem Fall, ... bei deinem Alter kannst du dem Priester schon allein antworten.«

»Dann ist ja alles in Ordnung.«

»Willst du überhaupt keinen Taufpaten mehr?« fragte die Mutter.

»Wenn das ohne geht, ist es mir egal, auf jeden Fall habe ich keine Lust, jemanden darum anzubetteln.«

»Schön wäre es aber, wenn wir jemanden finden würden.«



»Schönheit und Glauben sind zwei verschiedene Paar Stiefel und haben miteinander überhaupt nichts zu tun«, sagte Felix.

Der Tag der Taufe war gekommen, ein Taufpate hatte sich zum Bedauern der Eltern nicht eingefunden, dafür umso mehr Verwandte und viele Neugierige. Im Vorraum der Kirche wurde Felix mit seinem Anhang von Kaplan Süß empfangen. Die Kircheselbst durfte Felix nicht betreten. Er war ja noch Heide. Im Haus Gottes hatte nur derjenige Wohnrecht, wie es hieß, der in Christus ein Gotteskind geworden war. Das konnte Felix offiziell erst während der Taufe werden. Vorerst, wurde ihm beim Taufunterricht erklärt, stehe er infolge der Erbsünde, die jedoch nichts mit seiner Alternativproduktion zu tun habe, noch in »Finsternis und Todesschatten« an den Pforten der Kirche. Dort sollte ihm der Priester durch heilige Gebete und angeblich sinnvolle Handlungen auf den Eintritt in das Reich des Lichtes vorbereiten. Zu diesem Zweck trug Kaplan Süß eine violette Stola, die das Sinnbild der büßenden Vorbereitung war. Nachdem der Kaplan Felix und Gefolgschaft im Namen der heiligen Kirche begrüßte, konnte die Zeremonie beginnen. Das Ritual der Taufe verlief folgendermaßen:

»Der Friede sei mit euch«, sagte der Kaplan.

Nun sollte der Priester den Taufpaten fragen: »Wie soll dieses Kind heißen?« Weil es in diesem Fall keinen Paten gab, wandte sich der Kaplan direkt an Felix: »Felix, wie willst du heißen?« So ein Blödsinn, dachte dieser und antwortete: »Felix«. Anschließend wurde es makaber.

»Felix«, sagte der Kaplan, »was begehrt du von der Kirche Gottes?«

»Den Glauben«, antwortete Felix, auf seinen Spickzettel schauend.

»Was gewährt dir der Glaube?«

»Das ewige Leben.«

»Willst du also zum Leben eingehen, so halte die Gebote. Du sollst den Herrn, deinen ...«

Während der Kaplan redete, hatte Felix plötzlich einen blöden Einfall. Komisch, dachte er, daß die Kirche früher etwas gegen Alternativkinder gehabt hat. Wir wären ideal für Pfaffen. Diese könnten, wenn sie einen von uns bestellten, Vater werden, ohne vorher vögeln zu müssen. Doch auf einmal wurde er aus seinen üblen Gedanken gerissen. Um zu zeigen, daß die Taufe den Teufel abschreckt und einen Hauch göttlichen Lebens auf ihn einströmen läßt, hauchte der Kaplan Felix dreimal ins Gesicht. Worauf dieser reflexartig seinen Kopf zur Seite drehte. Irritiert ging der Priester wei-

ter seiner Arbeit nach und rief: »Weiche von ihm, böser Geist und gib Raum dem Heiligen Geiste, dem Tröster.« Er zeichnete ein Kreuz auf Felix' Stirn und Brust und meinte dazu: »Empfange das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn und auf das Herz.« Dann grabschte er wiederum nach Felix, indem er ihm die Hand auf den Kopf legte und Gott beschwor. »Nimm von ihm alle Blindheit des Herzens. Zerreiße alle Fesseln des Satans, mit denen er gebunden war.« Als er Gott bat, er möge Felix von allem Pesthauch böser Begierden befreien, mußte dieser an einen miesen Gruselfilm denken. Doch es kam für Felix wesentlich unangenehmer. Der Kaplan legte ihm Salz in den Mund, das angeblich vor Fäulnis bewahren sollte und zelebrierte: »Felix, empfang das Salz der Weisheit, Gott schenke dir sein Wohlgefallen und führe dich zum ewigen Leben.« Nun wurden die anderen aktiv und murmelten »Amen«. Der Priester rief: »Der Friede sei mit dir ...«, worauf ihn die Anwesenden ergänzten: »... und mit deinem Geiste.«

Hoffentlich hört das Theater bald auf, dachte Felix, den unangenehmen Salzgeschmack im Mund. Der Kaplan fing an, dem Satan Befehle zu erteilen. »Ich beschwöre dich, unheiliger Geist, im Namen Gottes.« Danach zeichnete er auf Felix' Stirn noch einmal ein Kreuz und wandte sich, diesmal eindringlicher, dem Satan zu. »Und dieses Zeichen des heiligen Kreuzes, mit dem wir seine Stirn besiegeln, sollst du, verworfener Geist, nie zu verletzen wagen.« Anschließend bat Kaplan Süß Gott, Felix zu erleuchten, wobei er seine Hand auf Felix' Haupt drückte. Nun schien es, daß Felix die Kirche betreten konnte. Der Kaplan legte ihm seine Stola um und forderte ihn auf: »Felix, tritt ein in Gottes Heiligtum, auf daß du Gemeinschaft habest mit Christus zum ewigen Leben.« In der Nähe eines Waschbeckens, das das Taufbecken darstellen sollte, forderte Kaplan Süß die Anwesenden auf: »Sprecht das Glaubensbekenntnis« und beschwor, zum Taufbecken gewandt, zum wiederholten Mal, jetzt ziemlich laut, den Satan, der Felix in Ruhe zu lassen habe. Der hat wohl einen Hörfehler, dachte sich Felix, innerlich schmunzelnd. Dann wurde es noch seltsamer. Der Kaplan faßte mit dem Daumen an Felix' Ohren und sprach dazu: »Ephphata! Das heißt: Tu dich auf! Dem Worte Gottes.« Ephphata soll Christus bei der angeblichen Heilung eines Taubstummen gesprochen haben. Nach den Ohren griff Kaplan Süß zur Nase und meinte: »Tu dich auf, dem Wohlgeruch der Gnade. Du aber fliehe von hinnen, verworfener Geist, denn es naht das Gericht Gottes.« Um den Satan endgültig auszutreiben, mußte Felix auf die Fragen des Kaplan folgendes versprechen:

»Im Namen dessen, der deine Sinne geöffnet hat, frage ich dich, Felix, widersagst du dem Teufel?«

»Ich widersage.«

»Und all seinem Gepränge?«

»Ich widersage.«

Danach schauten die Anwesenden ungeduldig auf Felix, der mittlerweile echt die Schnauze voll hatte und passiv wirkte. Weil Felix nicht reagierte, ging sein Vater auf ihn zu und flüsterte ihm ins Ohr: »Zieh jetzt das Hemd aus.« Nur zögernd kam Felix dieser Aufforderung nach. Während ihm Kaplan Süß im Anschluß daran mit Tauföl die Brust einrieb, stellte sich Felix die durchaus mögliche Situation vor, daß statt ihm eine junge attraktive Frau hier stünde. Da würde sich bei dem Kaplan sicherlich der Satan in seiner Hose melden, dachte sich Felix und mußte laut lachen. Erst durch die pikierten Blicke der anderen wurde ihm der Ernst dieses religiösen Schauspiels bewußt. Nachdem Felix entsündigt war, tauschte der Kaplan die violette Stola gegen eine weiße und schwor ihn auf Gott ein.

»Felix, glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde?«

»Ich glaube.«

Als Felix auch noch behauptete, an Jesus und den Heiligen Geist zu glauben, konnte die Taufe vollendet werden. Der Kaplan goß ihm das Taufwasser über die Stirn und erklärte: »Felix, ich taufe dich im Namen des Dreifaltigen Gottes.« Felix mußte noch einiges bejahen, dann hatte er diese religiöse Heidenfeier endlich hinter sich. Der Kaplan verabschiedete ihn mit den Worten: »Felix, gehe in Frieden und der Herr sei mit dir.«

Da die Fischers sich nicht lumpen lassen wollten, wurde Felix' Christwerdung ausgiebig weltlich im Nebenraum einer Gaststätte gefeiert. Dieselbe Sippschaft, die schon vorher in der Kirche war, beteiligte sich daran. Besonders nervten Felix an dieser Feier die versteckten Blicke der Anwesenden. Dabei fiel ihm seine letzte Veranstaltung mit dem Doktor Zülcke ein. Dort wurde er von den Frauen der Frauengewerkschaft und den Medizinerinnen genauso begafft. Felix hatte das Gefühl, als wären die ganzen Leute nur gekommen, um ihn, den Retortenmenschen, zu beglotzen. Eine Art Peep-Show im Namen des Herrn.

Neugierig fragte Tante Maria, Felix' älteste Tante, den Täufling: »Du wirst dich jetzt sicher gut fühlen.«

»Ja«, antwortete Felix.

»Ist doch schön, daß du nun ein richtiger Christ bist.«

»Hm, hm.«

»Sag mal, Felix, wie ist denn das in einem, wenn man sich für Gott entscheidet?«

»Das weißt du doch selber, bist ja auch getauft worden.«

»Aber du hast bewußt eine Entscheidung für Gott getroffen! Als ich getauft worden bin, da war ich noch klein und habe überhaupt nichts kapiert und mitbekommen.«

»Ich weiß nicht, was besser ist.«

Während die Kinder mit Gemüsesaft und biologischem Kuchen das freudige Ereignis feierten, amüsierten sich die Erwachsenen, gestandene Bayern, bei Bier und Schnaps. Weil zuviel Alkoholgenuß auch bei Männern Wirkung zeigt, wurde die Stimmung offenherzig. Ungeschminkt äußerten die Anwesenden ihre Meinung. »Ich weiß nicht, ob es richtig ist, solche Menschen überhaupt herzustellen«, gab sich der eigentlich als Taufpate vorgesehene Onkel Hans skeptisch. »Und die Kirche unterstützt solche Sauereien«, pflichtete ihm ein weiterer Verwandter bei. Dies wiederum rief den Geistlichen Kaplan Süß auf den Plan. Schon lallend, verteidigte er die Würde des Herrn, indem er feststellte: »Die Kirche hat sich zwar bisher gegen die Produktion von Retortenmenschen gewandt und wird dies weiterhin tun. Aber eines der wesentlichen Merkmale des Glaubens ist das Verzeihen. Klar«, führte er weiter aus, »wiegt die Erbsünde bei solchen Geschöpfen doppelt schwer, doch dies ist kein Grund, daß wir Christen uns selbstgerecht über diese erheben.«

»Sie meinen also, daß wir so etwas Ähliches wie Pharisäer sind?« versuchte Onkel Hans die Diskussion auf den Punkt zu bringen. Ausweichend entgegnete der Kaplan:

»Nein, das war nicht gemeint, ich wollte es nicht so direkt sagen.« Durch das laufende Gespräch fühlte sich Felix' Mutter verletzt und meldete sich zu Wort. »Ich begreife gar nicht, wie ihr über Alternative redet. Für mich gibt es überhaupt keinen Unterschied. Felix ist für mich genauso mein Kind wie sein Bruder.«

»Aber Fanny«, meinte der angetrunkene Onkel Hans zu seiner Schwägerin, »was du sagst, ist zwar bewundernswert, aber du weißt selber, daß du dir etwas vormachst.«

»Was willst du mir denn da unterstellen?«

»Stell dich nicht so an. Als du das letzte Mal bei uns warst, hast du uns gerade das Gegenteil erzählt. Warst dir selber nicht mehr sicher, ob Felix überhaupt ein Mensch ist oder ...«

»Hör endlich auf, so zu reden, wenigstens solange wie der Felix dabei ist.«

In diesem Moment richteten, jetzt betreten wirkend, alle ihre Blicke auf den Täufling, der aufmerksam ihre Diskussion verfolgte. Als sie ihn beinahe hilflos anstarrten, drehte Felix durch und vergaß, was sich gehörte. Er stand auf und schrie seinen Onkel an: »Du kannst ruhig weiterschwätzen, ich verschwinde sowieso. Ich kann euch Bierchristen nicht mehr ertragen«, und rannte weg. »Du bleibst hier«, schrie ihm sein Vater nach, was Felix überhörte oder nicht hören wollte. Er lief so schnell wie möglich nach Hause und war froh, diese Arschlöcher nicht mehr mitzubekommen. Im Wohnzimmer schaltete er die Stereoanlage ein und ließ bei lauter Musik den Tag Revue passieren. Was Kaplan Süß bei der Taufe getrieben hat, lachte er verächtlich, geht auf keine Kuhhaut. Solche Pfaffen schimpfen dann auch noch über Heidenkulte. Meine Taufe war etwas Ähnliches wie eine schwarze Messe, nur umgekehrt. An das Besäufnis denkend, meinte er, überhaupt sind die Christen dermaßen widerlich und unmenschlich. Und auch noch verlogen. So einer Gemeinschaft soll ich angehören? Nein, dazu passe ich überhaupt nicht. Ich gehöre nicht zu diesen, die akzeptieren mich nicht einmal als Menschen. »Diese Säue«, schrie Felix laut vor sich hin und war erleichtert, Dampf abgelassen zu haben.

Als er jemanden an der Tür hörte, zuckte Felix leicht zusammen und dachte: Scheiße, die Alten, hätten ruhig weiter auf mich feiern können. Dann lief er zur Stereoanlage und schaltete die Musik aus. Im Flur hörte er seine Eltern sprechen. Der Vater war angetrunken, die Mutter heulte. »Du wolltest unbedingt den Alternativburschen«, lallte sein Vater.

»Wir wollten ein Kind«, sagte die Mutter.

»So blamiert habe ich mich schon lange nicht mehr«, schimpfte sein Vater. Als die Eltern das Wohnzimmer betraten, meinte das nach Alkohol stinkende Familienoberhaupt zu Felix: »Da sitzt er ja, der Schlingel!« Felix, der den bevorstehenden Stunk geradezu roch, versuchte, seinen alten Herrn abzulenken. »Wo ist denn mein Bruder?« fragte er. »Beim Feiern, der weiß halt, wie man sich benimmt«, antwortete der Vater und fragte aggressiv: »Und du, warum bist du einfach weggelaufen, obwohl ich es dir verboten habe und sich alles um dich gedreht hat?« »Eben deshalb«, antwortete Felix

bestimmt. »Jetzt streitet euch nicht, es ist schon schlimm genug«, griff Fanny vermittelnd in das Gespräch ein. »Kann ich auf mein Zimmer gehen?« fragte Felix, in der Hoffnung, damit weiteren Konflikten auszuweichen. »Geh nur, ich möchte dich nicht mehr sehen«, antwortete ihm der Vater. Wortlos verließ Felix das Wohnzimmer.

In dieser Nacht hatte Felix enorme Einschlafschwierigkeiten. Er war deprimiert und traurig. Wieder einmal mußte er miterleben, daß die kleine Welt von Arnschwang nicht für ihn geeignet war. Daß ihn dort fast alle verachteten. Gemein ist, grübelte er, daß Leute dies nur im Suff zugeben können. Wenn ich sie auf ihre Verachtung mir gegenüber anspreche und sie nüchtern sind, unterstellen sie mir einfach, ich würde mir das einbilden. Feige sind sie auch noch. Dabei fiel ihm besonders seine Mutter ein, und ihr Geschwätz wie »Du bist ja auch mein Kind«. Bei anderen Leuten, wie zum Beispiel bei Onkel Hans, sagte sie dann wahrscheinlich das Gegenteil. Warum hätte sie sonst dem Onkel verboten, in seiner Anwesenheit weiterzureden? Und dann bilde ich mir das nur ein, wurde Felix in seinem Bett liegend wieder sauer. Hoffentlich halte ich das hier bis zum Ende der Lehrzeit überhaupt durch, sorgte er sich. Dann war er erwachsen und wollte, das war ihm klar, dem Bayerischen Wald den Rücken kehren. Vielleicht, hoffte Felix, sind die Schwierigkeiten, in denen ich stecke, nur auf die Rückständigkeit der Bevölkerung hier in Arnschwang zurückzuführen.

**Am nächsten Morgen** war Felix überrascht, daß sein Vater, der einen freien Tag hatte, schon in aller Frühe am Küchentisch saß. »Guten Morgen«, begrüßte er Felix mit verkrampfter Freundlichkeit. Karl senior schien ein schlechtes Gewissen zu haben. Felix verhielt sich anfangs so, als hätte es gestern keine nennenswerten Konflikte gegeben, und er fragte den Vater: »Warum bist du denn schon auf?«

»Ich will dich ja, wenn ich in Pension gehe, öfter zur Arbeit fahren, und da habe ich mir gedacht, das könnte ich heute schon machen.«

»Das muß nicht sein, du sollst dich nicht meinetwegen schämen.«

Zuerst wollte Karl senior daraufhin aufbrausen, bremste sich jedoch schnell und nahm stattdessen Felix aufdringlich in den Arm. Anschließend meinte er, den gestrigen Abend ansprechend, zu Felix: »Deine Taufe verlief, wenn ich mir das jetzt überlege, ein wenig unglücklich.«

»Das glaube ich auch«, sagte Felix.

»Hat dir etwas ausgemacht, gell?«

»Ja, aber dein Verhalten gestern fand ich seltsam.«

»Tut mir leid, Felix, aber weißt du, bei solchen Anlässen trinkt man halt zuviel und redet dann dummes Zeug.«

»Weißt du noch, daß du mir erzählt hast, daß Betrunkene meist die Wahrheit erzählen?«

»Ach, das war nur ein Spruch von mir, das mußt du nicht ernstnehmen.«

»Machst du es dir da nicht zu einfach?«

Der Vater vermied es, Felix daraufhin eine Antwort zu geben und stellte stattdessen mit einem Blick auf die Uhr fest: »Es ist Zeit, wir müssen bald losfahren.« Widerwillig ließ sich Felix von ihm zu seinem Arbeitsplatz bringen.

Seit Felix' Taufe waren inzwischen fünf Monate vergangen. Nennenswerte Konflikte gab es während dieser Zeit nicht. Im Betrieb wurde Felix in die Abteilung Verkauf versetzt, in der sie ihn sehr freundlich empfingen. Sein neuer Abteilungsleiter Herr Karnath machte auf ihn einen positiven

Eindruck. Gleich zu Anfang erklärte ihm dieser: »Wenn Sie irgendwelche Schwierigkeiten haben sollten, scheuen Sie sich bitte nicht, mich um Rat zu fragen.« Zwar waren Felix' neue Kollegen von seinem Arbeitseifer nicht gerade überwältigt, doch so schlimm, wie es die Leute in der Buchhaltung behaupteten, war er nicht. Sie erklärten gegenüber den Mitarbeitern anderer Abteilungen, daß sie mit Felix sehr zufrieden seien. Der Grund für diese Übertreibung war eine gewisse Konkurrenzsituation zwischen den Abteilungen Verkauf und Buchhaltung.

Nur in der Schule hatte Felix Probleme. Die Auseinandersetzung zwischen Felix und seinem Lehrer gehörte zur Tagesordnung. Herr Rischer entwickelte Felix gegenüber eine stärker werdende Antipathie. Er hielt Felix, da dieser seine anfänglich wohlwollende Haltung nicht honorierte, für durchtrieben und undankbar. Hatte Rischer Felix früher übervorteilt, handelte er nun total anders herum und wollte zeigen, wer in der Klasse das Sagen hatte. Was bildet sich der Bengel überhaupt ein, wer er ist. Ein Nichts ist er, dachte Rischer über Felix. Mit einer solchen Haltung verletzte Rischer natürlich Felix' Stolz und provozierte dadurch Trotzreaktionen. Die Folge davon war, wenn Felix sich überhaupt am Unterricht beteiligte, er dies demonstrativ gelangweilt tat. Mit der Zeit verachtete Felix Rischer ziemlich stark, hielt ihn für eine Null. Außerdem hatte er das Gefühl, daß Rischer mehr Angst vor ihm hatte als umgekehrt. Das wirkte sich positiv auf sein Selbstbewußtsein aus. Das einzige, was Felix sorgte, waren die bevorstehenden Zeugnisse. Dort würden einige Bemerkungen drin stehen, die nicht in das Bild des guten und anständigen Schülers paßten, von dem Felix zu Hause gelegentlich seinen Eltern erzählte. Eventuelle Folgen, die sich aus schlechten Beurteilungen für Felix ergeben konnten, verdrängte er. Zu Hause ging Felix auf freundliche Distanz und war froh, seine Ruhe zu haben. Er sehnte sich nach dem Tag, an dem er seinen Eltern so richtig die Meinung sagen konnte. Seine Eltern hielten ihn zwar für sehr verstockt und zu sehr in sich gekehrt, doch machte er ihnen zur Zeit wenigstens keine Schwierigkeiten. Weshalb sie mit Felix zufrieden waren.

Aber eine neue Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Es war an einem Sonntagnachmittag. Karl senior ging in die Kneipe und traf dort seinen Sohn. Woran es zuerst auch für ihn gar nichts auszusetzen gab. Felix war inzwischen alt genug. Jedoch als der Vater, der sich an einen anderen Tisch setzte, die Toilette aufsuchte, ging ihm Felix nach. Dort erklärte er seinem alten Herrn: »Du, als du reingekommen bist, da habe ich die



Zigarette nur für einen meiner Kumpel gehalten, ich selbst rauche nicht.« Als Felix dies seinem Vater mitgeteilt hatte, bemerkte er sehr schnell, daß ihn dieser beim Rauchen gar nicht gesehen hatte und ärgerte sich über seine eigene Dummheit. Karl senior begriff durch diese blöde Lüge sofort, daß sein Sohn schon in jungen Jahren rauchte. Ohne ein Wort zu sagen, verließ er das stille Örtchen. Die nächsten Tage wurde Felix von seinem Vater durch Nichtbeachtung bestraft, was er auf keinen Fall als unangenehm empfand. Karl senior rauchte zwar selbst, verfiel diesem Laster aber erst im Alter von dreißig Jahren. Da man nun zu Hause von Felix' Zigarettenkonsum wußte, rochen die Eltern den Rauch auch auf der Toilette, nachdem Felix diese aufgesucht hatte. Nach einiger Zeit durchbrach Karl senior sein Schweigen und erklärte Felix: »Daß du rauchst, hat mich enttäuscht.«

»Du rauchst doch selber.«

»Das schon, aber ich habe viel später angefangen als du.«

»Ist das so wichtig?«

»Da, glaube ich, ist ein Unterscheid, du brauchst dich nicht zu wundern, wenn du Kopfschmerzén hast.«

»Die hast du mir eingebrockt«, sagte Felix, »als du mich zu der blöden Operation hingetrieben hast.«

»Fang nicht mit den alten Geschichten an, das bringt nichts.«

»Auf einmal.«

»Wir leben heute und nicht gestern.«

»Auch wenn sich manche Leute wie von gestern verhalten«, sagte Felix.

»Komm, hör auf, ich will mich mit dir nicht streiten«, bemerkte der Vater.

»Ich auch nicht.«

»Sag mal, das Rauchen kannst nicht mehr lassen?« fragte der Vater.

»Nein.«

»Bist schon abhängig?«

»Ja.«

»Aber auf dem Klo mußst nicht rauchen, das mag ich nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Wenn du es nicht lassen kannst, dann Rauch in Gottes Namen hier im Wohnzimmer, aber du mußst mir versprechen, daß du versuchst, es dir abzugewöhnen.«

»Okay«, sagte Felix.

Die zweite Enttäuschung bereitete Felix seinen Eltern, als er zur Geburtstagsfeier seines Mitlehrlings Fritz Breu ging. Dort saßen in dessen Partykeller fünf junge Männer, sichtbar enttäuscht, daß die erwarteten Frauen trotz besonderer Einladung fehlten.

Nachdem sie eine Stunde vergeblich gewartet hatten, entschlossen sich die Naturburschen, ins Dorf zu gehen und nach geeigneten Frauen Ausschau zu halten. Felix sollte im Partykeller auf ihre Rückkehr warten. Ihn wollten sie bei der Frauensuche auf keinen Fall dabei haben. Da dieser im ganzen Ort als Alternativmensch bekannt war, befürchteten seine Kumpels, er könnte ihre Abschleppchancen enorm verschlechtern. Felix spürte, was in ihren Köpfen vorging. Er vermied jedoch, sie darauf anzusprechen. Dies hätte seiner Meinung nach nichts gebracht. Sicher hätten seine Kumpels alles weit von sich gewiesen und ihm womöglich wie schon des öfteren unterstellt: »Rede nicht so einen Quatsch, das bildest du dir alles nur ein. Irgendwie hast du dich nicht damit abgefunden, daß du kein richtiger Mann bist.« Allein im Partykeller wurde Felix nachdenklich und beschloß, sich einem typischen Männlichkeitssymbol hinzugeben. Innerhalb kurzer Zeit leerte er eine halbe Flasche Slibowitz und nach einer Viertelstunde kostete es ihn viel Kraft, seinen Brechreiz zu unterdrücken. Nachdem Frau Breu von ihrem Sohn mitgeteilt bekommen hatte, daß Felix allein im Keller war, entschloß sie sich, diesem einen Besuch abzustatten. Sie wollte ihn nicht allein rumsitzen lassen. Sie war sehr neugierig darauf, zu erfahren, was in einem Alternativmenschen alles vor sich geht. Bisher hatte sie mit solchen Menschen nie Kontakt gehabt. Aufdringlich lud Frau Breu Felix in die Küche zum Kaffee ein. Um nicht unhöflich zu erscheinen, schleppte sich dieser mit seinem schlechten Magen in die Küche. Gerade am Küchentisch angekommen, mußte sich Felix schrecklich übergeben. Es bestand für ihn keine Chance mehr, rechtzeitig zur Toilette zu kommen, und unfreiwillig mußte er sein Päckchen auf dem Tisch loswerden. Felix war dies peinlich. Was konnte er anderes machen, als sich zu entschuldigen. »Tut mir furchtbar leid.«

»Aber das macht nichts, so etwas kann vorkommen. Gehen Sie in das Badezimmer und machen Sie sich da frisch«, meinte verlegen Frau Breu. Sich total beschissen fühlend, folgte Felix dieser Aufforderung. Während er sich von der Kotze an seiner Kleidung befreite, kamen die anderen Jungs von ihrer Frauensuche zurück. »Ist Felix schon gegangen?« fragte Fritz Breu seine Mutter.

»Warum mußtest du den überhaupt einladen?« fragte sie zurück.

»Weil wir zusammen arbeiten. Wo ist er überhaupt?«

»Im Bad und macht sich sauber. Den ganzen Küchentisch hat er mir vollgekotzt.«

»Wieso denn das?«

»Weiß ich doch nicht. Du solltest dich um deine Gäste kümmern. Wenn du das nicht schaffst, dann gibt es in Zukunft bei uns keine Feier mehr.«

Nachdem ihnen, wie Fritz Breu es ausdrückte: »Diese besoffene Sau den ganzen Spaß verdorben hatte«, entschlossen sich die vier Naturburschen, den betrunkenen Felix nach Hause zu verfrachten. Entsetzt über seinen Zustand schickte ihn seine Mutter gleich auf sein Zimmer. »Daß du uns immer Schwierigkeiten bereiten mußt«, meinte sie kopfschüttelnd zu Felix und bat ihn, ruhig zu gehen, so daß sein Vater nichts von dem Vorfall mitbekäme. Dann stellte sie Felix einen Eimer vor sein Bett, für alle Fälle. Mit einem miesen Gefühl schlief Felix ein. Einerseits war er traurig darüber, daß er auf der mißlungenen Geburtstagsfeier als anderer Mensch betrachtet wurde. »Von dir wollen die Frauen sowieso nichts«, hatte Fritz Breu zu ihm gesagt. Aber vollzusaufen hätte ich mich deshalb nicht brauchen, dachte Felix und schämte sich sehr.

Am nächsten Morgen wurde Felix gleich von seinem Bruder mit der Bemerkung »Hast deinen Rausch ausgeschlafen?« begrüßt. Da Felix' Vater und Mutter am Küchentisch saßen, entwickelte sich nach Karl juniors Äußerung eine heftige Diskussion.

»Daß du Arsch alles mitbekommen mußt«, sagte Felix.

»Wenn überhaupt, wer ist denn der Arsch, der Karl hat nicht gesoffen. Blau warst du«, sagte der Vater.

»Hör auf! Du säufst auch!«

Solche Frechheiten schon am frühen Morgen gingen dem alten Herrn Fischer zu weit. »Was bildest du dir ein«, schrie er und wollte zur körperlichen Züchtigung ansetzen. Doch dabei wurde er von seiner Frau gebremst. »Schlag ihn nicht auf den Kopf.« Der Vater bekam seine Hand unter Kontrolle und rechtfertigte seine Entgleisung mit der Äußerung: »Sowas kann ich mir nicht gefallen lassen. Wenn ich so mit meinem Vater geredet hätte.« »Du bist aber nicht mein Vater«, drückte Felix spontan seine Ablehnung gegenüber Karl senior aus. Nach dieser Bemerkung herrschte in der Küche Schweigen. Als Felix fertig gefrühstückt hatte, stand er wort-

los auf und machte sich auf den Weg zur Arbeit. Er war froh, daß sein Vater in dieser Situation nicht mehr auf die Idee kam, ihn zur Arbeit zu fahren.

Drei Tage waren nach dem Frühstückskrach vergangen. Felix hatte Berufsschule und zu seinem Bedauern gab es Zeugnisse. »Da werden sich deine Eltern aber freuen«, bemerkte Herr Rischer, als er Felix seine schriftliche Beurteilung in die Hand drückte.

Zu Hause legte Felix sein Zeugnis auf den Tisch. »Na ja«, gab sich der Vater wortkarg, als er die Zensuren betrachtete. Ironisch meinte er zu seiner Frau: »Da hat mir mal einer gesagt, im Betrieb und in der Schule sind alle mit ihm sehr zufrieden«, und er fügte resigniert hinzu, »aber ich will dazu nichts mehr sagen«, was Felix angenehm empfand. Als er das Wohnzimmer verlassen hatte, wandte sich Fanny fragend an ihren Mann: »Karl, was wollen wir denn mit dem machen?« Karl antwortete vorwurfsvoll: »Ich weiß nicht, ich habe ihn nicht verzogen, ich halte mich in Zukunft raus.«

Drei Wochen waren nach diesem Gespräch vergangen. Felix nutzte das Desinteresse seines Vaters, um seine Freiräume zu erweitern. Kneipenbesuche waren für ihn an der Tagesordnung. Er schien mit der Zeit wesentlich mehr Alkohol zu vertragen, als dies früher der Fall gewesen war. Zwar bemerkte Felix an den Gesichtern seiner Eltern ihre Unzufriedenheit, doch da diese meist durch Schweigen ihre Mißachtung zum Ausdruck brachten, sah er keinen zwingenden Anlaß zur Änderung seines Lebensstils. Manchmal appellierte die Mutter an ihn: »Ach Felix, was soll aus dir werden, willst dich gar nicht bessern.« Doch von ihr hatte er keine Angst mehr. Auch sah er überhaupt keinen Sinn mehr, Besserung zu geloben. Denn glauben würden ihm das seine Eltern nicht mehr. Als Beschwerden über Felix von seiner neuen Abteilung zu ihr drangen, verstärkte dies die Sorgen seiner Mutter.

In ihrer Hilflosigkeit wandte sie sich an eine Jugendberatungsstelle. Die Frau in der Beratungsstelle schien ein offenes Ohr für die Sorgen und Nöte der Mutter zu haben. »Es gibt da«, meinte sie zu dieser, »seit den letzten zwei Jahren spezielle Einrichtungen für mißratene Alternativmenschen, doch denke ich, daß wir uns einen solchen Schritt genauer überlegen sollten.«

»Sind solche Anstalten nichts Gescheites?« fragte Felix' Mutter.

»Schon, aber ein solcher Schritt, rate ich allen Eltern, gehört sich reiflich überlegt.«

»Ich sehe keinen anderen Weg. Solange haben wir gehofft, daß Felix sich bessert. Immer wieder hat er uns enttäuscht.«

»Ich verstehe Sie nur zu gut, Frau Fischer«, sagte die Beraterin, »zudem wäre bei einer Zwangseinweisung die Genehmigung der Hauptfürsorge nötig.«

»Wenn ich denen den Sachverhalt schildere, warum sollte uns diese ihre Genehmigung verweigern?«

»Weil Felix sich noch in der Lehre befindet und wenn eine Einweisung quasi identisch ist mit dem Abbruch einer begonnenen Berufsausbildung, dann ist es zur Zeit sehr schwer, dafür eine Genehmigung zu bekommen. Da müssen besonders schwerwiegende Gründe vorliegen«, klärte die Beraterin Felix' Mutter auf.

»Was muß nach deren Meinung alles passieren?«

»Ich weiß nicht, Frau Fischer. Ich kann nichts dafür, ich habe diese Bestimmungen nicht gemacht, aber der Gesetzgeber versteht unter eindeutigen Verfehlungen, die eine Zwangseinweisung rechtfertigen, zum Beispiel tätliche Angriffe gegenüber Erziehungsberechtigten. Solche Vorfälle sind, nach Ihren Schilderungen zu urteilen, nicht passiert.«

Resigniert stellte Fanny auf ihrem Nachhauseweg fest: Wahrscheinlich muß er erst jemanden von uns umbringen, bevor wir etwas gegen ihn unternehmen können. Danach beschwerte sie sich über ihre Volksvertreter: Es ist eine Sauerei, die ganze Zeit reden die Politiker, daß Alternativmenschen auch Menschen seien, propagieren sogar, daß sich Ehepaare für solche Kinder ohne Skrupel entscheiden könnten, und wenn man sich für ein solches Kind entscheidet, läßt der Staat die Eltern mit den damit verbundenen Sorgen und Nöten allein.

Zu Hause angekommen, sah sie ihre drei Männer im Wohnzimmer vor der Glotze hocken.

Mit der Bemerkung: »Kommt Felix nun wieder ins Heim?« wurde sie von Karl junior empfangen. Worauf Felix das erste Mal miterlebte, daß sein Vater auch den Echten schlug. Doch kaum war Karl senior seine Hand ausgerutscht, meinte er zu seinem Liebling: »Bub, es tut mir leid, ich wollte dich gar nicht schlagen, aber du mußt lernen, den Mund zu halten, erst recht, wenn ich es dir vorher gesagt habe.«

Aber die Entschuldigung des Vaters schien wenig zu nützen. Heulend verließ Karl junior, verfolgt von seiner Mutter, das Wohnzimmer.

Durch seinen vorlauten Bruder hellhörig geworden, fragte Felix vorwurfsvoll seinen Vater: »Und ihr wollt mich also wieder in eine Anstalt abschieben?«

»Brauchst gar nicht überrascht und beleidigt zu tun, hättest dich nur anständiger aufführen müssen«, antwortete der Vater.

Entsetzt und sauer zugleich verließ Felix das Wohnzimmer, die Tür laut hinter sich zuschlagend. Draußen auf dem Flur rief er so laut, daß er sicher sein konnte, von seinem Vater gehört zu werden: »Und dann auch noch feige sein, indem sie alles hinter meinem Rücken machen.« Worauf sein Vater schreiend erwiderte: »Wirst sehen, wohin dich solche Flegeleien bringen.«

Durch den unüberhörbaren Krach alarmiert, stürzte sich Fanny in das Wohnzimmer.

»Was war denn los?« wollte sie von ihrem Mann wissen.

»Er wollte mir Vorwürfe machen, daß du dich heute wegen einer Anstalt erkundigt hast.«

»Na, gut war es nicht, daß er das gerade mitgekriegt hat. Warum mußt du es auch dem Karl erzählen.«

»Weil ich mir gedacht habe, daß er alt genug ist, um nicht alles weiterzuerzählen, aber da habe ich mich anscheinend getäuscht.«

»Aber schlagen hättest du ihn deshalb nicht müssen«, stellte Fanny vorwurfsvoll fest.

»Ich war halt unbeherrscht.«

»Aber du weißt doch, daß ich das nicht mag.«

»Mein Gott, Fanny, ich wollte ihn nicht schlagen. Aber von einer Watschen wird er nicht sterben.«

»Hätte nicht sein müssen, Karl«, unterbrach ihn Fanny, worauf Karl nochmals bedauernd meinte: »Ja, ich habe es eingesehen. Du hast recht, aber ich kann nichts anderes sagen, als daß es mir leid tut, oder was soll ich sonst machen?«

»Aufpassen, daß dir sowas nicht wieder passiert.«

Wortlos schluckte Karl senior diese Bemerkung und erkundigte sich, das Thema wechselnd: »Und wie war es bei dir in der Beratungsstelle?«

Nachdem ihm Fanny erzählte, daß es viel schwieriger sei, Felix wieder in ein Heim einzuweisen, als sie beide es erwartet hatten, meinte Karl senior

fast philosophisch: »Ich habe es immer gesagt: ›Hilf dir selbst, sonst hilft dir niemand.«

»Ja, ja«, warf Fanny christlich in das Gespräch ein, »der Mensch denkt und Gott lenkt.«

Am nächsten Morgen, es war Samstag, ging Felix zu seiner Mutter in die Küche und fragte sie mit ängstlicher Stimme: »Und du willst mich also genauso wie der Papa wieder in ein Heim geben?« Worauf die Mutter zu seiner Überraschung mit »Nein« antwortete und ihm erklärte: »Aber Felix, so wie es jetzt ist, kann es nicht mehr weitergehen.«

»Wenn du mich in kein Heim stecken willst, warum bist du dann überhaupt zu dieser Beratungsstelle hingegangen?« wollte Felix von seiner Mutter wissen.

»Ich bin dort nur hingegangen, um mich zu informieren, was es theoretisch für Möglichkeiten geben würde.«

»Und was für Möglichkeiten gibt es?«

»Da gibt es allerhand.«

»Erzähl doch«, forderte Felix sie auf.

»Ist egal, daß wir dich weggeben, kommt nicht in Frage. Ich hoffe, du besserst dich jetzt wirklich.«

»Das will ich auch, aber selbst wenn ich mich bessere, wird der Vater sicher einen Grund finden, etwas gegen mich zu haben.«

»Das kannst du nicht sagen. Der Papa wäre wohl der letzte, der etwas dagegen hätte, wenn aus dir ein anständiger Mensch würde.«

Sichtbar erleichtert zog sich Felix nach diesem Gespräch auf sein Zimmer zurück. Trotzdem mußte er den ganzen Tag über an eine eventuelle Einweisung denken. Mensch, dachte er, bis zum Ende der Lehre muß ich hier aushalten, denn wenn die mich in eine Anstalt stecken, komme ich vielleicht nie mehr raus. Du mußt, redete er sich ein, durchhalten bis zur Volljährigkeit. Dann wollte er den Bayerischen Wald auf jeden Fall verlassen. Danach bin ich frei, und keiner kann mir mehr reinreden, hoffte der mittlerweile sechzehnjährige.

Das zweite Weihnachtsfest nach Felix' Entlassung rückte näher. Widerwillig kaufte er, weil es sich so gehörte, einige Geschenke ein. Diesmal mußte er für seine Tante Maria ein Geschenk besorgen. Ihr Mann war vor einigen Wochen gestorben, und da sie nach fast dreißigjähriger Ehe nicht mehr allein klar kam, entschlossen sich die Fischers, die gute Tante Maria mit in

ihr Haus aufzunehmen, obwohl sie mit Felix genug Probleme hatten. Felix selbst störte dieser Familienzuwachs relativ wenig. Für ihn war es nur ein unsympathischer Mensch mehr in der Familie. Tagsüber hielt sich die Tante sowieso in ihrem Zimmer auf. Dort wurde sie meist von seinem Bruder, der sich bei ihr einschmeichelte, besucht. Dieses Weihnachtsfest verlief für Felix genauso wie das vorhergehende. Nach der Bescherung durften die beiden Jungs mit ihrem Vater ein Glas Sekt trinken. Dann mußte Felix das Versprechen, sich zu bessern, ablegen. »Bessere dich«, sprach er zu seinem Alternativkind, »damit wir endlich eine richtig glückliche Familie werden.« Zwar konnte er Felix' Versprechen in seinem Innersten nicht mehr glauben, doch bei solchen Anlässen mußte zumindest der Versuch unternommen werden. Auch Fanny freute sich, genauso wie vorige Weihnachten, als sie ihren Mann mit den beiden Kindern sah. Wehmütig sagte sie sich: Schade, könnten wir nicht immer so eine echte Familie wie heute sein? Ängstlich dachte sie an die mit Sicherheit wieder auftauchenden neuen Konflikte. Diese würden leider die Heilig-Abend-Harmonie sehr bald zerstören.

Sylvester nahm das Leben bei den Fischers seinen gewohnten Gang. »Du bist und bleibst ein Lump«, beschimpfte der Vater Felix, als er ihn mit seinem jüngeren Bruder beim Raufen ertappte. Wobei ihm die Tante beipflichtete: »Ihr habt es schwer mit einem solchen Kind.«

Das Ende von Felix' Lehrzeit rückte näher. Vergeblich versuchte sein Personalchef, eine Abteilung zu finden, die bereit war, Felix als Angestellten zu übernehmen. Alle hatten Angst, wenn sie nur Felix' Namen hörten, daß sie sich mit diesem mehr eine Be- als eine Entlastung einhandeln würden. Wenn wir in einer Großstadt unseren Firmensitz hätten, grübelte Krieger nach, dann wäre alles viel einfacher, da würden wir einen solchen Versager niemals übernehmen. Aber hier in einem solch kleinen Ort, das war Krieger klar, mußte man zusammenhalten. Dabei ging es ihm bei seinen Überlegungen weniger um Felix. Nein, dessen Eltern wollte er es nicht antun, daß ihr Sohn nach der Lehrzeit auf der Straße hockte.

Felix selbst freute sich sehr auf die Beendigung seiner Lehrzeit. Endlich habe ich meine Ruhe, redete er sich ein und hoffte, Arnschwang bald verlassen zu können. Eines Tages ging er, ohne diesen Schritt mit seinen Eltern abgesprochen zu haben, zu Herrn Krieger und teilte diesem mit: »Ich werde die Firma Unionglas nach Beendigung meiner Lehrzeit verlassen.«



Krieger mißtraute seinen Ohren. Die ganze Zeit hatte er versucht, einen Abteilungsleiter zu finden, der sich Felix als Mitarbeiter zutraute. Bei einem schien er es dank seiner Überredungskunst fast geschafft zu haben, und da sagte dieser Flegel einfach: »Ich teile Ihnen meine Kündigung mit, weil ich mich beruflich verändern möchte.« Skeptisch fragte Krieger Felix: »Haben Sie schon eine neue Stelle gefunden?«

»Nein«, sagte Felix, »aber ich denke, es wird sich etwas finden.«

»So, das denken Sie. Meinen Sie wirklich, daß einer wie Sie jeder nimmt? Unsere Firma gehörte bei der Lehrstellensuche Ihrer Eltern damals zu den wenigen Ausnahmen. Ohne uns hätten Sie nie eine Lehrstelle gefunden. Wir hatten keine Vorurteile.«

»Da kann man durchaus unterschiedlicher Meinung sein.«

»Enttäuscht haben Sie uns alle, obwohl wir Sie mit offenen Armen aufgenommen haben. Sie werden sehen, was aus Ihnen wird, wenn Sie meinen, Sie müßten die Firma Unionglas verlassen.«

»Wenn ich so versagt habe, dann wundert mich nur, warum Sie mich unbedingt weiter beschäftigen wollen.«

»Ich habe nie gesagt, daß wir Sie gern in das Angestelltenverhältnis übernehmen würden, aber Sie werden keine andere Stelle finden, deshalb rate ich Ihnen, Ihre Kündigung zurückzuziehen.«

Felix bekam es mit der Angst zu tun und fragte seinen Personalchef: »Wenn ich die Kündigung zurücknehme, würden Sie mich dann übernehmen?«

Krieger genoß es, Felix einzuschüchtern, indem er ihm antwortete: »Das müßten wir uns sehr genau überlegen.«

Verunsichert bohrte Felix nach: »Sicher können Sie es nicht sagen?«

»Bei Ihnen kann ich das auf keinen Fall fest zusagen. Aber soll ich aus Ihrer Frage entnehmen, daß Sie Ihre Kündigung zurückziehen?«

»Nein, ich bleibe bei meiner Kündigung«, sagte Felix.

»Akzeptiert. Sie können zu Ihrer Abteilung gehen.«

Auf dem Weg zur Lohnbuchhaltung dachte Felix: Ich lasse mich nicht von dem Krieger verarschen. Zuerst will er mich zur Zurücknahme der Kündigung überreden, um mich anschließend rauszuschmeißen.

Zu Hause erklärte der bald achtzehnjährige seinen verdutzten Eltern: »Ich bin heute gekündigt worden, das heißt, sie wollen mich nach Abschluß der Lehre nicht übernehmen.« Ungefragt erwiderte ihm sein Bruder Karl: »Aus

dir wird nie etwas.« »Willst dich wohl einschmeicheln«, entgegnete ihm Felix aggressiv. »Laß den Karl in Ruhe und kümmer dich lieber um dich selbst«, rief daraufhin die Mutter Felix zur Ordnung. Resigniert gab auch noch der Vater seinen Senf dazu: »Möchte nicht wissen, was du angestellt hast.« Nun hatte Felix die Schnauze voll. Unbeherrscht sagte er zu seinem Vater: »Nichts habe ich angestellt, selbst wenn du es dir nicht vorstellen kannst. Auch verstehe ich gar nicht, daß du so tust, als ob du dich um mich kümmerst. Für dich zählt in Wirklichkeit nur der Karl, den hast du dir ja, wenn es stimmt, selbst zusammengespritzt.«

Aufbrausend reagierte daraufhin der Vater. »So redest du mit mir nicht mehr, das laß ich mir nicht gefallen, solange du deine Füße unter meinem Tisch hast, brauche ich mir das nicht bieten zu lassen.«

»Sei froh, hast mich bald los. Nächste Woche fahre ich nach Regensburg und suche mir eine neue Stelle, dann bin ich euch endlich los.«

Nachdem Felix seinem Ärger Luft gemacht hatte, verließ er den Raum. Sein Vater rief ihm nach: »Kannst ruhig nach Regensburg verschwinden, keiner hält dich hier auf.«

Abends in ihrem Schlafzimmer meinte Fanny zu ihrem Mann: »Weißt du, Karl, recht wäre es mir nicht, wenn der Felix nach Regensburg ziehen würde.«

»Ich kann ihn nicht aufhalten und bin froh, wenn ich meine Ruhe vor ihm habe.«

»Meinst etwa ich nicht, doch in der Welt da draußen kommt er auf keinen Fall zurecht. In Regensburg bereitet er uns sicherlich noch mehr Schande.«

»Ja, Fanny, aber in ein Heim können wir ihn nicht mehr schicken, die Möglichkeit einer Entmündigung haben wir leider verschlampt.«

»Weißt Karl, ich rede morgen noch einmal mit dem Krieger, vielleicht übernehmen sie ihn doch ...«

»... daß wir ihn dann ewig auf dem Hals haben.«

»Wenigstens kann er hier in Arnschwang nicht soviel anstellen.«

Am nächsten Morgen mußte Fanny durch einen Anruf bei Herrn Krieger erfahren, daß nicht die Firma Unionglas, sondern Felix gekündigt habe. So ein Lump, dachte sie und schwor sich, solange ich lebe, kommt der mir nicht nach Regensburg, da wird mir schon etwas einfallen.

Eine Woche später fuhr Felix, nachdem er sich bei Herrn Krieger zwei Tage freigenommen hatte, mit dem Zug nach Regensburg.

Bevor er sich auf den Weg zum Bahnhof machte, sprach ihn seine Mutter mit einer für sie ungewohnten Schärfe an. »Du brauchst gar nicht zu fahren«, meinte sie.

»Wieso denn nicht?« fragte Felix.

»Weil du dort keine Stelle findest.«

»Woher willst du das wissen? Ich werde es auf jeden Fall versuchen.«

»Selbst wenn du was finden würdest, du kommst mir nicht aus dem Haus.«

»Wie willst du das anstellen? In zwei Wochen werde ich volljährig.«

»Da wird mir etwas einfallen.«

»Dann versuch, mich aufzuhalten.«

»Aber Felix, werde wenigstens einmal in deinem Leben vernünftig. Du gehörst hierher zu uns.«

»Das glaubst du selber nicht«, sagte Felix.

Obwohl seine Mutter ihn durch Appelle zum Bleiben überreden wollte, verließ Felix das Zimmer, ihre Einwände ignorierend.

Im Zug sitzend, grübelte Felix: Hoffentlich klappt es mit der Stelle, obwohl mir der Krieger eine miese Beurteilung geschrieben hat.

In Regensburg angekommen, kümmerte er sich zuerst um ein kleines und vor allen Dingen billiges Hotelzimmer. Er wollte in Regensburg übernachten. Komisch, dachte Felix, jetzt bin ich praktisch achtzehn Jahre alt und es ist das erste Mal, daß ich für mich allein bin. Endlich bin ich ein freier Mensch, sagte er sich, als er eine kleine Pension betrat. »Ist bei Ihnen noch ein Zimmer frei?« fragte er die Frau bei der Anmeldung.

»Einzelzimmer oder Doppelzimmer?«

»Einzelzimmer.«

»Ja, da haben wir noch etwas frei.«

»Wieviel kostet es denn?«

»Fünfundvierzig Mark. Wollen Sie es haben?«

»Ja«, sagte Felix und war froh, für eine Nacht eine Bleibe gefunden zu haben. »Kann ich dann Ihren Ausweis haben?« fragte ihn die Frau. Felix gab ihr das gewünschte Papier. Nachdem die Frau seinen Paß durchgeblättert hatte, meinte sie verwirrt: »Mir fällt gerade ein, ich habe mich getäuscht, wir sind schon belegt.«

Noch nichts Böses denkend, sagte sich Felix: Seltsam, daß die Frau dies nicht vorher gewußt hat. Als zum wiederholten Mal ein vorher leerstehendes Zimmer plötzlich belegt war, wußte Felix, daß dies mit seinem Ausweis zusammenhing. Ist ja klar, fiel es ihm ein, wenn da drin steht, Zeugungsart alternativ. Die Leute haben wieder einmal keine Vorurteile, meinte er sarkastisch.

Ziellos lief Felix durch Regensburg und landete rein zufällig an der Donau. An den leicht bekleideten Frauen bemerkte er, daß er in einer Prostituiertengegend gelandet war. Als er dort eine Pension erblickte, überwand er sich und fragte, auf das schlimmste vorbereitet, nach einem Zimmer. Zu seiner Überraschung schien man hier keine Vorurteile gegenüber Alternativmenschen zu haben. Allerdings kostete eine bessere Rumpelkammer den stolzen Preis von einhundertzehn Mark, die im voraus entrichtet werden mußten. »In den einhundertzehn Mark ist wohl ein Aufpreis für Aufgeschlossenheit enthalten«, murmelte Felix vor sich hin. Nachdem er für die Nacht eine wenn auch teure Bleibe gefunden hatte, ging Felix zum Kiosk und kaufte sich das Regensburger Tageblatt. Ausführlich studierte er die Stellenanzeigen. Da es durch seine Zimmersuche Nachmittag geworden war, beschränkte sich Felix darauf, vier in Frage kommende Firmen anzurufen und mit ihnen für morgen einen Vorstellungstermin zu vereinbaren.

Eigentlich hatte sich Felix alles ganz anders vorgestellt. Vielleicht wird morgen alles besser, dachte er und begab sich schon am frühen Nachmittag in eine Kneipe. Irgendwie schien Felix mit der Freiheit nicht sehr viel anfangen zu können. Nach etlichen Bierchen bekam er Angst vor seiner Zukunft. In seinem bisherigen Leben wurde er zwar seiner Meinung nach häufig unter Druck gesetzt, trotzdem war da eine gewisse Sicherheit. Selbst wenn sie beschissen war.

Es war ungefähr zehn Uhr abends und Felix fühlte, wie sein Alkoholpegel stieg. Eigentlich war er in der Stimmung, sich richtig vollzusaufen. Er genoß die Vorstellung, daß ihm am nächsten Tag deshalb keiner Vorhaltungen machen konnte. Doch sein Verstand bremste ihn vor einem solchen Vorhaben. Nein, sagte er sich, morgen muß ich mich vorstellen, und wenn sie mich nicht nehmen, dann will ich daran wenigstens keine Schuld haben.

Trotz dieser Einsicht fiel es Felix schwer, die Kneipe zu verlassen. Es kostete ihn große Überwindung, in seine Pension zurückzukehren. Dort angelangt, schaute er aus dem Fenster wehmütig den sogenannten leich-

ten Mädchen nach. Noch nie in seinem Leben hatte er mit einer Frau geschlafen. Bei den natürlichen Arnschwanger Mädchen hatte er als Alternativer keine Chance. Lange Zeit überlegte er, ob er sich nicht ein halbes Stündchen Zuneigung erkaufen sollte. Doch wegen seiner mageren Finanzen zwang er sich zur Selbsthilfe. Als er innerhalb von wenigen Minuten seinen Druck losgeworden war, versuchte er vergeblich einzuschlafen. Immer wieder machte sich die Zukunftsangst in seinem Kopf breit. Hier in Regensburg merkte er deutlicher denn je, daß er allein war, und er fragte sich: Warum muß gerade ich so einsam sein?

Unsicher marschierte Felix am nächsten Tag zu seinem ersten Vorstellungsgespräch.

»Und Sie wollen aus dem Bayerischen Wald in die Stadt ziehen?« meinte sein Gesprächspartner Maihofer, der Personalchef eines mittleren Industriebetriebes war.

»Ja, das Dorfleben ist auf die Dauer nichts für mich.«

»Da kann ich Sie nur zu gut verstehen. Mir liegt das Landleben im Gegensatz zu den meisten Leute auch nicht besonders. Aber täuschen Sie sich nicht, das Leben in der Stadt ist kein Zuckerschlecken.«

»Das weiß ich, trotzdem möchte ich mich da durchkämpfen.«

»Aus den Beurteilungen der Firma Unionglas zu schließen«, meinte Maihofer, »scheinen Sie zu Ihrem Beruf eine lasche Einstellung zu haben.«

»Ich hatte nur mit einem Abteilungsleiter Konflikte, mit den anderen Kollegen kam ich gut aus.«

»Will mich daran keineswegs festbeißen. Ich kenne genügend Mitarbeiter, die während ihrer Lehrzeit negativ von sich reden machten und dann in ihrem weiteren Berufsleben tüchtige Mitarbeiter wurden. Aber was anderes, wie ist das mit Ihrem Militärdienst?«

»Da brauche ich nicht hin.«

»Sind Sie krank?«

»Nein.«

»Sie wissen, daß das Verschweigen von Krankheiten, falls wir Sie einstellen würden, später ein Grund zu einer fristlosen Kündigung wäre.«

»Ich bin kerngesund«, sagte Felix.

»Dann muß ich Sie noch etwas anderes fragen«, sagte Maihofer. »Ich kann doch direkt sein?«

»Sicher.«

»Wissen Sie, wir würden das, falls wir Sie einstellen, sowieso rausbekommen. Sind Sie alternativ?«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Weil es sonst keinen vernünftigen Grund geben würde, Sie vom Militärdienst freizustellen.«

»Sogar zum Sterben sind wir denen nicht gut genug«, platzte es spontan aus Felix heraus. Worauf sein Gesprächspartner freundlich auf ihn einredete: »Meinen Sie nicht, daß Sie zu verbittert sind?«

»Tut mir leid, daß ich gerade unbeherrscht war.«

»Das ist gut, aber eines verstehe ich nicht, es gibt seit ein oder zwei Jahren beschützende Werkstätten für Alternative. Haben Sie versucht, dort unterzukommen?«

»Nein, ich will in kein Ghetto.«

»Ich bitte Sie, man hört von diesen Einrichtungen nur Positives.«

»Ich kenne das besser, ich habe persönliche Erfahrungen.«

»Wie dem auch sei«, meinte Maihofer, »auf jeden Fall werde ich Ihre Bewerbung zur Kenntnis nehmen, Sie bekommen dann von uns schriftlich Bescheid.«

»Warum sagen Sie es nicht gleich, daß Sie mich ablehnen?«

»Weil ich mir nicht im klaren bin. Aber ich will gestehen, allzu große Hoffnungen kann ich Ihnen leider nicht machen.«

Feiges Schwein, dachte Felix und verabschiedete sich von seinem Gesprächspartner.

Bei der zweiten Firma saß Felix ein progressiv wirkender jüngerer Mann gegenüber. Als dieser auf seine negative Beurteilung durch die Firma Unionglas zu sprechen kam, entgegnete ihm Felix schlagfertig: »Wissen Sie, es lief für mich nicht gut. Die Leute hatten nur Vorurteile und trauten mir deshalb einfach zu wenig zu. Dabei kann ich genauso viel leisten wie ein Natürlicher. Ich bin bei der Firma Unionglas permanent unterfordert worden.« Worauf ihm der Progressive erwiderte: »Da werden Sie sich bei uns wohler fühlen. Wir machen nämlich keine Unterschiede. Zwar haben wir bei uns bisher noch nie einen solchen Menschen wie Sie gehabt, aber das ist mehr zufällig und muß keineswegs gegen eine Einstellung sprechen. Ich gehe davon aus, daß wir Sie nehmen.«

Felix' Gesprächstaktik war erfolgreich, obwohl er es kaum glauben konnte. Nachdem er dem Progressiven offensiv sein Anderssein mitgeteilt hatte, blieb diesem, wollte er weiter vorurteilsfrei bleiben, nur Felix'

Einstellung übrig. Egal, warum er mich eingestellt hat, Hauptsache, ich habe Arbeit, dachte Felix, nachdem das Gespräch beendet war. Er war mit dem, was er erreicht hatte, absolut zufrieden. Besonders freute er sich, ohne die geringste Anstrengung ein Zimmer gefunden zu haben. Der Vorurteilsfreie bot ihm nämlich ein kleines Zimmer im firmeneigenen Wohnheim an, was Felix sofort annahm.

Seine Zukunft viel optimistischer sehend, schlenderte er durch die Regensburger Innenstadt. An einer Plakatsäule blieb er plötzlich stehen und las einen Veranstaltungshinweis. Der Club der Retorten und ihrer Natürlichen Freunde lud zu einem Treffen ein.

Was soll das bringen, die stehen wohl auf Selbstmitleid, dachte Felix. Zwar wußte er aus eigener Erfahrung, daß Alternativmenschen benachteiligt würden, doch war sein momentaner Standpunkt: »Wenn man sich nur ein bißchen anstrengt, kann man durchaus sein Glück machen, das habe ich heute selbst erlebt.« Auch erregte es Felix, daß die Leute sich selbst als Retorten bezeichneten. »Wenn überhaupt ein Name, dann Alternativmensch, aber eigentlich sind wir Menschen wie alle anderen«, war seine Meinung.

Als Felix, im Zug sitzend, die Heimreise antrat, war es mit seiner Euphorie vorbei. Wie könnte das seine Mutter gemeint haben, als sie sagte: Mir wird etwas einfallen, damit du nicht nach Regensburg kommst, fragte sich Felix und grübelte weiter. Was für Möglichkeiten könnte sie überhaupt haben, mich davon abzuhalten? Auf jeden Fall muß ich mich auf einen harten Kampf einstellen, bis die Frau einsieht, daß meine Zeit in Arnschwang abgelaufen ist. Mit seinem Alten, so schätzte es Felix ein, würde es wegen seines Weggangs keine Schwierigkeiten geben. Dem wäre es sowieso lieb, wenn er verschwinden würde.

Zu Hause angekommen, sah Felix seinen jüngeren Bruder heulend vor dem Haus sitzen. Dieser verzogene gespritzte Wunschbengel, wehleidig ist er auch noch, dachte Felix und ging verachtend an ihm vorbei. Im Wohnzimmer wurde er von seinem Vater, der ein sehr ernstes Gesicht machte, empfangen. »Felix«, meinte dieser, »ich muß mit dir reden.«

»Ich gehe auf jeden Fall nach Regensburg.«

»Die Mama ist gestorben.«

»Wann?«

»So gleichgültig, wie du darauf reagierst, scheint dir ihr Tod überhaupt nichts auszumachen.«

Als sein Vater plötzlich und für Felix ungewohnt zu weinen anfang, meinte der Alternative schnippisch: »Soll ich jetzt auch heulen, nur weil es sich zu solchen Anlässen gehört?«

»Kömm, laß mich allein. Deine Gefühllosigkeit ist unglaublich.«

Etwa zwanzig Minuten später ging Felix zu seinem Vater in die Küche und fragte ihn, Trauer vorspielend: »Ist aber schlimm. Was machen wir jetzt, wo die Mama tot ist?«

»Das weiß ich nicht, aber es ist schrecklich, wenn man mit jemandem über fünfundzwanzig Jahre zusammengelebt hat und dann ist der Mensch plötzlich tot. Fanny und ich, wir haben uns so aneinander gewöhnt.«

»Ich finde das auch alles sehr schlimm, wo liegt sie jetzt?«

»Im Leichenschauhaus, aber warum interessierst du dich auf einmal dafür?«

»Wieso kommst du überhaupt darauf, daß mich der Tod von der Mama nicht mitnimmt?«

»Das kann ich mir gar nicht vorstellen.«

»Ich gehe zum Leichenhaus und schaue sie mir an«, sagte Felix.

»Nein, tu das nicht. Laß sie wenigstens jetzt, wo sie tot ist, in Ruhe.«

»Na gut«, meinte Felix und mimte ein wenig den Beleidigten.

Als er am Abend seiner Tante über den Weg lief, sprach ihn diese von der Seite an: »Nun hast du es ja endlich geschafft.«

»Was habe ich geschafft?«

»Hast sie ins Grab gebracht.«

»Ich verstehe echt nicht, was du von mir willst.«

»Nur weil du ihr soviel Sorgen bereitet hast, hat die Fanny einen Herzanfall bekommen. Du hast sie auf dem Gewissen. Aber du hast keins.«

Felix platzte bald die Geduld und er sagte zu seiner Haustante: »Wenn das so wäre, wie du daherredst, dann wäre die Mama selber schuld, daß sie gestorben ist.«

»Ja, ja, immer sind bei dir die anderen schuld.«

»Auf jeden Fall hat sie sich ihren Killer selbst bestellt und ihn eigenhändig abgeholt.«

»Dein Vater hat sein Kreuz mit dir zu ertragen!«

»Die Mama hat ihr Kreuz hinter sich.«



Kopfschüttelnd verzog sich die Tante auf ihr Zimmer. Felix ging früh zu Bett. Er spürte, daß er in dieser Situation zu Hause als lästiges Übel betrachtet wurde. Obwohl er auf jeden Fall von Arnschwang weg wollte, verletzte es ihn, zu Hause unerwünscht zu sein. Als Felix in seinem Bett lag, fühlte er auf einmal, daß ihm der Tod seiner Mutter gleichgültig war. Mit den Worten: Eigentlich habe ich sie gar nicht richtig gekannt, trotzdem hätte sie meinetwegen ruhig noch ein paar Jährchen weiterleben können, versuchte Felix seine Gefühlskälte zu rechtfertigen. Er mußte sich eingestehen: Unpraktisch ist ihr Ableben zum jetzigen Zeitpunkt nicht, nun wird mich keiner mehr aufhalten, nach Regensburg zu gehen.

Am nächsten Tag hielt sich Felix von seinem Elternhaus fern. Er wollte sich nicht in die Vorbereitungen zur Trauerfeier einmischen, obwohl er dafür von seiner Firma zwei Tage frei bekommen hatte. So verbrachte Felix den Tag vor der Beerdigung mit ausgedehnten Spaziergängen. Auch genoß er es diesmal, durch Arnschwang zu schlendern. Selbst daß ihm die Leute wie immer nachgafften und hinter seinem Rücken schwätzten, ließ ihn kalt.

Sollen sie sich ihre Mäuler zerreden, ich bin bald weg, dachte Felix und empfand das Verhalten der Leute als eine Bestätigung dafür, daß seine Entscheidung, nach Regensburg zu gehen, richtig war.

Das einzige, was Felix Unbehagen bereitete, war die morgige Beerdigung. Mit Grauen dachte er an die zu erwartende Trauergemeinde. Am liebsten wollte er gar nicht hingehen, noch weniger seinen Vater um jeden Preis provozieren. Er sagte sich: Warum soll ich mit einem großen Krach von hier weggehen, wenn dies anders möglich ist.

Es war ein Freitag, als die Kirchengemeinde Abschied von ihrer geliebten Fanny nahm. Routiniert lauschten Bekannte und Verwandte den tröstenden Worten, die der Pfarrer für sie bereithielt. »Frau Fischer hat in ihrem Leben manche Fehler begangen«, stellte der Priester in seiner Predigt fest, worauf sich alle Blicke auf Felix richteten. Weiter bemerkte der Geistliche: »Für ihre Fehler hat sie jedoch in ihrem Erdenleben bitter gebüßt, im großen und ganzen war diese schlichte Frau ein gläubiges Kind Gottes. Der Herr sei ihrer Seele gnädig.«

Zum Schluß der Totenmesse, Fanny lag in ihrem Sarg vor dem Altar, sangen die Anwesenden das Kirchenlied »Näher, mein Gott, zu Dir«. Dabei sangen einige so heftig, daß sich der Eindruck aufdrängte, sie wollten Fanny mit aller Kraft in den Himmel emporträllern. Danach vollzog sich ein

Ritual, das Felix als äußerst widerwärtig empfand. Am Kirchenausgang mußten die nächsten Verwandten die Beileidsbekundungen der Gläubigen entgegennehmen. Jeder gab Karl senior, Karl dem Echten und Felix die Hand und murmelte dazu »Mein herzliches Beileid«, worauf diese mit einem stillen »Danke« zu antworten hatten. Felix empfand es als heuchlerisch, daß ihm die Leute kondolierten, obwohl sie ihn zum größten Teil ablehnten. Als der einmal als Taufpate vorgesehene Onkel Egon nur seinem Vater und seinem Bruder kondolierte, an ihm aber achtlos vorbeiging, beurteilte Felix dies wenigstens als ehrlich.

Nachdem in der Kirche ausreichend geweint wurde, konnte in der nahegelegenen Kneipe zum gemütlichen Teil der Veranstaltung übergegangen werden. Zuerst spendierte die Trauergemeinde in fast inflationärer Weise der Verstorbenen Lobeshymnen. Anschließend befriedigten sie ihre Neugier, indem sie sich aufdringlich und neugierig nach Felix' Zukunft erkundigten. Gequält freundlich gab er Auskunft.

»Hast du keine Angst, daß du in der Großstadt unter die Räder kommst?« fragte ihn eine entfernte Verwandte. »Ich glaube, das wird gut gehen«, antwortete Felix. »Täusche dich nicht, da sind schon andere unter die Räder gekommen«, bemerkte die Verwandte weiterhin skeptisch und fügte hinzu, »und das waren echte Männer, die auf die schiefe Bahn gekommen sind«, womit sie deutlich machte, daß Felix kein richtiger Mann war. Als noch Onkel Egon originell einwarf: »Und Talent zum Kriminellen hast du schon immer gehabt«, hatte Felix die Schnauze voll. Da die Stimmung mehr an eine Vatertagsfeier erinnerte, zog es Felix vor, zu verduften. »Bist wohl froh, daß alles vorbei ist, an der Mama hat dir sowieso nichts gelegen«, pflaumte ihn beim Weggehen seine Haustante an. »Du mußt es ja wissen«, bemerkte Felix daraufhin schroff und ließ die Trauernden mit ihrem Schmerz allein.

Abends – Felix lag im Bett – hörte er die Tante mit seinem Vater heimkommen. An dem lauten Schritt von Karl senior meinte er erkennen zu können, daß dieser betrunken war. Laut schimpften auf dem Flur Bruder und Schwester über den mißratenen Alternativen. Am meisten tat sich sein Vater hervor.

»Der Lump wird wahrscheinlich noch in irgendeinem Wirtshaus sitzen und sich vollsaufen.«

»Und das an einem solchen Tag, dazu in aller Öffentlichkeit, kaum zu glauben«, ergänzte die Tante.

»Mich wundert bei dem überhaupt nichts mehr.«

»Karl, paß ja auf, nicht daß dich dieser herzlose Gesell noch fertig macht.«

»Bei mir schafft er das sicher nicht.«

»Nimm das nicht zu leicht.«

»Der zieht in drei Wochen weg.«

»Am Schluß nehmen sie ihn in Regensburg doch nicht, und dann hast du ihn wieder auf dem Hals«, sagte die Tante.

»Dann würde ich ihn aus dem Haus jagen, ich will meine Ruhe von dem alternativen Teufel haben.«

Als sich die beiden in das Wohnzimmer zurückzogen, spielte Felix einen Augenblick mit dem Gedanken, sie an der Tür zu belauschen, verwarf aber dieses Vorhaben, es kam ihm zu kaputt vor. Er konnte sich ohnehin vorstellen, was dort getratscht wurde.

Felix' letzte Wochen in Arnschwang vergingen schnell. Mit Ach und Krach machte er seinen Computergehilfenbrief. »Hast Glück gehabt, daß du die Prüfung geschafft hast«, meinte Berufsschullehrer Rischer. »Bei einem so schlechten Lehrer wie Ihnen kann man wirklich von Glück reden«, sagte Felix, ihm gegenüber zum letzten Mal aufmüpfig.

Bei der Firma Unionglas wurde Felix zu seiner Überraschung freundlich von Herrn Krieger verabschiedet. Dieser wünschte ihm alles Gute für seinen weiteren Lebensweg und war froh, ihn losgeworden zu sein. Was auf Gegenseitigkeit beruhte. Endlich geschafft, dachte Felix, als er das Personalbüro verließ. Dann machte er sich Gedanken, wie es ihm wohl in seiner neuen Firma ergehen würde. Warum sollten die mit ihm als Alternativem anders umgehen als die Mitarbeiter bei Unionglas? dachte Felix skeptisch, wurde aber gleich optimistischer: Irgendwann kann es nur besser werden, man soll nicht gleich das schlimmste vermuten.

Bevor Felix mit seinem Koffer endgültig nach Regensburg übersiedelte, führte er in der Küche mit seinem Vater ein echtes Männergespräch. Dieser wollte von ihm wissen, ob sein Zimmer in Regensburg möbliert sei. »Ja«, antwortete Felix.

»Dann brauchst du kein Geld für Möbel auszugeben.«

»Ja.«

»Hast du überhaupt gespart, damit du bis zu deinem ersten Gehalt etwas zum Leben hast?«

»Ja.«

»Weil, geben könnte ich dir nichts. Habe zur Zeit zu viele Auslagen.«

»Ja.«

»Bist nicht sehr gesprächig heute?«

»Nein.«

»Na Felix, jetzt beginnt der Ernst des Lebens für dich.«

»Ja.«

»Mußt schauen, wie du zurechtkommst. Bist alt genug. Helfen kann ich dir nicht mehr.«

»Hast du bisher ja nie gemacht.«

»Scheinst wohl vergessen zu haben, was ich alles für dich getan habe.«

»Nein, da kannst du sicher sein, das vergesse ich dir nie.«

»Das ist wohl unglaublich. Zu einer Spontaneitätskur haben wir dich geschickt und dir ermöglicht, daß du richtig gefördert wirst. Weil die Krankenkasse nicht alle Kosten übernommen hat, mußten wir für dich regelmäßig zubuttern. Willst wohl gar nicht wahrhaben, was wir für dich gemacht haben. Undankbar bis zum Gehtnichtmehr.«

»In eine Anstalt habt ihr mich abgeschoben, weil ihr mich nicht mehr sehen wolltet.«

»Weil es das beste für dich war.«

»Für euch.«

»Ich merke schon, du willst überhaupt nichts einsehen.«

Auf seine Narbe deutend, meinte Felix: »Und zur Operation habt ihr mich gezwungen, weil ihr auf meinen Tod gehofft habt.«

»Was erlaubst du dir eigentlich, scheinst nicht einmal einen Funken Respekt mehr vor deinem Vater zu haben.«

»Vor dir nicht, du bist gar nicht mein Vater. Du hast mich nur gekauft.«

»Jetzt reicht es mir aber, schau zu, daß du so schnell wie möglich nach Regensburg kommst.«

»Das tu ich auch.«

»Ich kann dich hier nicht mehr ertragen.«

»Geht mir genauso wie dir. Das beste ist es wohl, wenn wir uns nie mehr sehen.«

»Nachtrauern werde ich dir auf keinen Fall.«

Felix war nach diesem Krach sehr erleichtert. Der Bruch mit seinem Vater war für ihn schon lange fällig. Er trauerte dem Ende dieser nicht vorhandenen Beziehung keinen Augenblick nach. Felix verzog sich nach dem vorangegangenen Wortwechsel auf sein Zimmer, packte seine Sachen und fuhr einen Tag früher als geplant nach Regensburg.

Als er seinem Vater endgültig »Tschüß« sagte, meinte dieser: »Mach, daß du aus meinem Haus verschwindest.« Beim Verlassen des Hauses kam seine Tante aus ihrem Zimmer und sagte vorwurfsvoll zu ihm: »Hast deinen Papa wieder geärgert, kannst du dich gar nicht zusammenreißen?«

»Sei zufrieden, hast wenigstens im Dorf etwas zu tratschen.«

»Ich sage es dir, Bürschel, sei nicht so frech.«

»Du hast mir gar nichts zu sagen, kümmer dich um deinen eigenen Dreck«, antwortete ihr Felix und machte sich auf den Weg zur Bahnstation.

Froh, mit Arnschwang nichts mehr zu tun zu haben, kam Felix in Regensburg an. Das einzige, was ihn nervte, war die Tatsache, für die nicht eingeplante Übernachtung zusätzlich Geld ausgeben zu müssen, denn sein möbliertes Zimmer konnte er erst morgen beziehen.

Felix ging in die ihm bekannte Prostituiertengegend und mietete sich in der alten Pension zum überhöhten Preis eine Rumpelkammer, Retortenzuschlag inbegriffen.

Anschließend begab er sich in eine Kneipe und feierte bei Bier und Korn seine gewonnene Freiheit.

Auf dem Weg zurück zur Pension ging er an den sogenannten Liebeshäuschen vorbei und zum wiederholten Mal verspürte Felix einen gewaltigen Druck in seinem kleinen Bein.

Endlich, dachte Felix, will ich es auch einmal mit einer Frau treiben.

Verschüchtert betrachtete er die dafür in Frage kommenden Damen und war erleichtert, daß er von einer angesprochen wurde.

»Wieviel kostet denn das?« fragte Felix.

»Hundertfünfzig.«

»Okay.«

»Hast du einen Ausweis?«

»Wieso, den braucht man dazu nicht.«

»Wenn du willst, zeigst du ihn mir, ansonsten lassen wir es.«

Da Felix unbedingt wollte, gab er der Frau das gewünschte Papier. Diese schaute in den Ausweis und schüttelte ihren Kopf.

»Hast du einen Gesundheitspaß?«

»Nein, was soll das ganze überhaupt?«

»Stell dich nicht so dumm an, in deinem Ausweis steht klar, Zeugungsart alternativ.«

»Na, und?«

»Mensch, verschwinde, ich habe keine Lust, mich von dir anstecken zu lassen.«

Blöde Kuh, dachte Felix, und probierte bei der nächsten sein Glück, wo sich jedoch das gleiche Spiel wiederholte.

Nachdem sogar ein zweieinhalb Zentner schweres sogenanntes leichtes Mädchen sich ihm verweigerte, wußte Felix, daß er die Sache selbst in die Hand nehmen mußte. Nach dem bekannten Motto »Hilf dir selbst, sonst hilft dir niemand«.

In seiner Rumpelkammer angekommen, war er ein wenig deprimiert. Wenn einen nicht einmal die Prostituierten mögen, dann werde ich bei Frauen wohl nie Chancen haben, dachte Felix und bekam anschließend einen ziemlichen Haß und schimpfte still vor sich hin. Wieso mußte man in den Ausweis reinschreiben, daß ich anders gezeugt worden bin, da hätten sie mir gleich ein Brandzeichen auf die Stirn brennen können. Haben sie mir ja eigentlich, die Säue. Die blöde Narbe auf der Stirn. Und die Prostituierten sind genauso blöd. Was bilden die sich überhaupt ein? Meinen wohl, sie sind viel besser als wir Alternative.

**Am Frühstückstisch** erfuhr Felix in der Zeitung, warum er gestern abend von den Damen eine Abfuhr erhalten hatte.

»Rätselhafte Immunkrankheit«, stand da im Regensburger Tageblatt. Es soll, hieß es im Artikel, in Deutschland eine Krankheit ausgebrochen sein, die die Abwehrkräfte des Körpers dermaßen schwäche, daß dies bei den meisten Erkrankten langfristig zum Tod führen würde. »Eine Ansteckungsgefahr bestünde«, so ein Experte, »beim Geschlechtsverkehr.« Als Ursache wollte ein Wissenschaftler nicht ausschließen, daß diese durch eine Fehlmanipulation an einem Teil der Alternativmenschen entstanden sei. Weil es genügend Hinweise gab, die diese These untermauerten, wurden durch das Ministerium für Ethik, Moral und Forschung vorläufig vier Alternativproduktionsstätten stillgelegt. Darunter die Firma Kinderglück. Ängstlich fragte sich Felix:

Hoffentlich nehmen die mich noch in der Firma und haben nicht Angst, daß ich sie alle anstecke. Scheiße, daß ich erst morgen das Arbeiten anfangen und deshalb nicht weiß, wie ich dran bin. Nein, die nehmen mich bestimmt nicht mehr. Felix sah seine Zukunft recht pessimistisch und fragte sich, was er machen könnte, wenn die Firma Hanselmann ihn nicht mehr nähme. Zu seinem Alten konnte und wollte er nicht zurück. Sein Vater würde ihn sicher als Versager beschimpfen und ihn im Anschluß daran lustvoll aus dem Haus jagen. Vielleicht geht ja doch alles gut, hoffte Felix und machte sich auf den Weg zum Firmenwohnheim. Dort angekommen, überreichte ihm der Hausmeister ein paar Zimmer- sowie Haustürschlüssel und zeigte Felix seine Bude.

Den ganzen Tag über ging Felix nicht aus dem Haus, sondern grübelte in seinem Zimmer über diese rätselhafte Immunkrankheit nach. Neben der Angst um seinen sicher geglaubten Arbeitsplatz machte er sich Sorgen, ob nicht vielleicht doch diese gefährliche Krankheit in ihm sei. Er hatte ja Erfahrung mit Leuten, die aus beruflichen Gründen mit oder an Alternativmenschen arbeiteten, und traute diesen durchaus alles zu.

Nach einer unruhigen Nacht begab sich Felix, die schlimmsten Befürchtungen im Kopf, zur Firma Hanselmann. Im Büro des Personalchefs fiel Felix auf, daß sich dieser diskret weigerte, ihm die Hand zu geben.

Das geht wohl schief, dachte Felix, als sein dynamisches Gegenüber das Gespräch eröffnete.

»Ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen«, sagte der Personalchef.

»Ich weiß schon.«

»Was wissen Sie?«

»Daß Sie mich nicht mehr einstellen wollen.«

»Aber nein, ich bitte Sie.«

»Dann kann ich bei Ihnen zu arbeiten anfangen?« fragte Felix.

»Nicht so schnell. Sie haben sicherlich die Berichte der letzten Tage über die neue Seuche gelesen«, sagte der Personalchef.

»Ich bin nicht krank.«

»Lieber Herr Fischer, das glaube ich Ihnen gern, doch nützt mir das nicht viel.«

»Wieso?«

»Wissen Sie, ich glaube, daß bei der ganzen Geschichte reichlich viel Hysterie im Spiel ist.«

»Aber?«

»Ich habe halt die Verantwortung für die ganze Belegschaft«, führte der Personalchef aus, »und ich denke, daß es nicht besonders erquicklich für das Betriebsklima wäre, wenn Ihre Arbeitskollegen Angst bekommen, durch Sie angesteckt zu werden.«

»Also doch keine Anstellung?«

»Herr Fischer, Sie müssen mich zu Ende reden lassen. Ich wollte sagen, daß wir von Ihnen ein Gesundheitszeugnis benötigen.«

»Heißt das, wenn ich mir dies besorgt habe, kann ich bei Ihnen das Arbeiten anfangen?«

»Das habe ich Ihnen gerade gesagt. Am besten, Sie besorgen das Attest und kommen wieder vorbei.«

Zuversichtlicher verließ Felix das Personalbüro und reichte beim Weggehen dankbar seinem Gegenüber die Hand. Als ihm plötzlich einfiel, daß dies seinem Gesprächspartner zum jetzigen Zeitpunkt unpäßlich war, zog er seine Hand schnell zurück und fühlte sich ein wenig wie ein Aussätziger.

Anschließend ging Felix an einen Kiosk, kaufte das Regensburger Tageblatt von gestern und notierte sich eine Telefonnummer, die am Schluß



des Artikels angegeben war. Unter dieser Nummer konnten Ratsuchende Tips erfahren. Felix rief dort an und bekam von einer Frauenstimme die Adresse und die Telefonnummer eines Facharztes. Wiederum telefonisch vereinbarte Felix noch für denselben Tag einen Untersuchungstermin. Eigentlich war er von seiner körperlichen Gesundheit überzeugt. Als er jedoch im Wartezimmer der Arztpraxis saß, kamen bei ihm Zweifel hoch. Wenn ich krank bin, dachte er, ist für mich alles vorbei. Ängstlich ließ er sich von der Sprechstundenhilfe Blut abnehmen. Darauf mußte er fast eine Stunde warten, bis er in das Sprechzimmer des Arztes gerufen wurde. Der Arzt war ein etwa fünfzigjähriger freundlicher Mann, der Felix höflich einen Platz anbot. Fast entschuldigend meinte der Mediziner zu ihm: »Tut mir leid, daß Sie solange warten mußten, aber das Ergebnis Ihrer Untersuchung hat gedauert.«

»Haben Sie etwas festgestellt?« fragte Felix.

»Natürlich nicht, ... habe ich mir aber gleich gedacht.«

»Warum?«

»Ach, wissen Sie, bishersind vielleicht drei Menschen erkrankt, mit dieser Krankheit wird soviel Schindluder getrieben, das ist total unverantwortlich.«

»Dann ist die Krankheit also gar nicht so gefährlich, wie man es liest?«

»Wenn es einen erwischt hat, verläuft die Krankheit wahrscheinlich tödlich, doch eine Ansteckungsgefahr ist höchst unwahrscheinlich.«

»Und sie taucht meist bei Alternativmenschen auf?« fragte Felix nach.

»Ach iwo«, antwortete der Arzt, »ich weiß nicht, wer diesen Unfug in die Welt gesetzt hat.«

»Aber weshalb erzählt man solche Sachen?«

»Wahrscheinlich brauchen wir einen Sündenbock.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ja, um die Stimmung gegenüber solchen Menschen, wie Sie es nun einmal sind, ist es zur Zeit nicht gerade zum besten bestellt. Vielleicht ist solch eine Krankheit für manche Leute ein willkommener Anlaß, um endlich offen etwas gegenüber Alternativmenschen äußern zu können.«

»Übertreiben Sie nicht ein wenig?«

»Ich möchte Ihnen nichts einreden. Sie müssen es ja wohl am besten wissen.«

»Ich empfinde das alles gar nicht so schlimm«, sagte Felix. »Ich selbst fühle mich nämlich gar nicht als Alternativer, sondern wie ein richtiger Mensch.«

»Das freut mich für Sie.«

»Aber könnten Sie mir trotzdem eine Bescheinigung für meinen Arbeitgeber mitgeben?«

»Natürlich.«

Als der Arzt Felix das Gesundheitszeugnis überreicht hatte, verabschiedete er ihn mit den Worten: »Ich wünsche Ihnen alles Gute und behalten Sie weiterhin Ihren Optimismus.«

Zu Hause im Firmenwohnheim dachte Felix lange über die Worte des freundlichen Arztes nach. War es wirklich so, wie dieser sagte, daß die meisten Menschen den Alternativen ablehnend gegenüberstünden? Wenn Felix an Arnschwang dachte, empfand er, kann an dieser Behauptung durchaus etwas daran sein. Aber hier in Regensburg schien der Doktor nicht ganz richtig zu liegen. Schließlich hatte er mit dem ärztlichen Zeugnis in der Tasche doch seinen Arbeitsplatz bekommen, den er morgen antreten wollte.

Am nächsten Tag in aller Frühe machte sich Felix wiederum auf den Weg zu seiner neuen Firma.

Sichtlich überrascht fragte ihn der vorurteilsfreie Personalchef: »Sie sind wieder da?«

»Ja.«

»Sagen Sie bloß, daß Sie etwa gestern gleich einen Arzt gefunden haben, der Sie untersuchte?«

»Ja.«

»Haben Sie schon das Untersuchungsergebnis?«

»Mir fehlt überhaupt nichts«, sagte Felix.

»Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, nur der Form halber, haben Sie ein ärztliches Attest dabei?« fragte Personalchef.

»Sicher.«

»Könnte ich mal einen Blick darauf werfen?«

»Bitte.«

Als der Personalchef das Papier ausführlich gelesen hatte, reichte er Felix demonstrativ die Hand und meinte: »Gratuliere, Ihnen scheint wirklich nichts zu fehlen.«

»Wußte ich schon lange.«

»Auf jeden Fall freue ich mich für Sie, daß Sie Glück gehabt haben.«

»Da war gar nicht soviel Glück dabei. Es stimmt nämlich nicht, daß diese Krankheit hauptsächlich bei Alternativmenschen auftaucht.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?« fragte der Personalchef.

»Mein Arzt«, antwortete Felix.

»Das mag möglich sein, trotzdem möchte ich Sie jetzt bitten, sich in Ihre neue Abteilung zu begeben.«

»Ich gehe schon.«

»Gut. Dann wünsche ich Ihnen dort viel Glück.«

»Danke.«

Beim Verlassen des Personalbüros grübelte Felix darüber nach, wieso dem Personalchef das Gespräch mit ihm peinlich wurde, fand aber für dessen Verhalten keine logische Erklärung.

In der Abteilung wurde Felix freundlich von seinen neuen Arbeitskollegen begrüßt. Abschnittsleiter Frehe meinte verunsichert zu ihm: »Sie fangen heute das Arbeiten an? Wir haben Sie gar nicht so schnell erwartet.«

»Ich hätte doch gestern schon anfangen sollen«, sagte Felix.

»Das weiß ich, aber ... waren Sie beim ...«

»Beim Arzt war ich.«

»Und wie ich sehe, sind Sie kerngesund?«

»Ja, das bin ich.«

»Na, dann will ich Ihnen mal Ihre Mitarbeiter vorstellen.«

»Darf ich Sie vorher noch etwas ganz anderes fragen?«

»Bitte sehr«, sagte der Abschnittsleiter Frehe.

»Läuft bei Ihnen während der gesamten Arbeitszeit Musik?« fragte Felix.

»Kennen Sie das nicht von Ihrer alten Firma?«

»Nein, da hatten die meisten zu Hause gearbeitet.«

»Wir halten nicht viel von Heimarbeit«, sagte Frehe. »Aber um kurz auf Ihre Frage einzugehen, Verhaltensforscher haben die beruhigende Wirkung von Musik herausgefunden, und ausgeglichene Mitarbeiter sorgen für eine Steigerung in der Arbeitsleistung. Mögen Sie keine Musik?«

»Doch.«

Anschließend bekam Felix seine Mitarbeiter vorgestellt. Neben Abschnittsleiter Frehe waren dies zwei junge Frauen. Eine hieß Singer, die andere Muck. Frau Muck wurde von Frehe beauftragt, Felix während der Einarbeitungszeit etwas unter die Arme zu greifen.

Anfangs waren die neuen Kolleginnen und Kollegen Felix gegenüber zurückhaltend, aber sie wirkten auf keinen Fall abweisend. Felix hatte im Gegensatz zur Firma Unionglas endlich das Gefühl, ernstgenommen zu werden. Das einzige, was ihm mißfiel, war seine Arbeit. Diese war stinklangweilig. Damit muß ich mich halt abfinden, von irgendetwas muß man ja leben, dachte Felix.

»Gefällt Ihnen Ihr Zimmer im Wohnheim?« wollte Frau Muck von Felix wissen.

»Ja, es geht.«

»Wollen Sie immer dort wohnen?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Wenn ich von einer Wohnung höre, gebe ich Ihnen Bescheid.«

»Das wäre nett.«

»Ist doch selbstverständlich.«

Mit Frau Muck, dachte Felix, werde ich wohl gut klarkommen. Um vier Uhr nachmittags war Felix' erster Arbeitstag vorbei. Da der Tag besser als erwartet verlief, sah Felix Anlaß genug, dieses Ereignis ein wenig zu begießen. Zwar bedauerte er es ein bißchen, in Regensburg keine Bekannten zu haben, und er deshalb mit sich allein einen heben mußte, aber mit der Zeit, meinte er, würde er auch Leute kennenlernen. Stolz, sein Leben in Zukunft allein meistern zu können, soff sich Felix im Brandlbräu die Hucke voll. Nach etlichen Bierchen und Schnäpschen passierte etwas, was bei Felix häufiger vorkam. Er wurde äußerst depressiv. Alkohol schien seine Stimmung meist negativ zu beeinflussen. Abgesehen davon, daß er am folgenden Tag meist Magenkrämpfe bekam. Seine starken Kopfschmerztabletten und der Alkohol vertrugen sich nicht miteinander. In seiner schlagartig miesen Stimmung dachte Felix: Was nützt es mir, mit dem Leben zurechtzukommen, wenn ich dabei allein bleiben werde, und ob das in der Firma gut weiterläuft, ist nicht gesagt. Vielleicht sind die Leute nur freundlich zu mir gewesen, weil es mein erster Arbeitstag war. Je mehr Felix nachdachte, umso finsterer erschien ihm seine Zukunft. Er verstrickte sich in Selbstmitleid. »Scheiße«, jammerte er, »warum bin ich kein Natürlicher? Wenn mich auf dieser Welt keiner will, warum hat man mich dann eigentlich gemacht? Ich bin bewußt und nicht zufällig entstanden wie manche Natürlichen, die es nur gibt, weil deren Eltern nicht aufgepaßt haben. Alles Scheiße. Bei Frauen habe ich auch keine Chancen.

Die Frau Muck ist zwar sehr nett, aber mehr als Quatschen wird bei ihr nicht drin sein.«

Die Sache mit den Frauen war zur Zeit Felix' größtes Problem. Es schien, als hätten die Frauen kein allzu großes Interesse an der alternativen Männlichkeit. Gut, es gab die alternativen Mädels, aber mit denen wollte er nicht viel zu tun haben. Noch dazu kam eine solche Frau für Felix nicht in Frage. »Wenn schon, dann muß es eine Echte sein«, war Felix' Standpunkt. Eine Beziehung zu einer Alternativen wäre seiner Meinung nach eine Verdoppelung der Widernatürlichkeit gewesen.

Die Frauen gingen Felix an diesem Abend nicht mehr aus dem Kopf. Lange Zeit überlegte er, den an der Donau stehenden Frauen einen Besuch abzustatten. Obwohl mit einer ärztlichen Bescheinigung ausgerüstet, hatte er Angst, sich dort wieder eine Abfuhr einzuhandeln. Als Ersatz beschäftigte er sich mit etlichen Bierchen.

Am nächsten Morgen plagten Felix heftige Magenkrämpfe. »Scheiße«, schimpfte Felix mit sich selbst, »am zweiten Arbeitstag gleich krank feiern, das wird sicherlich nicht gut gehen. Aber wenn ich mich hinschlepe, werden die Leute gleich merken, daß ich nicht fit bin. Vielleicht denken sie dann, daß ich doch diese seltsame Krankheit habe. Ich Arschloch, warum mußte ich auch so viel trinken?« Felix überlegte eine Weile und faßte dann den Entschluß, zur Arbeit zu gehen. »Wenn ich nicht hingehge und mich schon am zweiten Tag krank melde, könnten sie mich gleich als unzuverlässig einstufen«, war seine Einschätzung.

Äußerst mühsam bewegte sich Felix zu seiner Arbeitsstelle. Dort angekommen, war er erleichtert, daß ihm eine Ausrede auf die zu erwartende Frage nach seinem Gesundheitszustand eingefallen war.

Freundlich begrüßte ihn Frau Muck. Nach einigen Sekunden fragte sie besorgt: »Wie sehen Sie denn aus?«

»Ich habe starke Magenschmerzen«, antwortete Felix.

»Haben Sie das öfter?«

»Nein, ich habe gestern abend Fisch gegessen und nicht auf das Verfalldatum geschaut.«

»Das kann aber gefährlich werden. Warum sind Sie nicht gleich zu einem Arzt gegangen?«

»Ich wollte nicht, daß jemand denkt, daß ich schon am zweiten Tag blau mache.«

»So etwas Unvernünftiges. Sie gehen jetzt am besten sofort zum Arzt.«

»Das wird wieder gehen.«

In diesem Augenblick betrat Abschnittsleiter Frehe den Raum. Frau Muck nutzte die Gelegenheit und sprach diesen gleich an.

»Herr Frehe, stellen Sie sich vor, Herr Fischer hat gestern einen schlechten Fisch gegessen, er krümmt sich vor Schmerzen und hat Angst, zum Arzt zu gehen.«

»Aber wieso denn das?« fragte Frehe.

»Er hat Angst, wir würden denken, daß er blau macht«, sagte Frau Muck.

»Das gibt es nicht«, lachte Frehe und sprach zu Felix: »Herr Fischer, machen Sie sich bitte darüber keine Sorgen. Ich finde, es ist das beste für Sie, wenn Sie gleich zum Arzt gehen.«

»Das habe ich auch gesagt«, ergänzte Frau Muck, »ich will nicht mit ansehen, wie Sie vor meinen Augen dahinvegetieren.«

»Wenn ich jetzt gehe, was werden da die Leute vom Personalbüro denken?« fragte Felix.

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein, wenn ich mit denen rede, dann geht dies in Ordnung«, sagte Frehe.

»Aber schauen Sie, daß Sie zum Arzt gehen. Ich mag Sie nämlich lieber gesund als krank«, meinte Frau Muck.

»Ich ... ja, mach ich gleich.«

Kaum hatte Felix die Firma verlassen, war er unheimlich erleichtert. Nein, dachte er, die Arbeit hätte ich sicher nicht den ganzen Tag über durchgehalten. Um ähnliche Vorfälle zu vermeiden, nahm sich Felix vor, in Zukunft seinen Magen etwas mehr zu schonen. Dann überlegte er kurz, ob er nicht doch einen Arzt aufsuchen sollte, verwarf diesen Gedanken aber rasch. Schließlich war er nicht das erste Mal in solch einer Verfassung und wußte daher, daß morgen das erste überstanden sein mußte. Nur wiederholen, das war Felix klar, dürften sich diese Suffbeschwerden nicht mehr. Wenigstens nicht so schnell. Zu Hause in seinem Zimmer kochte er einen Kamillentee, schaltete das Radio an und verkroch sich in sein Bett.

Um sieben Uhr abends läutete das Telefon. Als Felix den Hörer abnahm, war er nicht schlecht überrascht, die Stimme von Frau Muck am anderen Ende der Leitung zu hören.

»Wie geht es Ihnen, was hat der Arzt gesagt?«

»Ist halb so schlimm.«

»Kann ich etwas für Sie tun? Nicht, daß Sie allein und hilflos in Ihrem Zimmer rumhängen.«

»Nein danke, es geht mir viel besser, und der Arzt hat gemeint, daß ich morgen wieder in Ordnung sein werde.«

»Dann haben Sie wahrscheinlich doch blau gemacht«, sagte Frau Muck.

»Nein, das stimmt nicht. Ich war wirklich krank.«

»Das habe ich heute vormittag selbst gesehen. Ich habe eben gerade nur einen Spaß gemacht.«

»Ach so.«

»Ja, wenn Sie morgen wieder fit sein werden, dann brauche ich mir keine Sorgen mehr zu machen.«

»Ist nicht nötig. Fand ich aber trotzdem nett, daß Sie angerufen haben. Danke«, sagte Felix.

»Dafür müssen Sie sich nicht großartig bedanken. Das habe ich gern getan.«

»Danke.«

»Sie sind ein hoffnungsloser Fall«, meinte Frau Muck lachend, »erholen Sie sich und übertreiben Sie es nicht mit dem ewigen Danke.«

»Ja...«

»Also machen Sie es gut, wir sehen uns dann morgen.«

»Machen Sie es auch gut, und noch einmal Dan...«

»Nicht schon wieder, tschüß bis morgen.«

Dieses Gespräch machte Felix konfus. Das erste Mal seit langer Zeit hatte er das Gefühl, jemandem ein wenig wichtig zu sein. Dann bedauerte er es, nur über einen alten Apparat und nicht über ein Bildtelefon zu verfügen. Er hätte es schön gefunden, Frau Muck auch sehen zu können. Felix ärgerte sich darüber, daß er während des Gesprächs mit Frau Muck unsicher war und hoffte, daß dies am anderen Ende der Leitung nicht bemerkt wurde. Jetzt ist jemand wirklich freundlich zu mir, dachte Felix, und ich Trottel reagiere unheimlich verkrampft. Wahrscheinlich muß ich mich erst daran gewöhnen, daß es jemand gut mit mir meint. Aber warum ist die Frau Muck eigentlich nett zu mir? Irgendwie schien es Felix schwer zu fallen, nicht in jedem Natürlichen einen Feind zu sehen, der ihm ans Leder wollte. Obwohl sich Felix öfter einredete, daß sein Alternativsein kein Problem bedeutete, mißtraute er häufig seiner optimistischen Sichtweise.

Am nächsten Morgen wurde Felix vom Abschnittsleiter Frehe begrüßt. Frotzelnd meinte dieser zu ihm: »Schön, daß Sie wieder gesund sind und das nächste Mal passen Sie ein bißchen besser auf, was Sie essen. Wäre doch schade um so einen jungen Menschen.«

»Ja, ja, mach ich«, antwortete Felix angespannt lächelnd. Dann war er sauer auf sich selbst. Er fühlte sich unfähig, auf alltägliche Freundlichkeiten locker zu reagieren. Am stärksten spürte er dies Frau Muck gegenüber. Je netter sie auf ihn wirkte, umso mehr verkrampfte er. Felix erschien es, als würde dies gegen seinen eigenen Willen geschehen. Warum kann ich mich nicht so verhalten, wie ich will? fragte er sich. Zum ersten Mal war Felix unsicher, ob die Kritiker des alternativen Lebens nicht doch mit der Behauptung recht hatten, »daß in den dortigen Produktionsstätten skrupellos am Alternativfötus herumexperimentiert wurde«. Bisher hatte er an solche Möglichkeiten nie geglaubt. Die zuständigen Wissenschaftler hatten immer erklärt, »bei der Alternativschöpfung gäbe es eindeutige gesetzliche Richtlinien«. Aber jetzt erschien Felix die Möglichkeit einer Verhaltensmanipulation gar nicht mehr unrealistisch. Warum, dachte Felix, soll dies nicht möglich sein, was nützen dagegen Gesetze. Wie oft sind schon Gesetze gebrochen worden. Warum sollte das nicht auch bei den für ihn verantwortlichen Wissenschaftlern der Fall sein. Vor allem, weil diese durch bestehende Vorschriften daran gehindert wurden, ihr Forschungsinteresse optimal auszuleben. Die Vorstellung, daß er vielleicht einem Biomediziner der Firma Kinderglück seine Macke verdankte, wollte Felix nicht wahrhaben. Wenn ich nicht aufpasse, dachte er, falle ich noch auf das doofe Gequatsche der Frauengewerkschaft herein. Sehr schnell hatte er eine Erklärung für sein Verhalten parat. Ist doch klar, daß ich so verkrampft bin. Bei den Erfahrungen, die ich bisher mit den Natürlichen gemacht habe, bin ich im Unbewußten diesen gegenüber mißtrauisch. Warum nicht? Es gibt zum Beispiel keine logische Erklärung dafür, warum Frau Muck freundlich zu mir ist. Auch mit dieser Überlegung konnte sich Felix nicht lange anfreunden. Wenn ich so an die Leute rangehe, ist das genauso Scheiße, dachte er. Dann kann ich nur zufrieden sein, wenn man sich mir gegenüber absolut fies verhält.

Da Felix mit seinen Überlegungen nicht weiterkam, versuchte er, sich durch Arbeit abzulenken, was bei seiner eintönigen Tätigkeit gar nicht einfach war. Weil Felix für seine Kollegin einen nachdenklichen Eindruck machte, fragte ihn Frau Muck: »Haben Sie Kummer?«



»Nein, wieso?«

»Sie machen mir heute einen bedrückten Eindruck.«

»Das sieht vielleicht nur so aus.«

»Oder wollen Sie mit mir nicht darüber reden?« fragte Frau Muck.

»Das stimmt nicht, ich habe nichts gegen Sie.«

»Das wäre ja ein Ding, ... habe ich nie vermutet. Aber manchmal gibt es halt Situationen, da möchte oder da kann man darüber mit keinem Menschen reden.«

»Sie haben recht, ich kann darüber nicht reden. Hängt aber auf keinen Fall mit Ihnen zusammen.«

»Jetzt fangen Sie schon wieder an, sich zu entschuldigen. Das ist nicht nötig.«

Lächelnd beendete Felix das Gespräch. Rücksichtsvoll vermied es Frau Muck, ihn an diesem Vormittag anzusprechen. Dies jedoch besorgte Frau Singer, mit der Felix bislang wenig zu tun hatte. »Werden die Alternativmenschen wirklich so stark benachteiligt, wie man dies öfter hört?« wollte sie von Felix wissen. »Nein, das ist alles nur dummes Gerede«, antwortete er und leistete dabei viel Verdrängungsarbeit.

Als Felix in der Mittagspause mit Frau Muck in der Betriebskantine zusammensaß, meinte sie zu ihm: »Die Singer ist manchmal total bescheuert.«

»Wie kommen Sie denn darauf?« fragte Felix.

»Hat es Sie nicht genervt, wie die vorher versucht hat, Sie auszufragen? Sowas von unsensibel.«

»Ich bin nicht empfindlich.«

»Aber ich könnte mich über so ein Verhalten aufregen.«

»Warum denn Sie?«

»Ich kenne mich da aus.«

»Sie sind doch echt, oder?«

»Natürlich.«

»Hätte mich schon gewundert.«

»Nein, ich bin in einem Club mit Alternativmenschen zusammen«, sagte Frau Muck.

»Ist das der Club der Retorten und ihrer Natürlichen Freunde?« fragte Felix.

»Der ist es nicht. Wir finden es nämlich doof, wenn man das Wort, mit dem man beschimpft wird, auch noch selbst übernimmt. Durch so eine Herangehensweise werden sicher keine Vorurteile abgebaut.«

»Das glaube ich auch.«

»Sie sind bisher in keiner Selbsthilfegruppe, oder täusche ich mich da?«

»Nein, Sie täuschen sich nicht.«

»Aus Prinzip?« fragte Frau Muck.

»Ich habe mir das bisher nicht überlegt«, sagte Felix. »Auf jeden Fall mit einem Club, der sich selbst Retorten nennt, möchte ich nichts zu tun haben.«

»Ach, es gibt jetzt noch die Retortenoffensive, die sind viel schlimmer. Aber zum Glück gibt es diese Sektierer nur in ein paar Städten.«

»Was wollen denn die?«

»Stell Dir vor ... Entschuldigung.«

»Mir ist das Sie nicht wichtig«, sagte Felix.

»Und ich finde das ewige Sie manchmal doof. Ich heiße Inge.«

»Ich Felix, aber was wollten Sie ...«

»Du.«

»Was wolltest du über die Retortenoffensive sagen?«

»Stell dir vor, die lassen in ihre Clubs keine Natürlichen rein.«

»Dann isolieren sie sich doch selbst.«

»Eben.«

»Und warum machen sie das?«

»Das ist mir auch zu hoch. Soviel wie ich mitbekommen habe, gehen sie davon aus, daß es einen Konflikt zwischen Natürlichen und Gezüchteten gibt. Nach ihren Vorstellungen sind wir beide praktisch Gegner.«

»So ein Quatsch«, sagte Felix.

»Finde ich auch.«

»Ich kapiere das nicht. Wir Alternativen sind eine Minderheit. Ohne die Natürlichen geht gar nichts. Wir brauchen euch doch.«

»Eben, es geht nur miteinander.«

»Das müßte jedem klar sein. Wie heißt überhaupt dein Club?«

»CDA.«

»Und was bedeutet das?«

»Club der Alternativen.«

»Das verstehe ich nicht, bei euch sind doch auch Natürliche mit dabei.«

»Das habe ich mir gleich gedacht, daß du dich da wundern wirst.«

»Wenn ich ehrlich bin, kapiere ich das nicht.«

»Weißt du, wir gehen davon aus, daß es in dieser kaputten Umwelt überhaupt keine echten und natürlichen Menschen mehr gibt. Eigentlich denke

ich mir, sind wir alle alternativ. Wir Natürlichen dürfen uns überhaupt nichts vormachen.«

»Meinst du?« fragte Felix.

»Findest du wohl komisch.«

»Nein ...«

»Aber?«

»Für mich ist das alles total neu. Ich höre davon heute das erste Mal.«

»Kannst ja einmal zu unserem Clubabend mitkommen.«

»Weiß nicht so richtig.«

»Komm einfach mit«, sagte Inge. »Nächsten Mittwoch treffen wir uns wieder.«

»Na ja, ... okay«, antwortete Felix.

»Weißt du was, du kommst am Mittwoch gleich nach der Arbeit mit zu mir zum Abendessen und danach gehen wir zusammen zum Clubabend.«

»Gut, ich komme mit.«

»Na also.«

»Ach Scheiße, es ist schon fünfzehn Minuten nach eins. Wir haben die Mittagspause überzogen.«

»Ja, wir haben uns ganz schön vollgequatscht.«

»Stimmt«, sagte Felix.

»Fand ich aber toll, mit dir intensiv zu quatschen«, sagte Inge.

»Ich auch, aber laß uns losgehen. Der Frehe wird wahrscheinlich schon ärgerlich auf uns sein.«

»Mach dir da keine Sorgen, den habe ich im Griff.«

»Das hoffe ich.«

Inge hatte recht. Als die beiden in ihre Abteilung zurückkamen, meinte ihr Abschnittsleiter leicht ironisch: »Ja, die Frau Muck mußte sicherlich ein wichtiges Gespräch führen.« »Jemand muß sich um den neuen Kollegen kümmern. Das wäre eigentlich Ihre Aufgabe«, entgegnete Frau Muck schnip-pisch. Charmant gestand ihr Frehe: »So einer jungen Frau wie Ihnen kann ich einfach nicht widersprechen. Auch finde ich es gut, wenn Sie und Herr Fischer sich etwas näher kommen«, worauf Frau Muck lächelnd bemerkte: »Was Sie schon wieder denken?« Blödsinn, dachte Felix, ich will gar nichts von der Frau. Sicher wird sie einen Freund haben. Obwohl, sympathisch finde ich sie schon. Aber das muß noch lange nichts bedeuten.

Zufrieden verließ Felix an diesem Tag seine Arbeitsstelle. In Inge schien er eine Freundin gewonnen zu haben. Das war viel wert. Eigentlich die erste

in seinem Leben. Frau Schildmann von der Klinik konnte er nicht mitrechnen. Damals war er noch ein Kind. Außerdem hatte ihn diese verarscht. Nein, die junge Ärztin von damals konnte keinem Vergleich mit Inge standhalten.

Felix freute sich auf Mittwochabend. Zwar würde er an diesem Tag lieber mit Inge allein ins Kino gehen, aber alles konnte er nicht gleich erwarten.

Zu Hause angekommen, traute Felix kaum seinen Augen. In seinem Postfach lag ein Brief von seinem alten Herrn. Ich glaub, ich spinne, dachte Felix und öffnete neugierig das Kuvert. »Lieber Felix«, stand da, »ich glaube, wir beide sind alt genug und deshalb meine ich, daß wir uns nicht streiten sollten. Wenn du willst, bist du mir zu Hause herzlich willkommen.« Einige Zeilen später begriff Felix den plötzlichen Sinneswandel seines Vaters. Dieser schrieb: »Lieber Felix, ich hätte noch eine kleine Bitte. Könntest du vielleicht das beiliegende Schriftstück unterschreiben? Es ist nur eine Formsache und hängt mit der Abwicklung von Mamas Tod zusammen.« Was soll da abgewickelt werden? dachte Felix und bemerkte, nachdem er das Schriftstück genau gelesen hatte, daß ihn sein Vater um den ihm gesetzlich zustehenden Pflichtteil der Erbschaft bringen wollte. Eigentlich hatte Felix nie mit einem Erbteil gerechnet. Er wollte nichts von denen, die ihn nicht wollten. Was Felix bei der ganzen Sache ärgerte, war die Tatsache, daß sein Vater versuchte, ihn freundlich und schleimig zugleich um seine Rechte zu bringen, obwohl er kein Geld erwartete, denn er fühlte sich zu stolz, um deshalb zu prozessieren. Doch ganz so leicht wollte er es seinem Vater nicht machen. Daher schickte er ihm einen sehr kurzen Brief, auf dem geschrieben stand: »Du denkst wohl, ich bin doof.« Felix gefiel es, seinen Vater wegen der Unterschrift zappeln zu lassen. Er war von ihm nicht mehr abhängig. Er fühlte sich selbständig.

Zwar selbständig, aber allein hockte Felix an diesem Abend auf seinem Zimmer. Obwohl er diesen Tag als sehr erfolgreich empfand, fühlte er sich verlassen. Als ihm wieder einmal die Decke auf den Kopf zu fallen schien, entschloß er sich, eine Kneipe aufzusuchen. Mit dem festen Vorsatz, nicht abzustürzen, begab sich Felix Richtung Brandlbräu. Nachdem Felix an einem leeren Tisch Platz genommen hatte, dachte er: Ist ja blöd, hier allein herumzuhocken, da hätte ich gleich zu Hause bleiben können. Nach etwa einer halben Stunde setzten sich drei Männer an seinen Tisch. Felix wollte

gerade gehen. Doch als er seinen Tischnachbarn beim Reden zuhörte, mußte er sich noch einen Halben bestellen. Aufgeregt diskutierten die drei die neuesten Meldungen, die es über die rätselhafte Immunkrankheit gab.

»Habt ihr gehört, daß sich herausgestellt haben soll, daß diese Krankheit nichts mit den Alternativen zu tun hat?« fragte einer der Männer.

»Aber daß die Krankheit durch Katzenkot entstanden ist, kann ich nicht glauben«, sagte ein anderer.

»Ich auch nicht, aber selbst wenn dies überhaupt nichts mit Retorten zu tun hätte, finde ich es unverantwortlich, daß diese Menschen weiter gemächt werden dürfen.«

»Du meinst, daß die gemeinnützigen Institutionen wieder eine Produktionsgenehmigung bekommen haben?«

»Ja.«

»Das finde ich auch eine bodenlose Frechheit.«

Ungefragt mischte sich Felix in das Gespräch ein und fragte den Vorredner: »Warum ist das eine Frechheit?«

»Ja, findest du nicht, daß die Alternativen etwas merkwürdig sind?«

»Aber diese Menschen leben genauso gern oder ungern wie wir.«

»Eben, dumm ist es halt, daß wir nicht genau wissen, wie und warum diese überhaupt entstanden sind.«

»Nur wegen deiner Neugier sollen sie nicht mehr leben dürfen?«

Nun mischte sich der dritte Mann, Felix ansprechend, in das Gespräch ein: »Dumm ist vor allem, daß man nie weiß, wie man sich solchen Menschen gegenüber verhalten soll.«

»Wieso?« fragte Felix.

»Jetzt tu nur so, als ob du wüßtest, wie man sich solchen Menschen gegenüber richtig verhält.«

»Nein«, sagte Felix, wurde sprachlos und fühlte sich beschißen. Hektisch verließ er das Brandlbräu. Felix machte sich anschließend Gedanken: Was wäre wohl gewesen, wenn die gewußt hätten, daß ich alternativ bin? Schnell verdrängte er diese Frage. Nein, darüber wollte er nicht nachdenken und zog es vor, stattdessen früh schlafen zu gehen.

Mitten in der Nacht schreckte Felix hoch, er hatte einen schlechten Traum gehabt. Es gab einen Abspritzbefehl gegenüber Alternativmenschen. Bei einer Straßenkontrolle wurde er von einem Mediziner nach seiner Zeugungsart gefragt. Nachdem er mit »Natürlich« antwortete, wurde er nach seinem Ausweis gefragt. Als der Arzt einen Blick auf das Papier gewor-

fen hatte, meinte er zu zwei herumstehenden Polizisten: »Mitnehmen«. Es fiel Felix schwer, nach diesem Traum noch einmal einzuschlafen. Warum, dachte er, war ich in dem Wirtshaus nur so feige und habe mich als einen Natürlichen ausgegeben? Er überlegte, ob er es sich manchmal nicht zu einfach machte, wenn er behauptete: »Ein Alternativer ist genauso ein Mensch wie jeder andere.«

Der Mittwoch war gekommen. An diesem Tag hatte sich Felix mit Inge für den Alternativclub verabredet.

Felix' Gefühle waren gemischt. Einerseits freute er sich darauf, gemeinsam mit seiner Arbeitskollegin etwas zu unternehmen. Andererseits hatte er Angst vor dem Zusammentreffen mit anderen Alternativen.

Diesen war er bisher aus dem Weg gegangen. Bevor er auf seine alternativen Kollegen treffen sollte, war er zum Abendessen bei Inge Muck verabredet.

Dort angekommen, fragte ihn Inge mehr aus Verlegenheit: »Gefällt dir überhaupt die Arbeit in unserer Firma?«

»Dir kann ich es ja sagen, ich finde sie langweilig.«

»Ich auch, mir würde zur Zeit aber nichts anderes einfallen, was ich machen könnte. Langfristig will ich mir etwas anderes suchen.«

Felix interessierte dieses Gespräch ziemlich wenig. Er wollte wissen – nicht unbedingt, weil er sich Hoffnungen ausrechnete – ob Inge einen festen Freund hatte. Aus diesem Grunde fragte er sie: »Sag einmal, wohnst du hier allein?«

»Ja. Meinst du, daß die Wohnung zu groß für mich ist?«

»Nein, ich wollte dich nur so fragen.«

Felix empfand es als angenehm, zu zweit mit Inge zusammensitzen. Doch er spürte, wie er verkrampfte und immer unfähiger für ein lockeres Gespräch wurde. Aus Angst, Inge könnte seine Unsicherheit bemerken, drängte er zum Aufbruch. »Inge, ich glaube, wir müssen bald los.«

»Kannst es wohl nicht mehr erwarten, bis wir dort sind.«

»Darum geht es nicht.«

»Du kommst mir etwas hektisch vor.«

»Sieht nur danach aus. Ich komme aus Prinzip nicht gern zu spät.«

»Wir haben zwar genügend Zeit, aber meinetwegen, laß uns losgehen.«

Als die beiden im Clubzimmer der Alternativen ankamen, stellte Inge rechthaberisch fest: »Siehst du, ich habe recht gehabt, wir sind viel zu früh hier.«

»Ja.«

»Komm, laß uns, bevor wir hier warten, spazierengehen.«

»Meinetwegen.«

Als Felix und Inge zurückkamen, hatte das Treffen schon begonnen. Acht Clubmitglieder waren anwesend. Mit den Worten: »Das ist Felix, er arbeitet bei mir in der Firma«, stellte Inge ihren Arbeitskollegen vor. »Endlich mal ein Neuer«, meinte ein Junge, der Kurt hieß, und fragte Felix: »Wie bist du denn?« worauf Inge mit »Alternativ« antwortete. »Warum ist das wichtig?« wollte Felix von dem Jungen wissen. Dieser verteidigte sich mit den Worten: »Eigentlich ist das egal, es wäre halt toll, wenn zu uns mehr Natürliche kämen.« »Hört sich fast an, als ob Alternative hier unerwünscht sind«, motzte Felix. »So war es nicht gemeint«, meldete sich nun Jürgen, ein fünfundzwanzigjähriger Student zu Wort. »Weißt du«, sagte er weiter zu Felix, »zur Integration gehören immer zwei Seiten, und bei uns im Club sind wir Natürlichen eindeutig in der Minderheit.«

»Und wer ist hier natürlich?« fragte Felix.

»Außer mir nur Inge«, sagte Jürgen.

»Dann ist es ja gut, daß ihr wenigstens noch da seid.«

»Soll ich das als Anmache verstehen?«

»Wie kommst du denn darauf?«

In diesem Moment griff Inge vermittelnd in das Gespräch ein.

»Jürgen, ich glaube, du verwechselst etwas. Der Felix hat mit der Retortenoffensive überhaupt nichts am Hut.«

»Hat sich aber fast danach angehört.«

»Scheinst einen ziemlichen Schiß vor denen zu haben«, meinte Inge.

»Nein, ich find nur, daß die einen nicht wieder gutzumachenden Schaden anrichten«, sagte Jürgen.

»Warum sollten diese Sektierer gefährlich sein?« fragte Felix. »Die nimmt, soviel ich gehört habe, keiner ernst.«

Betont freundlich wurde Felix von Jürgen erklärt: »Weißt du, die schaf-  
fen es, sich in den Vordergrund zu spielen. Ab einem gewissen Punkt geht es nicht mehr um Vorurteile euch gegenüber, sondern allein um die Frage, dürfen Alternative und Natürliche gemeinsam gegen Benachteiligungen vorgehen oder nicht. Inhalte spielen dabei keine Rolle mehr.«

»Dann begreife ich gar nicht, daß diese angeblich so ankommen«, meinte Felix.

»Weil sie hetzen«, sagte Inge.

»Sie behaupten zum Beispiel, daß in den Integrationsclubs nur wir Natürlichen das Sagen haben und daß die Alternativen sich uns anpassen«, sagte Jürgen.

»Weshalb sollten wir das?« fragte Felix.

»Die Retortentoffensive behauptet, daß ihr abhängig von Kontakten mit uns seid.«

»Sie gehen nach dem Motto vor: ›Wer nicht gegen uns ist, hat kein alternatives Bewußtsein und ist korrupt‹«, ergänzte Inge.

In diesem Moment unterbrach Angelika das Gespräch und forderte die Anwesenden auf, endlich über das eigentliche Thema des Abends, die rätselhafte Immunkrankheit, zu diskutieren. Dankbar griff Jürgen diesen Vorschlag auf. »Beispiellos ist bei der ganzen Sache, wie die berechtigte Angst der Bevölkerung vor Krankheit mißbraucht wird, um alte Vorurteile hochzukochen.«

»Gott sei Dank«, sagte Inge, »ist jetzt die Untersuchung auf dem Tisch, so daß nicht mehr den Alternativen die Schuld in die Schuhe geschoben werden kann.«

»Wer seine Vorurteile unbedingt behalten will«, stellte Jürgen skeptisch fest, »ignoriert einfach diese Ergebnisse.«

Einig waren sich die Anwesenden, daß die Gruppe eine Informationsschrift zu diesem Thema verfassen sollte. »Es ist notwendig, Aufklärungsarbeit zu leisten«, meinte Jürgen. Uneinigkeit herrschte bei der Frage, ob es zum jetzigen Zeitpunkt richtig sei, sich gegen eine neuerliche Produktion von Alternativmenschen auszusprechen. Angelika war der Meinung, daß die Bevölkerung nicht zwischen der geplanten Schaffung von neuen und schon lebenden Alternativen zu unterscheiden wisse. Sie befürchtete, daß eine Ablehnung von zukünftigen Alternativen zwangsläufig bestehende Vorurteile gegenüber schon lebenden verstärken würde.

Jürgen jedoch widersprach ihrem Standpunkt entschieden, indem er feststellte: »Ich will mich nicht von der Zucht- und Manipulationslobby benutzen lassen.«

Felix war vom Verlauf der Diskussion sehr überrascht. Er verstand nicht, daß jemand gegen Vorurteile ankämpfte, auf der anderen Seite allerdings selbst das Entstehen von Menschen wie ihn verhindern wollte. Nach anfänglichem Zögern äußerte er seine Bedenken und löste dadurch unter den Anwesenden eine heftige Diskussion aus.



»Du mußt begreifen«, sagte Jürgen, »daß bei solchen gemeinnützigen Centern in einem nicht zu verantwortbaren Maße manipuliert wird.«

»Damit sagst du eigentlich das, was Felix gesagt hat, nämlich daß es uns als manipulierte Wesen nicht geben soll«, meinte Angelika.

»Euch gibt es aber.«

»Was du bedauerst.«

»Blödsinn. Wenn das so wäre, wie du behauptest, wäre ich sicherlich nicht hier.«

»Da bin ich dir aber dankbar«, sagte Angelika.

»Das hoffe ich.«

»Hört auf«, mischte sich Inge ein. »Es gibt wohl einen Unterschied zwischen bestehendem Leben und dem Leben, das erst angesetzt werden soll, und du, Angelika, mußt zugeben, daß es sich als alternative Frau viel schlechter lebt.«

»Ich habe nie das Gegenteil behauptet.«

»Eben«, sagte Jürgen, »es kann nicht unsere Aufgabe sein, dafür einzutreten, daß es immer mehr Benachteiligte gibt.«

»Genau«, pflichtete ihm Norbert, ein alternativer Sozialhilfeempfänger, bei. Noch einmal brachte Felix seine Skepsis zum Ausdruck und wandte sich fragend an Inge:

»Du meinst also, daß du die Verhinderung werdender Alternativer von uns bestehenden auseinanderhalten kannst?«

»Klar. Weißt du, Felix, du bist für mich konkret. Mit dir kann ich reden. Dich kann ich anfassen. Was bedeutet im Gegensatz zu dir so ein anonymer Gen-Cocktail?«

»Da kann ich nichts mehr dagegen sagen.«

Weil der Abend fortgeschritten war, drängte Jürgen auf baldigen Aufbruch.

Doch Angelika brachte nochmals Unruhe in die Runde: »Ich hätte noch zwei Fragen. Wann wollen wir das mit der Broschüre denn in Angriff nehmen?«

»Ich würde sagen, Inge und ich setzen uns mal am Wochenende zusammen und erarbeiten Vorschläge«, antwortete Jürgen.

»Finde ich gut«, sagte Norbert.

»Wir können dann den Entwurf nächste Woche besprechen.«

»Da bin ich dagegen«, sagte Angelika.

»Wieso?« fragte Norbert.

»So wie ich das hier bei uns erlebe, scheint schon etwas von den Vorwürfen der Retortenoffensive wahr zu sein.«

»Kannst du mal konkreter werden?« fragte Inge.

»Na, du und vor allen Dingen Jürgen spielen sich so selbstverständlich als unsere Stellvertreter auf. Alles, was gemacht werden muß, erledigt ihr für uns.«

»Sonst macht es ja keiner«, sagte Jürgen.

»Weil du dich vordrängelst.«

»Gut, ich mache das mit dem Heft nicht, mach du es.«

»Das habe ich damit gar nicht gemeint.«

»Nur kritisieren ist dir wohl lieber.«

»Ist mir egal, was du von mir denkst«, sagte Angelika zu Jürgen.

»Angelika, was hältst du davon, wollen wir beide uns mal wegen der Informationsschrift zusammensetzen?« fragte Inge.

»Meinetwegen.«

»Okay, aber du wolltest vorher noch etwas anderes sagen.«

»So, wie der Jürgen zur Zeit drauf ist, traue ich mich das gar nicht mehr zu fragen.«

»Sag doch.«

»Bist ja sonst nicht ängstlich«, meinte Jürgen.

»Ich wollte nur wissen«, sagte Angelika, »ob jemand am Samstag mit zu dem Streitgespräch geht.«

»Wo ist das überhaupt?« fragte Norbert.

»Im liberalen Zentrum.«

»Ich finde es dumm, daß sich der Weißhaupt auf eine solche Diskussion eingelassen hat«, sagte Jürgen.

»Wer ist denn der Weißhaupt?« fragte Felix.

»Ein liberaler Ethik-Professor«, antwortete Jürgen.

»Und um was geht es?« fragte Felix weiter.

»Es gibt ein Streitgespräch zwischen Weißhaupt und Zülcke«, sagte Angelika.

»Ist das der Alternativchirurg?«

»Nein«, sagte Inge, »sein Sohn oder wie du das nennen willst. Der gilt als einer der Sprecher der Retortenoffensive.«

»Haben die Krach miteinander?«

»Schon lange. Spannend find ich, wenn sie sich in Artikeln gegenseitig anmachen«, sagte Angelika.

»Ich befürchte jedenfalls«, meinte Jürgen, »daß wir die Retortenoffensive durch einen Besuch nur aufwerten würden.«

»Ich glaube, du überschätzt uns da enorm. Ob wir hingehen oder nicht, interessiert keinen.«

»Trotzdem denke ich, daß das Gespräch nichts bringt. Das Thema allein zeigt doch, daß es dem Zülcke nur um Provokation geht.«

»Genau,« ergänzte Norbert.

»Wie heißt denn das Thema?« fragte Felix.

»Gibt es einen grundsätzlichen Konflikt zwischen gezüchteten und natürlichen Menschen?« sagte Inge. »Hast du etwa Lust, dort hinzugehen?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Was versprichst du dir denn davon?« fragte Jürgen.

»Jetzt hör doch auf«, sagte Angelika, »auf Felix einzureden. Der wird es sich wohl selber aussuchen dürfen, ob er dort hingeht. Oder muß er dich vorher um eine Erlaubnis bitten?«

Ironisch erwiderte Jürgen: »Klar muß er mich, den bösen Natürlichen, der euch bevormundet, vorher fragen.«

Jetzt hatte Inge von dem Gezänk der beiden die Schnauze voll. »Wißt ihr«, sagte sie, »viel zu besprechen scheinen wir nicht mehr zu haben, und Lust, mir eure gegenseitige Anmache anzuhören, habe ich keine mehr. Ich meine, wir sollten den heutigen Abend beschließen.«

Nachdem die anderen Inges Vorschlag bejahten, flüsterte Inge leise zu Felix: »Komm, laß uns schnell in eine Kneipe gehen, bevor die anderen mitwollen.« Ohne ein Wort zu sagen, schloß sich Felix ihr an. In einer Kneipe angekommen, fragte er Inge: »Was hast du dagegen gehabt, daß die anderen mitkommen?«

»Ich habe keine Lust mehr, mir die Streitereien von Jürgen und Angelika anzuhören. Außerdem wollte ich mich hier mit Daniel treffen. Der müßte jeden Augenblick aufkreuzen.«

»Wer ist das?«

»Mein Freund.«

»Ich möchte euch beide aber echt nicht stören.«

»Du störst nicht. Im Gegenteil, Daniel möchte dich kennenlernen.«

»Wenn doch, dann könntest du es ruhig sagen.«

»Was du dir alles einbildest. Aber sag mal, interessierst du dich wirklich für das Streitgespräch?« fragte Inge.

»Ich wäre halt darauf gespannt, was der Zülcke so alles daherredet.«

»Hast du von dem mal was gelesen?«

»Du weißt doch, daß ich von der Retortenoffensive das erste Mal von dir gehört habe«, sagte Felix.

»Mich wundert nur, warum dich dieser Typ interessiert.«

»Der alte Zülcke hat mich unter seinem Messer gehabt. Siehst du die Narbe auf der Stirn, die kommt von der Operation. Die chronischen Kopfschmerzen habe ich auch seit dieser Zeit.«

In diesem Moment kam ein etwa dreißigjähriger Mann mit dunklen Haaren und Lederjacke herein. Daran war ein Anstecker mit der Aufschrift »Rettet die Natürlichen« befestigt. Lässig ging dieser in Richtung Inge. Dort angekommen, fing er an, ohne Felix eines Blickes zu würdigen, Inge heftig und ausdauernd zu begrüßen. Scheiße, das muß wohl der Daniel sein, durchzuckte es Felix. Zwar hatte er sich bei Inge nie Hoffnungen gemacht, theoretisch hatte er ihr sogar einen Freund zugebilligt. Doch als er die beiden vor seinen Augen erlebte, schmerzte ihn dies. Obwohl es ihm eigentlich egal war. Nachdem Daniel mit Inge fertig war, wandte er sich Felix zu.

»Du bist der Felix?« fragte er.

»Ja.«

»Daniel«, sagte Inge, »stell dir mal vor, der Felix ist von dem alten Zülcke operiert worden.«

»Ehrlich?«

»Ja.«

»Soviel ich gehört habe, muß der alte Zülcke ein ziemliches Schwein sein«, sagte Daniel.

»Wahrscheinlich ist deshalb sein Katalogbub dermaßen fanatisch«, fügte Inge hinzu.

»Ich bin auch ein Katalogbub. Warum sagst du das so abwertend?« fragte Felix.

»War nicht so gemeint. Ich wollte dich auf keinen Fall verletzen.«

»Das weiß ich.«

»Erzähl mal, Felix, wie war es damals, als dich der Zülcke operiert hat?« fragte Daniel.

»Das ist lange her.«

»Egal, sag schon, wie war es?«

»Ist nicht wichtig.«

»Erzählst wohl nicht gern?«

»Nein.«

»Entschuldigung.«

»Das habe ich früher auch immer gemacht.«

»Was?« fragte Daniel.

»Mich entschuldigt, wenn ich unsicher war«, sagte Felix.

»Das stimmt«, meinte Inge, »bis vor ein paar Tagen hat sich Felix bei mir laufend entschuldigt.«

»Ich bin aber nicht unsicher«, sagte Daniel.

»Ist mir auch egal.«

»Was habt ihr beide nur?« fragte Inge. »Irgendwie habe ich das Gefühl, es liegt Krach in der Luft.«

»Felix, paßt dir etwas an mir nicht?«

»Nur deine Plakette stört mich.«

»Warum?«

»Der Daniel ist Mitglied bei der DGAO«, sagte Inge.

»Mußt nicht für mich sprechen, reden kann ich selber.«

»Empfindlich bist du überhaupt nicht, oder?«

»Ist mir egal, was du denkst.«

»Hoffentlich.«

»Was heißt eigentlich DGAO?« fragte Felix.

»Die Grünen, Aufbauorganisation. Die Grünen waren im vorigen Jahrhundert mal eine progressive Protestpartei«, sagte Daniel.

»Dakann man durchaus unterschiedlicher Meinung sein«, bemerkte Inge.

»Komm, hör auf. Du hast dich nie damit beschäftigt.«

»Denkst du.«

»Auf jeden Fall gibt es die Partei nicht mehr und wir wollen sie wieder ins Leben rufen.«

»Glaubst du, das bringt etwas?« fragte Felix.

»Ja, sonst wird bald die ganze Welt künstlich und alternativ.«

»Deshalb trägst du diese seltsame Plakette ›Rettet die Natürlichen?«

»Paßt dir wohl nicht?«

»Nein.«

»Und warum?«

»Weil es sich fast so anhört, als gehörte euch Natürlichen die ganze Welt.«

»Aber ohne uns läuft wirklich nichts«, sagte Daniel.

»Und wir Alternativen sind nach euren Vorstellungen Menschen zweiter Klasse.«

»Das bildest du dir nur ein.«

»Du hast gerade gesagt, daß man aufpassen muß, daß nicht zuviel alternative Menschen entstehen, und ich bin alternativ.«

»Quatsch.«

»Also ich finde, an dem, was der Felix sagt, ist schon was dran«, meinte Inge.

»Mensch, Inge«, sagte Daniel, »überleg doch mal. Früher war man auch gegen den Krebs und deshalb hat man noch lange nicht etwas gegen Krebskranke gehabt.«

»Stimmt, die hat man durch die Sterbehilfe erlöst.«

»Du redest für mich totalen Stuß. Frag mal den Felix, ob er nicht, wenn er könnte, lieber natürlich wäre. Das wärest du doch lieber, Felix, oder?

»Ich glaube schon.«

»Na also.«

»Ich versteh nicht«, sagte Inge, »was das soll, wenn du Felix etwas fragst, was er sich nie aussuchen konnte und wo er nie vor eine solche Alternative gestellt werden wird.«

»Du redest für mich nur dummes Zeug, weil du es nicht erträgst, Unrecht zu haben.«

»Jetzt drehst du wohl durch.«

»Ich glaube, ich gehe, ich will mich nicht in euren Streit einmischen«, sagte Felix.

»Meinetwegen kannst du ruhig hierbleiben«, sagte Inge. »Du störst mich nicht. Mit dir kann ich wenigstens reden.«

»Mit mir wohl nicht?« fragte Daniel.

»Das kannst du nehmen, wie du willst.«

»Ich glaube, ich gehe jetzt«, wiederholte sich Felix.

»Bleib ruhig noch ein wenig«, sagte Inge.

»Ich weiß nicht.«

»Komm, stell dich nicht so an.«

»Laß doch den Felix weggehen, wann er will«, bemerkte Daniel.

»Du bist unmöglich«, sagte Inge.

»Ich gehe jetzt auf jeden Fall, bin plötzlich müde geworden.«

»Gib doch zu, daß wir dich nerven«, sagte Inge.

»Etwas schon.«

»Tschüß, Felix«, sagte Daniel.

Als Felix das Lokal verlassen hatte, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Der Abend machte ihm sehr zu schaffen. Schon lange hatte er nicht mehr soviel geredet wie heute. Daniel reizte ihn zum Diskutieren. Wobei er nicht wußte, ob es an dessen Art oder an der Tatsache lag, daß er Inges Freund war. Auf jeden Fall fand er Inges Verhalten mehr als in Ordnung. Schließlich gab sie nicht automatisch ihrem Typen recht. Schade, daß bei der nicht mehr als eine Bekanntschaft drin ist, dachte Felix wehmütig. Da in seinem Kopf die wirrsten Gedanken kreisten, ging Felix zum ersten Mal in seinem Leben in eine Disco. Er konnte nicht tanzen und begnügte sich damit, den anderen zuzuschauen. Die laute Musik jedoch schien ihn nicht besonders abzulenken. Er mußte noch immer an den heutigen Abend denken. Kaum hatte es Felix geschafft, Abstand zu gewinnen, wurde er plötzlich durch ein Lied hochgeschreckt. Sofort war er wieder beim Thema. Der Text des Songs verletzte und empörte ihn zugleich. Über den Lautsprecher bekam er zu hören: »Retortenmensch, was willst Du nur? Computer im Hirn, Ketchup im Blut, nein, nein, das gibt nur böses Blut.« Fluchtartig verließ Felix daraufhin die Disco. Innerlich aufgewühlt, stattete er dem Brandlbräu einen Besuch ab. Sauerei, daß die so etwas singen dürfen, schimpfte er bei seinem ersten Glas Bier still vor sich hin. Dann fiel ihm ein, daß es nicht das erste Mal war, daß er dieses Lied gehört hatte. Bisher übergang er immer die unangenehmen Textpassagen. Das kann kein Zufall sein, dachte Felix. Ich Trottel wollte so sein wie die anderen. Aber solange die Leute dermaßen beschissen denken und solche Lieder singen, wird mir dies nie gelingen. Es hat keinen Sinn, ich muß endlich zugeben, daß ich anders bin als die Natürlichen, wenigstens von denen anders gesehen werde. Selbst wenn mich die vom Kinderglück manipuliert hätten. Ich merke es gar nicht. Warum soll ich mich mein Leben lang damit abfinden, weniger wert zu sein? Felix war verzweifelt und hatte das starke Bedürfnis, mit jemandem zu sprechen. Ja, wenn die Inge hier wäre, die würde mich sicher verstehen, dachte Felix. Einen Moment überlegte er, sie anzurufen, verwarf diesen Gedanken jedoch schnell, weil er befürchtete: Die hat mit Daniel wichtigeres zu tun und würde sicher sauer sein, wenn ich sie noch so spät anrufe. Je mehr er sich vorstellte, was Inge und Daniel zusammen trieben, umso stärker fühlte er sich von der Donau angezogen. Als er eine Weile über sein Vorhaben nachdachte, war ihm klar: »Einmal muß ich diese Erfahrung ja machen«, und er begab sich nach dem letzten Bier in das sündige Viertel.

Dort ging er verunsichert auf eine ungefähr dreißigjährige Frau zu.

»Du bist wohl scharf, Kleiner?« meinte diese einladend.

»Wieviel kostet es denn?« fragte Felix.

»Kommt drauf an, was du willst. Einfach hundertfünfzig, bei Sonderwünschen gibt es nach oben keine Grenzen.«

»Einfach.«

»Hast recht, spar lieber ein wenig. Kannst mir noch schnell deinen Ausweis geben?«

»Aber es hat sich doch herausgestellt, daß die Seuche von den Katzen kommt.«

»Ach, komm.«

»Es stimmt, wissen Sie das nicht?«

»Ich glaub dir, Schätzchen, zeigst mir aber trotzdem deinen Ausweis.«

Wortlos gab ihr Felix den Personalausweis. Um weitere Fragen zu vermeiden, legte er seine ärztliche Unbedenklichkeitsbescheinigung dazu.

»Hab ich gleich auf den ersten Blick gemerkt, daß du gesund bist«, meinte die Frau und führte Felix auf ihr Zimmer. Als Felix gezahlt hatte, forderte sie ihn auf: »Du kannst dich jetzt ausziehen.« Verlegen entledigte sich Felix seiner Wäsche. Neugierig beobachtete er die Frau. Diese schien sein Blick zu nerven, daher sagte sie provokativ zu Felix: »Hast wohl noch nie eine nackte Frau gesehen?« »Doch, doch«, entgegnete Felix. Als die Frau ausgezogen war, ging sie Felix mit der Hand zwischen die Beine und nach ein paar Minuten war es mit seiner Männlichkeit vorbei.

»So, da haben wir's«, meinte sie, den Vorgang abschließend.

»Aber wir haben doch noch nicht einmal ... «

»Liebchen, da kann ich wirklich nichts dafür, wenn du so schnell kommst.«

»Ich habe gar nichts mitbekommen«, sagte Felix.

»Du mußt halt ruhiger werden. Aber denk dir nichts, die Natürlichen stellen sich beim ersten Mal oft genauso an.«

»Können wir es nicht noch einmal probieren?«

»Meinetwegen, aber wenn du nochmals üben willst, mußt du schon zwei Scheine drauflegen.«

»Das kann ich nicht.«

»Dann besuchst mich ein anderes Mal. Man muß ja nicht gleich alles haben.«

Nachdem Felix sich rasch angezogen hatte und sich zügig entfernen wollte, rief ihm die Frau nach: »Wenn du wieder bei mir vorbeischaust,



würde mich das sehr freuen. Kannst deinen Kumpels sagen, ich habe nichts gegen euch.«

Das hat es ja gebracht, dachte Felix selbstironisch. »Die hundertfünfzig Mark hätte ich besser anlegen können.«

Fast bis zum frühen Morgen mußte er über diesen verrückten Abend nachdenken. Die hundertfünfzig Mark, die er aus dem Fenster geschmissen hatte, fehlten ihm zwar, doch empfand er dies nicht als besonders tragisch. Er hatte eine Erfahrung mehr gemacht und daraus gelernt, daß sich solche Besuche nicht lohnten. Der Clubabend und das anschließende Gespräch mit Daniel beschäftigten ihn wesentlich mehr. Da war in ihm aufgewühlt worden, was er bisher nicht wahrhaben wollte. Zwar gestand er sich ein, beim ersten Mal nicht alles beurteilen zu können. Jedoch war ihm aufgefallen, daß den ganzen Abend Jürgen und Inge geredet hatten. Zwei Natürliche also. Ganz so falsch, dachte Felix, scheinen die Leute von der Retortenoffensive nicht zu liegen, wenn sie behaupten, daß die Natürlichen selbstverständlich die Interessen von Alternativen bestimmen und diese sich in der Regel an die Natürlichen anpassen. Nur Angelika schien bei Inges Club eine Ausnahme zu sein. Und ich, dachte Felix selbstkritisch weiter, hänge ziemlich an Inge. Aber das ist bei mir etwas anderes, versuchte er sich gleich zu beruhigen. Ich hänge ja nur an ihr, weil ich niemand anderen habe. Dann fiel ihm die Frage von Inges Freund ein: »Ob er, wenn er könnte, nicht doch gern natürlich wäre?« Im Nachhinein ärgerte es Felix, diesem Recht gegeben zu haben. Je mehr er nachdachte, wurde ihm klar, daß er zwar natürlich sein wollte, aber nur deshalb, um seine Ruhe zu haben. Nicht etwa, weil er selbst sein Alternativsein negativ empfand. Ja, dies, dachte Felix, hätte ich Daniel antworten sollen, aber wahrscheinlich hätte der es nicht kapiert. Eines nahm sich Felix vor, bevor er einschlief, am Samstag wollte er auf jeden Fall zu dem Streitgespräch gehen, selbst wenn dies der Inge nicht passen würde. Dabei bemerkte er, wie wichtig ihm diese während der kurzen Zeit, in der er sie kannte, geworden war. Aber vielleicht, hoffte Felix, würde sie auch mitkommen. Ausreden lassen jedoch wollte er sich sein Vorhaben von ihr auf keinen Fall.

Am nächsten Tag in der Mittagspause fragte er Inge, wesentlich selbstbewußter als sonst: »Kommst du am Samstag mit?«

»Du willst also dorthin?«

»Ja, ich habe mich dazu entschieden.«

»Was versprichst du dir davon?« fragte Inge.

»Nichts.«

»Und warum gehst du dann überhaupt hin?«

»Mich interessiert der Zülcke«, sagte Felix.

»Nur weil dich sein Alter operiert hat?« fragte Inge.

»Nein, ich möchte das, was die Retortenoffensive vertritt, einmal von denen selbst hören.«

»Manche ihrer Thesen scheinen dich angeknackst zu haben.«

»Ja, aber ich habe keine Lust, mich deshalb bei dir zu rechtfertigen.«

»Sag mal, spinnst du?«

»Ich habe das Gefühl, wenn ich hingehe, daß dir das nicht recht ist.«

»Unfug, was sollte ich dagegen haben?« fragte Inge.

»Ich habe mir das halt nur gedacht.«

»Du kommst mir heute ganz anders vor als sonst. Habe ich dir etwas getan?«

»Nein.«

»Dann bin ich ja erleichtert. Ich dachte schon.«

»Hast dich gestern mit Daniel wieder verstanden?« fragte Felix.

»Später schon, aber oft geht er mir auf den Wecker. In manchen Punkten sind wir beide sehr unterschiedlich. Übrigens fand ich das, was du gestern gesagt hast, sehr interessant.«

»Was meinst du damit?«

»Ja«, sagte Inge, »daß es widersprüchlich ist, nichts gegen euch zu haben und auf der anderen Seite jedoch dafür einzutreten, daß es so etwas wie euch nicht mehr gibt.«

»Ich habe mir das vorher gar nicht überlegt. Es fiel mir gestern spontan ein.«

»Finde ich aber wichtig.«

»Das ist der ausschlaggebende Punkt, weswegen ich zu dem Streitgespräch gehen will.«

»Weißt was?«

»Nein.«

»Ich geh am Samstag mit«, sagte Inge.

»Du?«

»Ja ich, hast du etwas dagegen?«

»Nein, wie kommst du darauf?«

»Weil du so skeptisch guckst.«

»Mich wundert«, sagte Felix, »daß dich die Retortenoffensive auch interessiert.«

»Ich gehe mehr wegen des Weißhaupt hin.«

»Ach so.«

»Ich hole dich am Samstag bei dir ab und wir gehen zusammen hin«, schlug Inge vor.

»Muß nicht sein, bei mir im Wohnheim ist es nicht besonders gemütlich«, sagte Felix.

»Dann kommst du zu mir.«

»Meinst du?«

»Der Daniel ist nicht da.«

»Daran habe ich nicht gedacht.«

»Ich aber. Der ist das ganze Wochenende nicht da.«

»Gut, ich schaue vorbei.«

»Gegen sechs.«

»Ja.«

»Warst du gestern, als du von uns weggegangen bist, noch auf Tour?« fragte Inge.

»Wie kommst du denn darauf?«

»Nur so.«

»Nein, ich bin gleich schlafen gegangen«, sagte Felix.

Relativ spät ging Felix am kommenden Samstag zu Inge. Aus Angst, ihr gegenüber wieder unsicher zu werden, wollte er nicht zu lange mit ihr allein sein. »Du kommst aber früh«, wurde er ironisch von Inge empfangen. »Tut mir leid, ich habe mich in der Uhrzeit verschätzt«, entgegnete Felix entschuldigend.

»Ist nur schade, daß wir nicht mehr zu Abend essen können.«

»Finde ich auch.«

»Oder wir gehen etwas später hin?«

»Nein, ich will pünktlich sein«, sagte Felix.

»Du mit deiner Pünktlichkeit. Gut, laß uns losgehen.«

Im liberalen Zentrum waren etwa fünfzig Zuhörer anwesend. Darunter auch Angelika.

»Habe mir fast gedacht, dich hier zu treffen«, begrüßte Angelika Felix und sich an Inge wendend meinte sie: »Aber dich habe ich hier nicht erwartet«, worauf sich diese verteidigte.

»Warum soll ich nicht hier vorbeischaun, es gibt ja aufgeschlossene Natürliche.«

»Überrascht mich trotzdem.«

Zehn Minuten später eröffnete der Diskussionsleiter die Veranstaltung. Zuerst stellte er die beiden Streithähne Richard Weißhaupt, liberaler Ethik-Professor, und Michael Zülcke, einer der Sprecher der Retortenoffensive, vor. Das Publikum sollte erst nach einiger Zeit in die Diskussion einbezogen werden. Michael Zülcke, der auf Felix zunächst einen aalglatten Eindruck machte, eröffnete durch provokative Thesen das Gespräch. Unter anderem behauptete er folgendes:

»Erstens: Das Verhältnis zwischen Natürlichen und Alternativen ist geprägt von moralischer Verlogenheit. Banalitäten werden dabei philosophisch verklärt dargestellt, zum Beispiel, wenn am Tag des Alternativen Mitmenschen Herr Weißhaupt erklärt: ›Zum Zusammensein ist das Zusammenleben nötig.«

Zweitens: Wir Alternativen passen nicht in die Wertvorstellungen der Natürlichen. Natürliche Festredner drücken dies durch die Blume so aus: ›Wir müssen den alternativen Mitmenschen das Gefühl geben, daß sie gebraucht werden«, womit sie deutlich machen, daß wir in der Regel unnützlich sind.

Drittens: Selbst diejenigen, die scheinbar keine Vorurteile gegen uns haben, lehnen uns ab und verachten uns. Dies jedoch wollen sie vor sich selbst nicht wahrhaben. Deshalb drängen sie sich uns als Partner auf und organisieren in den Clubs, die sie für uns geschaffen haben, unsere Integration und unsere Anpassung an sie.

Viertens: Es gibt einen grundsätzlichen Konflikt zwischen Natürlichen und Alternativen, der offengelegt werden muß.

Fünftens: Das Ziel der Natürlichen ist die Ausrottung von uns Alternativen. Selbst wenn sie dies hinter ihrem Wohltätigkeitsgetue zu verbergen suchen, und dies, da viele Alternative sich ängstlich um jeden Preis an sie anpassen, noch nicht wahrhaben können.

Sechstens: Die Natürlichen sind die Nachfolger der Normalen von früher. So wie die Normalität Herrschaft ausübte, indem sie Andersartigkeiten durch ihre Ideologie zuerst aussonderte, um sie später für immer zu verhindern, betreibt die herrschende Natürlichkeit eine Ideologie der Ausrottung uns gegenüber. Zuerst wollen sie neues werdendes, alternatives Leben verhindern und dann gehen sie uns existierenden Alternativen an

den Kragen. »Das Übel bekämpfen«, nennen sie das. Genauso wie früher die Normalen zuerst Behinderungen den Kampf angesagt haben, um im Anschluß daran die Krüppel selbst zu besiegen. Natürlich human und fürsorglich. Bei diesem Thema fühlen sich einige Natürliche heute ungeheuer menschlich, weil sie ein paar Krüppel am Leben lassen und sie in Schwere- losigkeitscentern weit von sich wegschießen.

Siebtens: Um eine solche Wiederholung der Geschichte zu vermeiden, gibt es nur einen Weg. Der Konflikt zwischen den Natürlichen und uns Alternativen muß offengelegt werden. Erst so kann das ganze Ausmaß der Verachtung, die uns entgegengebracht wird, deutlich gemacht werden. Nur wenn das Trennende akzeptiert wird, können spätere Gemeinsamkeiten gefunden werden, wenn überhaupt. Hintertreppenrassismus jedenfalls, wie er in den Clubs von Natürlichen und Alternativen betrieben wird, bringt uns keinen Schritt weiter. Im Gegenteil. Danke schön.«

Nachdem Michael Zülcke seine ausgedehnte Provokation beendet hatte, meldeten sich einige Zuhörer empört zu Wort. Doch dabei wurden sie von dem Diskussionsleiter gebremst. »Bitte«, meinte dieser salopp, »hebt euch eure Kritik für später auf. Zuerst sollte Herr Richard Weißhaupt die Möglichkeit zur Entgegnung gegeben werden.«

»Was hältst du davon?« wollte Inge im Flüsterton von Felix wissen.

»Etwas abstrakt, ich glaube aber, ganz falsch liegt er nicht.«

»Da bin ich anderer Meinung.«

»Dies ist auch natürlich«, sagte Felix.

»Mal hören, was der Weißhaupt dazu sagt.«

Für Felix ziemlich arrogant, eröffnete Weißhaupt den Disput, indem er zu Zülcke meinte: »Sie tun gerade so, oder anders ausgedrückt, ich habe bei Ihren Ausführungen den Eindruck, daß für Sie Natürlichkeit an sich schon verachtenswert ist. Ist es denn unheimlich erstrebenswert, alternativ zu sein?«

»Sie haben mich falsch verstanden«, sagte Michael Zülcke. »Schlimm finde ich nicht, daß Sie ein gutaussehender, freundlich wirkender Mann sind ...«

»Danke. Was ist so verwerflich an mir?« fragte Weißhaupt.

»Schlimm empfinde ich, daß in unserer Gesellschaft Ihre Natürlichkeit, Ihre natürliche Zeugung als absolut erstrebenswert dargestellt wird, alternative Abweichungen jedoch verachtet werden. Existieren sollen nach der

gesunden und natürlichen Volksmeinung jedoch nur für kurze Zeit diejenigen Alternativen, die zur Anpassung fähig und bereit sind.«

»Ehrlich gesagt, fühle ich mich zwar geschmeichelt, daß Sie mein Äußeres für erstrebenswert halten. Doch würde ich mich, obwohl ich die gesellschaftlichen Kriterien von Natürlichkeit sicher stärker als Sie erfülle, nicht als natürlich betrachten. Wer ist denn in dieser Welt eigentlich noch natürlich? Selbst wenn ich es mir genau überlege, fällt mir niemand ein, der Ihre Vorstellungen von Natürlichkeit erfüllt«, führte Weißhaupt aus.

»Dies ist unwichtig.«

»Es ist Ihnen gleichgültig, ob Ihr Feindbild überhaupt existiert?«

»Weit über neunzig Prozent der Bevölkerung gelten als natürlich und Sie haben selbstverständlich nichts dagegen. Es ist gar nicht nötig, ein genaues Bild der Natürlichkeit zu entwickeln. Die Natürlichkeit bestimmt sich durch Ausgrenzung. Davon betroffen ist mittlerweile schon jemand, der zwar natürlich geboren, jedoch nicht natürlich gevögelt wurde. Was Natürlichkeit bedeutet, ist unwichtig. Wenn festgestellt wird, was wider-natürlich ist, ist es nicht mehr nötig, den natürlichen Menschen zu konkretisieren oder zu personalisieren«, sagte Michael Zülcke.

»Auch ich bin gegen Ausgrenzung, meine aber, daß Ihr Feindbild Natürlich contra Alternativ zu kurz greift. Persönlich kann ich Sie zwar gut verstehen, doch denke ich, daß vorrangig die gesellschaftlichen Verhältnisse verändert werden müssen. Denn die Ausgrenzung betrifft nicht nur Alternative, sondern auch Schwule, Alte und so weiter. Wenn ich mir als sogenannter Natürlicher überlege, daß ich alt werde, dann muß ich zum Beispiel jetzt gegen das das Alter verachtende Lebensbeendigungsgesetz vorgehen.«

»Aber Sie haben Angst vor dem Altwerden, nicht nur wegen des humanen Euthanasiegesetzes. Sondern weil Sie Altwerden als negativ einschätzen, genau wie es für Sie unvorstellbar, ja, schrecklich wäre, alternativ zu sein.«

»Muß ich jetzt leiden, weil ich nie ganzheitlich alternativ werden kann?« fragte Weißhaupt rhetorisch.

»Das ist Ihr Problem«, sagte Michael Zülcke.

»Aber Sie finden doch, indem Sie Ihre eigene Norm aufbauen, alternativ sein als absolut erstrebenswert?«

»Nein.«

»Na also«, triumphierte Weißhaupt.

»Jetzt haben Sie Ihre gewohnte Selbstsicherheit als Natürlicher wiederhergestellt, indem Sie mir indirekt ein Geständnis abgerungen haben, daß Ihr Leben doch lebenswerter ist als das meinige. Aber wenn ich es abgelehnt habe, mein Alternativsein als absolut erstrebenswert darzustellen, so gilt das gleiche für mich auch umgekehrt. Auf jeden Fall betrachte ich mein Alternativsein als genauso lebenswert wie Ihre natürliche Andersartigkeit.«

»Akzeptiert, doch Sie müssen wohl zugeben, daß es sich in unserem Land für Sie schwerer lebt«, sagte Weißhaupt.

»Und ich meine, selbst wenn Sie es nicht gern zugeben, daß es Ihnen sehr schwer fällt, Alternativen die gleiche Lebensberechtigung zuzubilligen wie Natürlichen. Zwar bejahten Sie dies anfangs, jedoch um es anschließend durch Bemerkungen wie ›Trotzdem lebt es sich als Alternativer schlechter‹ zu reduzieren.«

»Aber das sind doch Fakten!«

»Durch die Betonung der Fakten«, bemerkte Michael Zülcke, »machen Sie uns zum Auch-Menschen oder Trotzdem-Menschen. Immer wieder betonen Sie den Unterschied zwischen natürlich Unterdrückten und Alternativen. Auf der anderen Seite regen Sie sich auf, wenn wir dies genauso sehen und daraus die Konsequenz ziehen, daß wir ohne die Natürlichen unsere Interessen selbst vertreten.«

»Das bleibt Ihnen unbenommen, wenn Sie meinen, damit einen Schritt weiterzukommen.«

»Auf jeden Fall ist es ehrlicher, als mit denen zusammenzuarbeiten, die uns ...«

»Es gab schon zuviele ehrliche Narren«, wandte Weißhaupt ein.

»Ich wollte vorher sagen, daß speziell Ihre Sprache voll ist von Verachtung uns gegenüber.«

»Womit wir wieder einmal bei einer Unterstellung angelangt sind.«

»Nein«, sagte Michael Zülcke, »daß es keine Unterstellung ist, kann ich an einem sehr konkreten Beispiel festmachen.«

»Wieder eines Ihrer berüchtigten Einzelbeispiele, womit ich und wahrscheinlich niemand der hier Anwesenden etwas zu tun haben.«

»Es dreht sich um Sie.«

»Dann will ich mal hören«, meinte Weißhaupt.

»Ich habe vor vier Wochen einen Aufsatz von Ihnen gelesen, in dem Sie am Schluß resignierend feststellen: ›Kritiker der Hochrüstung werden hierzulande behandelt wie Alternative, sie gehen mit uns genauso um, als wären

wir Manipulierte.« Sie, Herr Weißhaupt, als Aufgeschlossener, treten zwar für unsere Menschenwürde ein. Auf der anderen Seite jedoch scheinen Sie keine Schwierigkeiten damit zu haben, uns in Ihrem Sprachgebrauch eine kritische Existenz abzuspochen. Sie benutzen unsere Existenz als Schimpfwort. Haben Sie darüber nachgedacht, daß Sie mit solchen Schimpfworten in Ihrem Sprachgebrauch die gesamtgesellschaftliche Verachtung uns gegenüber übernehmen, ja sie sogar verfestigen?« fragte Michael Zülcke.

»Zugegeben, ich bin vielleicht etwas unsensibel«, sagte Weißhaupt.

»Da ist nicht nur dieses Beispiel«, fuhr Michael Zülcke fort. »Eure Sprache ist die Sprache der Natürlichen und die ist unterdrückerisch, sie ist voll von Verachtung gegenüber Alternativen. Sie geht sogar soweit, uns stellenweise das Lebensrecht abzuspochen.«

»Jetzt überziehen Sie aber gewaltig«, sagte Weißhaupt.

»Denken Sie an die Musikgruppe ›Roots‹. Vielleicht eine der beliebtesten Musikgruppen der Liberalen. In ihrem Arbeitslosensong lassen sie einen verzweifelten natürlichen Arbeitslosen singen: ›Ich muß wohl lauter werden, ich bin auch was wert. Denn verdammt, bin ich eine Retorte, die es nicht versteht, wer gewinnt und wer bezahlt?‹ Der Text des Liedes unterstellt uns Alternativen auf jeden Fall Wertlosigkeit. Natürlich sind wir für diese Natürlichen nebenbei auch noch ganz schön doof, weil wir nicht wissen, wer gewinnt und wer zahlt. Ich denke, bei diesem Lied tritt der Unterschied zwischen Unterdrückten und Benachteiligten einerseits und uns Alternativen andererseits deutlich zutage.«

»Zugegeben«, sagte Weißhaupt wieder, »manche Formulierungen in dem Lied sind unglücklich.«

»Sie sind natürlich«, bemerkte Michael Zülcke trocken.

»Aber Sie müssen begreifen, daß diese Formulierungen hier nur im übertragenen Sinnen zu verstehen sind, nicht im wörtlichen. Ich glaube auch, daß Sie dies sehr gut verstehen, jedoch nicht wollen. Es paßt für Sie zu gut in Ihren Argumentationsstil, der mir sehr mißfällt. Ihr Trick ist es, sich einzelne Unpäßlichkeiten herauszugreifen und sie anschließend zu verallgemeinern. Um mich klarer auszudrücken, ich meine, wenn Sie die ›Roots‹ anprangern, ist dies vollkommen richtig, ja sogar notwendig. Doch verallgemeinerbar ist diese krasse Ausnahme nicht. Dies wäre unredlich.«

»Von solchen Ausnahmen könnte ich Ihnen eine ganze Latte aufzählen.«

»Dies halte ich durchaus für möglich.«

»Ich möchte aber noch etwas zu den ›Roots‹ sagen ...«



»Seien Sie bitte«, unterbrach Weißhaupt Michael Zülcke, »nicht auf dem rechten Auge blind, oder verletze ich durch so einen Ausdruck das Andenken an die sehbehinderten Menschen, die es immerhin bis vor zwei Jahrzehnten noch gegeben hat?«

»Auch der gelungenste Gag muß nicht immer etwas mit einer Argumentation zu tun haben.«

»Es tut mir für Sie leid, daß Sie in Ihrer Verbiestertheit keinen Spaß verstehen. Doch was ich Ihnen sagen wollte... Es war mein Anliegen, daß Sie in Ihrer Sichtweise und in Ihren zugegeben scharfen Beobachtungen bitte nicht die konservative gesellschaftliche Ecke unberücksichtigt lassen sollten.«

»Dafür sind Sie wohl der kompetenteste«, sagte Michael Zülcke. »Ich wollte aber, falls Sie es mir erlauben ...«

»Bitte sehr.«

»... doch noch einmal auf die ›Roots‹ zurückkommen.«

»Die scheinen es Ihnen wohl angetan zu haben.«

»Ja, und ich denke, man kann die ›Roots‹ nicht loslösen von dem ihnen applaudierenden Publikum. Zigtausende haben sich deren Videoclip gekauft. Proteste jedoch gab es nicht. Unterstellt, die ›Roots‹ hätten gesungen, ›Verdammt, ich bin doch kein Neger, ich bin doch auch was wert‹, die Reaktionen des Publikums wären wohl sicher anders ausgefallen.«

»Die Schwarzen haben eine andere Geschichte, eine eigene«, wandte Weißhaupt ein.

»Wollen Sie damit ausdrücken, daß man uns wegen unserer relativen Geschichtslosigkeit ruhig verachten kann?« fragte Michael Zülcke.

»Natürlich nicht, ich glaube, daß mein Einwand vorher zu salopp war und deshalb leicht zu Mißverständnissen führen könnte. Natürlich denke ich mir, daß wenn die Schwarzen in einem Lied so verachtet würden, wie es die ›Roots‹ sicherlich unüberlegt in einem Lied Alternativen gegenüber, zwar im übertragenen Sinn, getan haben, dann bin ich mir sicher, hätte es auf jeden Fall Proteste gegeben.«

»Ich muß gestehen, ich habe schon meine Schwierigkeiten, wenn Sie permanent versuchen, bestehende Diskriminierungen uns gegenüber zu verharmlosen«, sagte Michael Zülcke.

»Das denken Sie.«

»Ja, vor allen Dingen denke ich das, wenn Sie die Verachtung, die uns entgegengebracht wird, durch Bemerkungen wie ›Es war nur im übertragenen Sinn gemeint‹, zu entschuldigen versuchen.«

»Da wollen Sie mich zum wiederholten Mal falsch verstehen«, sagte Weißhaupt.

»Na gut, ich will mich darauf nicht festlegen und verkneife mir deshalb lieber, was ich im übertragenen Sinn von Ihnen halte ...«

»Meinen Sie wirklich, daß uns diese Art, wie Sie diskutieren, weiterbringt?«

Felix war von dem Streitgespräch, vor allen Dingen von Michael Zülcke hingerissen. Besonders bewunderte er diesen wegen dessen Aggressivität. Felix hatte den Eindruck, daß dieser streitbare Alternative sich nicht im geringsten an den Natürlichen orientierte. So unabhängig wie dieser wollte Felix auch einmal werden. Inge hingegen nervte der Diskussionsverlauf zunehmend. Auffordernd erklärte sie Felix: »Ich habe jetzt hier die Schnauze voll, ich gehe, kommst du mit?« Da Felix' Selbstbewußtsein mehr als Wunsch existierte, schloß er sich zwar zögernd, letztlich jedoch ohne Widerrede Inges Vorschlag an. Kaum hatten die beiden das liberale Zentrum verlassen, machte Inge den Vorschlag, das ausgefallene Abendessen bei ihr zu Hause nachzuholen. Felix hielt davon anscheinend wenig und überredete sie dazu, ein Eßlokal aufzusuchen. Dort herrschte zwischen den zweien eine sehr verkrampfte Stimmung. Nachdem sie sich etwas zu essen bestellt hatten, durchbrach Inge ihr Schweigen.

»Wärst wohl noch gern dageblieben?«

»Und du fandest die Diskussion wohl total Scheiße, oder?«

»Das kann ich nicht sagen, erst später fand ich es ziemlich doof, als sich die beiden nur angegiftet haben«, meinte Inge.

»Da bin ich anderer Meinung«, sagte Felix.

»Wenn es dich doch interessiert hat, warum bist du nicht dageblieben?«

»Weil du gegangen bist.«

»Dann habe ich dich als Natürliche wieder bevormundet.«

»Hab ich das gesagt?«

»Nein, aber gedacht.«

»Hör bitte auf.«

»Ich meine, daß dir noch alternatives Selbstbewußtsein fehlt«, sagte Inge.

Nur mühsam konnte Felix seinen Ärger unterdrücken. Er spürte, daß ihn Inge provozieren wollte. Irgendwie erschien es ihm fast, als hätte Inge Lust, auf seiner Unsicherheit ihr gegenüber herumzutrampeln. Als Felix den Eindruck gewann, daß Inge dieses Spiel, welches er nicht beherrschte, den ganzen Abend

spielen würde, entschloß er sich zum Handeln. Obwohl es ihm äußerst unangenehm war, stand er kurz auf und stellte mit trauriger Stimme fest: »Ich gehe jetzt nach Hause.« »Aber warum denn?« fragte Inge, die Naive mimend.

Felix wußte nicht recht, wie er ihre Frage einschätzen sollte. Er war unschlüssig, ob Inge weiterspielte oder wirklich nicht begriff, weshalb er gehen wollte. Felix entschied sich für die ihm angenehmere Einschätzung. Er setzte sich wieder und sprach versöhnend zu Inge: »Weißt du, seit wir von der Veranstaltung weggegangen sind, habe ich das Gefühl, als wolltest du mich laufend provozieren.«

Überraschend für Felix antwortete Inge mit einem knappen »Ja, stimmt«.

»Aber warum?« fragte Felix enttäuscht nach, obwohl er Inges Offenheit fast schon wieder toll fand. Auf Verständnis hoffend, erklärte ihm Inge: »Felix, wenn ich ehrlich bin, muß ich zugeben, daß mich die Diskussion vorher ziemlich mitgenommen hat. Wahrscheinlich habe ich die Wut, die ich auf den Zülcke hatte, auf dich übertragen. Tut mir leid.«

»Das macht doch nichts.«

»Mir macht es aber was aus. Ich find es Scheiße, daß ich ungerecht zu dir war.«

»Mach dir da keine Sorgen. Ich bin nicht empfindlich.«

»Trotzdem.«

»Was hat dich im liberalen Zentrum so geärgert? Gell, wahrscheinlich der Zülcke.«

»Habe ich ja gerade gesagt, daß ich auf diesen ziemlich wütend war.«

»Warum denn?« fragte Felix.

»Ich fand es bescheuert, als er gesagt hat, daß praktisch alle Natürlichen in seinen Augen Schweine sind. So kam das bei mir wenigstens rüber. Durch solche Behauptungen fühlte ich mich einfach ungerecht behandelt. Ich habe fast das Gefühl gehabt, als ob mir dieser Zülcke einreden will, daß die ganzen Jahre, in denen ich mich auf diesem Gebiet engagiert habe, Scheiße waren und ich nach dessen Meinung eigentlich ein fieses Unterdrückungsschwein sein soll.«

»Ich meine, ... ich denke, du darfst das nicht allzu persönlich nehmen, sondern mehr allgemein.«

»Aber, daß wir euch von uns abhängig machen, das stimmt nicht, oder? Fühlst du dich etwa von mir unterdrückt? Hast du das Gefühl, daß du von mir abhängig bist?« fragte Inge.

»Nein«, sagte Felix.

»Bist du wirklich ehrlich?«

»Ja.«

»Na gut, ich glaub's dir. Auf jeden Fall ärgert es mich, wenn der Zülcke einfach so etwas behauptet, oder kannst du mich da nicht verstehen?«

»Doch, aber meinst du nicht, daß du dies alles viel zu persönlich nimmst.«

»Sollte ich das etwa nicht?« fragte Inge erstaunt.

»Ich weiß nicht, ich empfand den Abend auf keinen Fall so schlimm wie du.«

»Du bist ja gut dabei weggekommen.«

»Wieso?«

»Du bist alternativ.«

»Das stimmt vielleicht.«

»Was heißt hier: ›Vielleicht? Du bist alternativ.«

»Klar, trotzdem empfand ich den Zülcke nicht so schlimm, wie du es jetzt erzählst.«

»Rede doch nicht soviel darum herum, sag einfach, daß du ihn gut fandest«, sagte Inge.

»Ich fand ihn nicht schlecht. Aber sieh mal, was er zum Beispiel bei dem Lied gesagt hat, das fand ich richtig. Das habe ich selbst schon erlebt.«

»Wann denn?« fragte Inge.

»Erst vor kurzem«, sagte Felix, »als ich mit dir und deinem Daniel im Anschluß an die Kneipe noch in eine Discothek gegangen bin.«

»So, aber du hast mir damals ...«

»Ja, damals habe ich ziemlich Scheiße geredet«, gestand Felix. »Es sieht aus, als hätte ich gelogen, aber das stimmt nicht. Ich wollte nicht lügen, als ich dir in der Mittagspause erzählte, daß ich gleich schlafen gegangen bin.«

»Ist nicht wichtig, aber erzähl mal lieber, wie es damals in der Disco war«, wollte Inge wissen.

»Ja, damals ist ein ähnliches Lied gespielt worden.«

»Das gleiche, von dem der Zülcke erzählt hat?«

»Nein. Das ging ungefähr so: ›Retortenkind, was willst Du nur, Computer im Hirn, Ketchup im Blut, nein, nein, Du bist ne böse Brut.«

»Ich kann verstehen, daß dies dich verletzt.«

Dabei nahm Inge seine Hand, was Felix sehr angenehm empfand. Obwohl für Felix diese Situation neu war, fand er es unangenehm, daß Inge

seine Hand nicht länger als einige Sekunden hielt. Nachdem sie ihre Hände zurückgezogen hatte, meinte Felix zu ihr: »Und du wolltest also gehen, weil du dich über den Zülcke geärgert hast?«

»Nicht nur deshalb, ich hatte keine Lust, daß sich Angelika uns, wenn wir in eine Kneipe gehen, anschließen würde.«

»Die kannst du wohl nicht leiden.«

»Doch.«

»Warum wolltest du sie dann nicht dabei haben?«

»Mensch, Felix, stell dich nicht so dumm an, kapierst du überhaupt nichts?«

»Was soll ich denn begreifen?«

»Na, daß ich mit dir gern allein bin und auch nach dem jetzigen Abend gern mit dir zu zweit zusammen bin.«

»Du wolltest also mit mir wirklich allein zusammen sein?«

»Kannst wohl kaum kapiern, wenn eine Frau einmal mit dir allein und sonst mit keinem anderen zusammen sein will.«

Nein, das konnte Felix nicht verstehen und er vermied es deshalb, darauf zu antworten. Felix wollte auf keinen Fall eine lächerliche Figur abgeben. Überhaupt wurde ihm das Gespräch mit Inge zu persönlich. Innerlich ärgerte sich Felix, daß er in so einer Art von Gesprächsführung wie mit Inge über keine Erfahrung verfügte, und er flüchtete sich in das vorausgegangene Streitgespräch. Gelangweilt erklärte ihm Inge, daß sie einige von Zülckes Thesen für nachdenkenswert hielt.

Als der Ober mit der Rechnung zu den beiden kam, tauchte die Frage nach der weiteren Gestaltung des Abends auf. Für Felix gab es nur zwei Möglichkeiten: Entweder sich zu trennen oder eine andere Gaststätte aufzusuchen. Völlig verunsichert wirkte er, als ihm Inge vorschlug, mit ihr nach Hause zu kommen. Eine Ausrede suchend, fragte er sie, ob es dort etwas zu trinken gäbe.

Als seine natürliche Freundin bejahte, wußte er immer noch nicht recht, wie er sich entscheiden sollte. Inge, die dies zu merken schien, reagierte in der Form, daß sie ihn unter Druck setzte.

»Hast wohl Angst, mit einer natürlichen Frau um diese Uhrzeit zu Hause zu sein?«

»Nein.«

»Warum willst du dann nicht mitkommen?«

»Das habe ich nie gesagt.«

»Gut, dann kommst du also mit zu mir?«

»Denk schon«, sagte Felix.

»Dann laß uns losgehen.«

Bei Inge angekommen, bot ihm diese zunächst einen Wein an, was jedoch Felix' Verkrampfung nicht löste.

Als beide etwa eine halbe Stunde geredet hatten, legte Inge zur Auflockerung Musik auf. »Vorurteilsfreie«, wie sie lächelnd meinte.

Felix kam bei dieser Musik sehr ins Grübeln und wurde zunehmend trauriger.

In Arnschwang hatte er es bedauert, mit keinem Mädchen Kontakt zu haben, und jetzt, da er Kontakt hatte, wußte er nichts damit anzufangen. Plötzlich versuchte er, in seinen Gedanken wieder einmal die Firma Kinderglück für seine Unsicherheit verantwortlich zu machen. Schlimm empfand er die Vorstellung, vielleicht manipuliert worden zu sein und nicht konkret zu wissen, wo.

Felix war in seine Gedanken dermaßen vertieft, daß er die Umgebung, in der er sich befand, gar nicht mehr wahrnahm. Als Inge ihn laut ansprach: »Träumst du?« schreckte er hoch und machte einen verlegenen Gesichtsausdruck, so als wenn er bei etwas Verbotenem ertappt worden wäre.

Fast entschuldigend meinte er zu Inge: »Nein, ich habe nicht geträumt«, worauf Inge feststellte: »Du wirkst aber müde.« Nachdem Felix einen Blick zur Uhr geworfen hatte, sah er den Zeitpunkt gekommen, sich aus der Affäre zu ziehen.

»Du hast recht, ich bin müde. Ich glaube, ich muß jetzt gehen.«

»Du kannst hier bei mir schlafen«, sagte Inge.

»Weiß nicht.«

»Du stellst dich vielleicht an.«

»Du hast recht, ich werde hier schlafen.«

»Wirst mit der Zeit doch noch vernünftig.«

Nachdem sich beide eine Viertelstunde angeschwiegen hatten, fragte Felix: »Sag mal, wo kann ich schlafen?« »Hier«, antwortete Inge und deutete mit der Hand auf ihr Doppelbett.

»Meinst du?«

»Wieso nicht, ist doch breit genug.«

»Stimmt«, stellte Felix fest, machte jedoch keine Anstalten, sich zu der Schlafstätte zu begeben.

Erst als Inge das Badezimmer aufsuchte, entledigte er sich rasch seiner Kleidung und ging zu Bett. Als Inge wiederkam, meinte sie überrascht: »Du liegst schon?«

»Ja.«

»Willst du nicht mehr ins Bad?« fragte Inge.

»Nein.«

»Du bist wohl froh, endlich schlafen zu können?«

»Ja.«

»Dann wünsche ich dir eine gute Nacht.«

»Schlaf du auch gut«, erwiderte Felix und warf Inge einen Blick zu. Als er bemerkte, daß diese sich gerade auszog, drehte er verschämt seinen Kopf auf die Seite.

Als sich die nackte Natürliche zu ihm legte, wurde Felix hellwach, obwohl er den Schlafenden spielte. »Schlaf gut«, meinte Inge nochmals und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn. Jetzt möchte ich am liebsten mit ihr schlafen, dachte sich Felix und griff automatisch mit der rechten Hand zwischen seine Beine, zog seine Hand jedoch sofort wieder zurück. Er bekam Angst, von Inge bei seiner Tätigkeit ertappt zu werden. Als Felix kurz danach auf einmal Inges Finger an derselben Stelle spürte, überkam es ihn. Er konnte sich nicht mehr beherrschen. Auch wollte er ihr gegenüber nicht schüchtern und unerfahren wirken. Daher warf er sich laut schnaufend auf Inge, die ihn sofort etwas zurückstieß und freundlich bemerkte: »Sei bitte nicht zu grob.« Sogar als Liebhaber bin ich unfähig, dachte Felix, als Inge seine Hand nahm und über ihren Körper führte. Zufrieden vernahm Felix das sich steigernde Stöhnen von Inge. Nachdem diese ausgestöhnt hatte, hoffte Felix vergeblich darauf, daß Inge sich mit seinem Körper ausführlicher beschäftigen würde. Stattdessen bekam er einen Kuß auf seine Stirn und wurde von Inge auf später vertröstet.

»So schlecht war es gar nicht. Ich glaube, unsere Körper müssen sich erst richtig kennenlernen.«

»Ja.«

Ironisch fügte Inge hinzu: »Für die Tatsache, daß Alternative und Natürliche eigentlich Gegner sind, haben wir uns gut verstanden.« »Ja«, antwortete ihr Felix verlegen. Dann war er irritiert, als ihn Inge nach seinen sexuellen Phantasien befragte und wissen wollte, ob er zufrieden war. »Ja, es war schön«, antwortete ihr Felix und hoffte, nicht weiter gefragt zu werden. Richtig, so wie er es sich vorstellte, schlief er anschließend mit sei-

ner Inge im Traum. Am Höhepunkt angelangt, wurde er durch das Läuten des Telefons geweckt. Leicht verwundert belauschte er Inge, den Schlafenden spielend, beim Gespräch: »Ja, Inge... Ich habe schon geschlafen... Ich möchte nicht, daß du mich so verpennt siehst. Außerdem ist mir der Bildschirm momentan zu aufdringlich ... Für meine Augen empfinde ich das Licht ziemlich unangenehm... Man kann doch einmal telefonieren, ohne sich zu sehen. Das haben die Leute früher auch gemacht ... Spinnst du?«

Inge lachte. »Bei mir ist niemand, wie kommst du denn darauf?... Nein, ich möchte nicht, daß du jetzt hierher kommst ... Das hat damit nichts zu tun... Weil ich schlafen möchte ... Ich bin hundemüde, versuch doch, das zu verstehen... Nein, wie oft muß ich das noch sagen?... Da gibt es keinen besonderen Grund... Dann glaub, was du willst... Meinewegen, aber nicht wieder in aller Frühe... Weil morgen mein freier Tag ist, da möchte ich mich gern mal ausschlafen. Das wirst du mir wohl erlauben... Bilde dir das ruhig ein, ich kann dir nur sagen, ich bin nicht sauer auf dich... Aber bald werde ich sauer, wenn du mich nicht weiterschlafen läßt... Ja, bis morgen ... Gute Nacht.«

Während des Gesprächs bekam Felix etwas Abstand zu seiner Inge. Obwohl er Daniel gegenüber keine großen Sympathien hegte, tat ihm dieser jetzt ein wenig leid. Er stellte sich die umgekehrte Situation vor, in der er der Geprellte sein würde. Dann jedoch redete er sich ein, daß ihm so etwas nie passieren könnte. Je mehr Felix über den vergangenen Abend nachdachte, umso zufriedener wurde er. Klar hatte seiner Meinung nach Michael Zülcke mit seinen Äußerungen, was den Konflikt oder das Zusammenleben zwischen Natürlichen und Alternativen betraf, theoretisch recht. Doch betrachtete sich Felix dabei als eine Ausnahme. Er fühlte sich momentan als einer der wenigen glücklichen Alternativen. Schließlich hatte er ja eine natürliche Freundin. Mit diesem Wissen schlief er wieder ein.

Trotz seines jungen Glücks torkelte Felix am nächsten Morgen, als ihn Inge schon um sieben Uhr weckte, reichlich unsicher Richtung Frühstückstisch. Mehr aus Verlegenheit fragte er Inge: »Stehst du immer so früh auf?«

»Ich habe es nicht gern, den ganzen Tag zu verschlafen. Noch dazu wird es heute gewiß ein wunderbarer Tag.«

»Glaube ich auch. Wir könnten später vielleicht spazierengehen?«



»Das geht nicht.«

»Warum?« fragte Felix.

»Ach, ich habe ...«

»Erwartest du Besuch?«

»Nein, wieso?«

»Hab ich mir nur gedacht.«

»Du hast gestern wohl das Telefongespräch mitbekommen?«

»Ja.«

»Jetzt denkst du wahrscheinlich, daß ich ein ziemliches Schwein bin?«

»Nein.«

»Sag mir bitte, was momentan in deinem Kopf alles vorgeht«, wollte Inge wissen.

»Ich stelle mir vor, daß du mich mal belügst«, sagte Felix.

»Warum sollte ich das?«

»Das weiß ich nicht, aber den Daniel hast du gestern auch belogen.«

»Was hätte es um diese Uhrzeit gebracht, wenn ich mich mit ihm auseinandergesetzt hätte?«

»Das weiß ich nicht.«

»Mit Daniel muß ich ein ernsthaftes Gespräch führen. Das ist schon lange fällig«, sagte Inge.

»Weshalb?« fragte Felix.

»Wir werden uns wohl trennen«, antwortete Inge.

»Warum?«

»Ach Felix, darüber möchte ich jetzt nicht reden. Ein anderes Mal werde ich es dir erzählen.«

»Na gut. Wenn du nicht willst, zwingen kann ich dich nicht.«

»Ich kann darüber schlecht reden. Das hat aber echt nichts mit dir zu tun.«

»Hoffentlich.«

In diesem Moment nahm Inge Felix an der Hand und forderte ihn auf, er möge ihr gegenüber bitte nicht unsicher sein. Was Felix bestritt. Worauf ihm Inge mit den Worten: »Wenn ich dich nicht mögen würde, hätten wir kaum miteinander geschlafen«, ihre Zuneigung zum Ausdruck brachte.

Nachdem Inge zum wiederholten Mal feststellte, daß sie heute leider keine Zeit mehr für ihn hätte, verabschiedete sie ihren alternativen Liebhaber.

**Zwei Monate waren** seit dem Tag, an dem Inge und Felix ihre erste Nacht miteinander erlebten, vergangen.

Im Betrieb waren die Arbeitskollegen mit Felix noch immer zufrieden. Auch Felix' Beziehung zu Inge entwickelte sich trotz seiner Skepsis zum besten. Anfangs befürchtete Felix, daß sich diese nur mit ihm eingelassen hatte, um zu beweisen, daß sie nichts gegen Alternative habe. Als Inge jedoch fortlaufend Interesse an ihm zeigte, hielt Felix seine Angst für unbegründet. Mit der Zeit lernte er unter Inges Anleitung den richtigen Umgang mit einer Frau. Um die Beziehung abwechslungsreicher zu gestalten, erlaubte es ihm Inge gelegentlich, mit ihr zu schlafen, wie er sich das vorgestellt hatte. Das einzige, was Felix verunsicherte, war die Tatsache, daß er sich bei der Arbeit Inge gegenüber so verhalten mußte, als wären sie Arbeitskollegen. Beide hatten sich für diese Verhaltensform entschieden, um eventuellem Getratsche im Betrieb vorzubeugen.

Michael Zülcke, der ihn bei dem Streitgespräch sehr beeindruckt hatte, hatte Felix schon fast vergessen. Er glaubte, als Alternativer sein Leben gemeistert zu haben. Aus diesem Grund ging er zu dem Club der Alternativen nur Inge zuliebe, da diese auf gemeinsamen Interessen bestand. Wovon Felix als integrierter Alternativer am meisten träumte, war die Vorstellung, eine eigene Familie zu gründen. Eine echte und nicht eine solche, die er erlebt hatte. Doch behielt er diesen Gedanken für sich. Er wollte seine Beziehung zu Inge nicht überstrapazieren. Diese schien unter der Trennung von Daniel zu leiden, was sie folgendermaßen ausdrückte: »Ich muß das alles erst einmal verarbeiten.«

Sein Zimmer im Firmenwohnheim sah Felix nur noch selten. In letzter Zeit tauchte er dort nur zum Wäschewechseln auf, was Inge nicht als sehr angenehm empfand. Felix' Anhänglichkeit betrachtete sie als Einschränkung ihrer Persönlichkeit. Weil sie um dessen Verletzlichkeit wußte, vermied sie es lange Zeit, mit ihm wegen einer Lockerung ihrer Beziehung zu sprechen. Felix spürte zwar gelegentlich sein Unerwünschtsein, aber aus Angst vor einer möglichen Enttäuschung wagte er nicht, sich deshalb an Inge zu wenden.

Als für Inge der Zustand unerträglich wurde, sprach sie dieses Thema vorsichtig an. Zuerst erklärte sie Felix, daß ein wichtiger Grund ihrer Trennung von Daniel war, daß dieser sie permanent in Anspruch genommen hatte. Resigniert mußte Inge daraufhin feststellen, daß Felix in seiner Unterwürfigkeit sie wieder einmal nur allzu gut verstehen konnte. Er selbst jedoch schien sich in seinem Verhalten überhaupt nicht angesprochen zu fühlen. Fast verzweifelt versuchte Inge, an eine Argumentation anzuknüpfen, die sie früher abgelehnt hatte.

»Sag mal, Felix, kannst du dich an die Veranstaltung mit Michael Zülcke im liberalen Zentrum erinnern?«

»Klar. Wie kommst du darauf?«

»Weil ich darüber noch einmal nachgedacht habe.«

»Und?«

»Ich meine, daß Michael Zülcke mit der Aussage, daß die Alternativen sich den Natürlichen anpassen, recht gehabt hat.«

»Habe ich damals gleich gesagt, nur übertrieben hat er meiner Meinung nach schon.«

»Findest du?« fragte Inge.

»Du etwa nicht?«

»Wie ist es denn bei dir, mir gegenüber?«

Nun schien bei Felix der Groschen gefallen zu sein. Nachdem er anfangs gleich gehen wollte, konnte er von Inge nur mühsam zum Bleiben überredet werden. Dann sagte er vorwurfsvoll zu Inge: »Du meinst also, daß ich mich dir zu sehr anpasse?« »Ja«, bestätigte sie und erklärte Felix eindringlich, daß sie sich von ihm eingeengt fühle. Dies konnte Felix sofort akzeptieren. »Es stimmt schon«, meinte er, »bei der Arbeit sehen wir uns ja auch immer. Wir brauchen etwas Luft in unserer Beziehung.« Als Felix vorschlug, sich nur noch drei- oder viermal in der Woche zu treffen und dies nach Verabredung, wußte Inge nicht mehr, ob dies Felix' Meinung war.

Sie vermutete eher, daß er sich seine Einsicht ihr zuliebe zurechtgegeben hatte, vermied es jedoch, ihm ihre Zweifel mitzuteilen.

**Am nächsten Tag** in der Mittagspause fragte Inge fürsorglich ihren Felix: »Habe ich dich gestern abend verletzt?« »Nein«, antwortete dieser trotzig. Eigentlich wollte Inge nachbohren, doch in diesem Augenblick setzte sich ihre Arbeitskollegin Singer zu ihnen an den Tisch und dadurch war eine weitere Vertiefung des Gesprächs unmöglich. Nach der Arbeit begab sich Felix traurig auf den Heimweg. Der Inge-Entzug, an dem er selbst beteiligt war, machte ihm schwer zu schaffen. Besonders verletzte es ihn, daß Inge der Meinung war, er würde sich zu sehr anpassen. Dies war zwar bei vielen Alternativen der Fall, das wußte er, doch zu diesen wollte er auf keinen Fall gehören. Integration und Anpassung waren für ihn zwei verschiedene Paar Stiefel. Als Felix zu Hause im Wohnheim angekommen war, wollte er gleich seine Inge anrufen, verkniff es sich aber. Er war ja nicht abhängig. Auch wenn ihn seine Unabhängigkeit schmerzte.

Plötzlich kam bei ihm ein unheimlicher Verdacht hoch. Er befürchtete, daß Inge ihn nur benutzt hatte, um als besonders vorurteilsfrei zu gelten. Und jetzt, wo sie in ihrem Freundeskreis als besonders aufgeschlossen galt, ihn, den Zuchtbumen, nicht mehr nötig hatte. Ja, sie will mich abstoßen, dachte Felix. Diesen Gedanken verdrängte er jedoch rasch. Ihm fiel ein, daß er ja dann auch so dumm gewesen wäre, sich benutzen zu lassen. Da Felix im Wohnheim nichts mit der Zeit anzufangen wußte, tat er etwas, was er in Zukunft, wenn Inge-Entzug angesagt war, häufiger machte. Er ging zum Brandlbräu und ersoff seinen Kummer.

Als Felix am nächsten Abend nach dem Alternativclub mit zu Inge durfte, wirkte er sehr glücklich und war froh, gestern nicht bei ihr angerufen zu haben. Er erkannte, durch sein Nicht-Reagieren souverän gehandelt zu haben. Doch bald überraschte ihn Inge auf ein neues. Kurz und bündig teilte sie ihm mit: »Ich werde wahrscheinlich aus dem Club der Alternativen aussteigen.« Als Felix sie nach ihren Gründen befragte, meinte Inge: »Ich glaube, als Natürliche habe ich dort wirklich nichts zu suchen.«

»Auf einmal?«

»Auch Natürliche können lernfähig sein.«

»Das schon.«

Dann erklärte Inge ihrem Felix, daß sie sich mittlerweile einen Club zwischen Weißen und Schwarzen, in dem sich die Weißen für die Integration der Schwarzen einsetzten, nicht mehr vorstellen könne. Zum Schluß des Gesprächs meinte Inge: »Weißt, das mit der Emanzipation ist allein eure Sache. Wir Frauen mußten das auch selbst schaffen. Ihr seid die Betroffenen. Wir Natürlichen können eure Selbstfindung nur unterstützen.«

Ironisch entgegnete ihr Felix: »Du meinst also, wenn ich Probleme habe, kann ich mich an dich wenden?«

Wohlwollend überhörte Inge Felix' Einwand und gestattete ihm wenig später, sich wieder einmal richtig als Mann zu betätigen. Quasi als Belohnung für den durchgestandenen Entzug. Anfangs vermutete Felix in Inges Großzügigkeit noch vorhandene Schuldvorwürfe, aber ihr heftiges Atmen befreite ihn von Selbstzweifeln und er redete sich ein, für Inge eine ziemlich große Bedeutung zu haben. Sein sicheres Gefühl ihr gegenüber war aber auf das gemeinsame Zusammensein begrenzt.

Kaum mußte er die Inge-freien Abende erleiden, zweifelte er an dem Sinn und Zweck seiner integrativen Beziehung. Besonders Inges geplanter Austritt aus dem Club der Alternativen nährte seine Zweifel. Obwohl er ihn irgendwie inhaltlich gut verstehen konnte, befürchtete er doch, daß das Interesse von seiner Freundin an Alternativmenschen und somit an ihm nachließ.

Seine Anhänglichkeit jedoch ermöglichte es ihm, mit den vorhandenen Zweifeln zu leben und sich zu arrangieren.

Einige Wochen später: Trotz aller Bereitschaft fiel es Felix schwer, zu verdauen, daß ihm Inge nur drei Abende in der Woche Audienz gewährte. Inzwischen war auch er aus dem Club der Alternativen ausgetreten. Ohne Inges Anwesenheit wußte er dort nichts mehr anzufangen, so daß er momentan dazu neigte, seine Andersartigkeit als nicht besonders schlimm zu empfinden. Nur einmal kam er mit seinem Integrationsstandpunkt ins Schwimmen.

Zu seinem Entsetzen mußte er erfahren, daß ein Mitglied der Retortenoffensive bei einem Handgemenge durch Anhänger der Natürlichen Deutschen Einheitspartei erschlagen worden war. Da anfangs kein Name genannt wurde, sorgte sich Felix um Michael Zülcke, den Sprecher der Retortenoffensive. Erleichtert registrierte er später, daß es sich bei dem Erschlagenen

um einen anderen Alternativen gehandelt hatte. Trotzdem empfand er dies als sehr empörend, doch konnte es ihn nicht abhalten, die positiven Seiten dieses bedauernswerten Vorfalls zu erkennen. Beispielfhaft wurde ihm klar, daß überzogene Provokationen, selbst wenn sie nur verbaler Art waren, erfolglos sind. Was in Felix' Augen aber keineswegs das menschenverachtende Tun der natürlichen Radikalen rechtfertigte. Da Felix realistischerweise einsah, daß er nicht gegen alle Ungerechtigkeiten auf dieser Welt vorgehen konnte, versuchte er, diesen Vorfall so schnell wie möglich zu vergessen, wobei ihm Inge Schwierigkeiten bereitete. Zu seiner Verwunderung schien Inge das Vorgefallene wesentlich betroffener zu machen als ihn.

Am meisten ärgerte sie sich über die Worte des zur Philosophie neigenden Bundespräsidenten. In seiner Erklärung verurteilte Bundespräsident Richard Gütlich natürlich, und zwar ausdrücklich, den Vorfall als Akt der Barbarei, betonte jedoch, an die Zukunft denkend, »mit den notwendigen Trauerbekundungen ist niemandem geholfen. Es gilt, Lehren für uns und für spätere Generationen aus diesem bedauernswerten Verbrechen zu ziehen. Wir müssen diesen Vorfall zum Anlaß nehmen und uns die längst überfällige Frage stellen: Ob die Menschheit, indem sie die Gentechnik präzierte, den richtigen und vor allen Dingen humanen Weg eingeschlagen hat? Das sollte nicht als Legitimation dafür verstanden werden, daß sich selbstgerechte Natürliche an den Opfern der zu hinterfragenden modernen Schöpfung selbstherrlich vergreifen, denn die künstlich gezeugten Mitmenschen benötigen unsere Solidarität. Wir müssen ihnen des Gefühl des Gebrauchtwerdens vermitteln.«

Inge sah in dieser Erklärung wenigstens teilweise eine versteckte Rechtfertigung des begangenen Totschlags. Felix empfand ihre Kritik als weit überzogen. Doch fehlte es ihm bei seiner Argumentation an Überzeugungskraft.

Noch dazu gab es genügend andere Probleme, mit denen er sich mit seiner Freundin herumzuschlagen hatte.

Am meisten bedrückte ihn eines Tages Inges Mitteilung: »Ich bin schwanger.« Obwohl er sich darüber anfangs heftig freute. Längst verworfene Träume vom glücklichen Leben einer echten Familie keimten bei ihm plötzlich wieder auf. Bis Inge ihm zu seinem Entsetzen sagte: »Ich fühle mich für ein Kind nicht reif genug.« Nachdem Felix wissen wollte, was sie gegen ihre Unreife zu unternehmen gedenke, bekam er zu hören: »Ich werde

wohl abtreiben müssen.« Verzweifelt versuchte Felix, seinen Traum von einer intakten Kleinfamilie zu retten. Fast weinerlich appellierte er an Inge: »Du mußt keine Entscheidung treffen. Bring das Kind zuerst einmal auf die Welt. Und wenn du es immer noch nicht willst, dann kannst du ja abtreiben«, worauf Inge mit empörter Stimme erwiderte: »Spinnt du? Das geht nicht.«

»Aber man kann nun bei uns bis zu fünf Jahren nach der Geburt abtreiben«, sagte Felix.

»Ja, die ökologische Indikation.«

»Na, also.«

»Das geht aber nicht.«

»Weshalb?«

»Weil die Abtreibung nur erlaubt ist, wenn bei dem Kind Umweltschäden festgestellt wurden. Noch dazu habe ich mich bereits entschieden.«

Nachdem Felix mehr aus Verlegenheit nachfragte, ob Inge den Eingriff zu Hause oder in der Klinik vornehmen lassen wolle, erlebte er seine zweite Überraschung an diesem Abend. Ziemlich salopp antwortete ihm Inge: »Ich glaube, in der Klinik. Da kann ich mir gleich meine Zunge kürzen lassen.«

»Was soll denn das?«

»Ich habe eine zu große Zunge.«

»Ist mir nicht aufgefallen«, sagte Felix.

»Typisch«, meinte Inge.

»Ist doch doof.«

»Meine Zunge gehört wohl mir.«

»Ist ja gut, was wird da überhaupt gemacht?« fragte Felix.

»Ach, das Verfahren ist uralte, stammt von früher, wo sie den Mongoloiden die Zungen abgeschnitten haben...«

»Brutal.«

»Nicht ganz abgeschnitten, nur gekürzt.«

»Warum denn?« wollte Felix wissen.

»Weil bei denen halt die Zunge zu lang war, genauso wie bei mir.«

»Und die Mongoloiden wollten das auch?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Inge, »ich habe zu dieser Zeit nicht gelebt. Von dem, was ich darüber gelesen habe, weiß ich nur, daß es die Eltern wollten, weil diese wegen ihrer Kinder immer so dumm angeschaut wurden.«

»Aber du kannst dich nicht mit denen vergleichen.«

»Ist doch logisch, daß ich kein Mongo bin, oder? Trotzdem will ich meine Zunge verschönern lassen.«

»Paß nur auf, daß du hernach nicht so aussiehst wie ein Retortenmädel aus dem Katalog«, bemerkte Felix.

Während beide ein wenig rumfrotzelten, dachte sich Felix: Komisch, daß ich heute so locker sein kann. Irgendwie schien er diesmal keine Angst mehr zu haben, seine Inge zu verlieren. Nachdem sie ihm das mit der Abtreibung mitgeteilt hatte, schien für ihn die Beziehung am Ende zu sein. Und einer Frau gegenüber, die sogar sein Kind abtreiben wollte, konnte er sich keine Blöße geben. Locker spielte er den Starken. Nur als Inge ihn zu einer Runde Männlichkeit einlud, wurde es ihm zuviel. Unter dem Vorwand, in seiner Bude etwas Wichtiges erledigen zu müssen, verließ er fluchtartig die Wohnung seiner Freundin.

Es war das erste Mal, daß er froh schien, nicht mit Inge zusammenzu- sein.

Bei der anschließenden einsamen Konfliktbewältigung in der Kneipe kam aber wieder sein ganzer Kummer hoch. Er trauerte um Inge, daß alles so schwierig war, doch irgendwie war seine Trauer diesmal anders als sonst. Er fühlte sich bei seiner Weinerlichkeit fast wohl. Auf jeden Fall schmerzte sie ihn nicht richtig. Er litt fast, weil ihm nichts Besseres einfiel, was sich schlagartig änderte. Nach intensiver Beschäftigung mit einigen kleinen alkoholischen Getränken machte sich ein schrecklicher Verdacht in ihm breit. Ihm fiel ein Hetzartikel in der Mitgliederzeitung der Natürlichen Deutschen Einheitspartei ein, den er vor einigen Wochen kopfschüttelnd gelesen hatte. Darin wurde von der möglichen Gefahr von Mutationen bei Fortpflanzungsakten zwischen Natürlichen und Alternativen gewarnt. Ängstlich fragte sich Felix: Vielleicht befürchtet Inge, von mir ein Kind mit einem Elefantenrüssel zu bekommen? Je mehr er darüber nachdachte, umso mehr redete er sich dabei ein, daß dies der einzige Grund für eine Abtreibung sein konnte. Doch warum, fragte sich Felix, hat sie mir von ihren Bedenken nichts erzählt?

Noch immer zum Positiven der Integration neigend, interpretierte er zwanghaft Inges Verhalten als Zeichen wahrer Zuneigung: Sicher wollte sie mich nicht verletzen.



**Da Felix aufgrund** seiner neuesten Überlegungen Inge den Wunsch nach einem intakten Kind unterstellte, entschloß er sich, seine Geliebte zu überraschen. Er wollte ihr die Angst vor einem widernatürlichen Kind nehmen und nahm sich vor, seinen Samen auf die Qualität hin untersuchen zu lassen. Am einfachsten erschien es ihm, ein solches Papier bei der Samenbank zu bekommen. Zwar störte es ihn ein wenig, durch seine Spende wahrscheinlich unwissender Vater zu werden, doch er brauchte zu Inges Beruhigung unbedingt einen Spenderpaß. So meldete er sich am nächsten Morgen bei seinem Arbeitgeber krank und marschierte voller Optimismus zur Samenbank. Dort wurde er allerdings in seinen Integrationsbemühungen aufgehalten.

Die Frau in der Anmeldung sprach ihm anfangs für seine Mitmenschlichkeit ihren Dank aus, aber vor dem Gang in die Kabine verlangte sie von Felix eine Natürlichkeitsbescheinigung. Schon wieder will man dieses Papier, dachte Felix und antwortete der Frau kleinlaut: »Ich habe keine.«

»Haben Sie sie vergessen?« fragte die Frau.

»Ja.«

»Dann müssen Sie leider später noch einmal vorbeikommen.«

»Ich habe sie nicht vergessen«, sagte Felix darauf.

»Aber Sie besitzen doch eine?«

»Nein.«

»Dann sind Sie ein alternat ...«

»Ja, aber was spielt das für eine Rolle?«

»Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, Ihre Hilfsabsicht in Ehren, ... wir müssen leider auf eine Spende von Ihnen verzichten.«

»Kapiert ich nicht.«

»Wissen Sie nicht, daß alle Samenbanken mit Ökogarantie arbeiten müssen?« fragte die Frau.

»Ich... Ja... Na und?«

»Wir sind vom Gesetzgeber verpflichtet, die von uns zu betreuenden Frauen nur mit naturreinem Material zu beliefern. Eine Vorschrift, der wir im übrigen sehr gern nachkommen.«

»Soll das etwa heißen, daß mein Samen nichts taugt?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Nur gedacht.«

»Beruhigen Sie sich, ich verstehe Sie ja.«

»Sie glauben wohl auch an Mutationen.«

»Nein, aber immerhin ist dies in den letzten Jahren schon vorgekommen.«

»Wie oft denn?« fragte Felix.

»Ich weiß von mindestens zwei Fällen«, antwortete die Frau.

»Das ist doch nichts.«

»Sicher, aber bedenken Sie bitte, daß die Schwangerschaft das größte Ereignis im Leben einer Frau ist, und wir wollen alles ausschließen, was zu einer möglichen Verunsicherung führen könnte.«

»Das versteh ich nicht... Gut, aber kann ich mir wenigstens bei Ihnen meinen Samen untersuchen lassen?« fragte Felix nun.

»Was sollte das für einen Sinn haben, wenn wir Ihren Samen doch nicht nehmen können?«

»Ich will nur eine Bescheinigung, daß ich in Ordnung bin. Lassen Sie sich doch nicht so lange bitten.«

»Wofür benötigen Sie sie denn?« fragte die Frau.

»Für meine Freundin.«

»Ach so, entschuldigen Sie bitte.«

»Ist ja gut, geht es denn?«

»Nein, tut mir leid, das ist gegen die Vorschriften.«

»Und da ist keine Ausnahme möglich?« fragte Felix.

»Wenn es nach mir ginge ...«, sagte die Frau. »Es geht aber nicht nach mir, doch ich habe keine Zeit mehr, mich zu unterhalten, bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Ich wünsche Ihnen alles Gute.«

Nach diesem wohlthätigen Rausschmiß schlich Felix wie ein geprügelter Hund davon. Doch plötzlich fiel ihm der freundliche Arzt ein, den er damals, als das Märchen von der Alternativseuche grassierte, notgedrungen aufsuchen mußte. Dieser würde ihm, davon war er überzeugt, bestimmt weiterhelfen. Womit er recht behalten sollte.

Einfühlsamklärte ihn dieser auf, daß zu dem Zeitpunkt seiner Zeugung – er gehörte schließlich zu der ersten Generation seiner Art – die ersten Alternativmenschen zum Schutze des deutschen Erbgutes unfruchtbar ausgeliefert wurden.

Mit nassen Augen flüchtete Felix nach dieser Nachricht aus der Praxis in die nächstgelegene Kneipe. Ein paar Gläser Korn überzeugten ihn, daß er seiner Inge nie wieder in die Augen sehen wollte.

Als er sich zu Hause torkelnd und heulend auf sein Bett schmiß, klingelte das Telefon. Automatisch griff er nach dem Hörer. Plötzlich fiel ihm ein: Das kann nur Inge sein. Wahrscheinlich wollte sie sich nach seinem Gesundheitszustand erkundigen. Es schmerzte Felix, doch sein Verstand war trotz seines Blutalkohols diesmal so dominierend, daß er wußte: Du darfst nicht rangehen. Nachdem er das quälende Läuten überstanden hatte und wieder Ruhe in seine Bude eingekehrt war, atmete Felix erschöpft durch. Nach wenigen Minuten läutete es erneut. Noch einmal gelang es Felix, Haltung zu bewahren. Aus Angst, bei der nächsten Versuchung schwach zu werden, packte er eilig seine zwei Taschen, schrieb auf einen Zettel die kurze Mitteilung: »Hiermit kündige ich mein Zimmer mit sofortiger Wirkung«, und verließ fluchtartig das Wohnheim.

Am Hauptbahnhof Regensburg angelangt, wußte Felix weder ein noch aus. Vieles erschien ihm jetzt viel schlimmer als sein Weggang von seinem Vater. Damals hatte er wenigstens Illusionen und integrationsträchtige Perspektiven. Doch diesmal? In diesem Moment, in dem er nicht mehr wußte, wie sein Leben weitergehen sollte, fiel ihm seine Andersartigkeit ein. Er ging an den Fahrkartenschalter und kaufte sich eine Fahrkarte nach Bremen, wobei er sich etwas korrupt fühlte. Das ganze letzte Jahr über wollte er nichts von der Retortenoffensive wissen. Nur jetzt, da es ihm mies ging, spielte er mit dem Gedanken, mit der Retortenoffensive Kontakt aufzunehmen. Wieso, dachte Felix, muß es mir erst beschissen gehen, um das sein zu wollen, was ich bin?

Als er am nächsten Tag in Bremen ankam, ging er zunächst in die Bahnhofsgaststätte und fing an, seine Flucht aus Regensburg zu bereuen. Doch er wußte, es gab kein Zurück mehr. Daher verspürte er einen plötzlichen Drang, einen endgültigen Schlußstrich zu ziehen. Sich den Selbstbewußten vorspielend, ging er eilig zur Telefonzelle, rief bei seinem Personalchef an und teilte diesem mit: »Ich werde niemals mehr bei Ihnen arbeiten, Sie sehen mich nie wieder«, und legte auf, ohne eine Antwort abzuwarten.

Er wollte nicht mehr so wie bisher leben. Wie der Neuanfang aussehen sollte, davon hatte er keine Vorstellung. Nur Anpassen, das wollte er in Zukunft vermeiden, selbst wenn es ihm schwer fiel. Er mußte Kontakt mit

der Retortenoffensive aufnehmen. Am besten, dachte Felix, sage ich gleich die Wahrheit. Sicher werden einige von denen so etwas Ähnliches wie ich schon selbst erlebt oder wenigstens gehört haben.

Felix gab sich einen Ruck, ging zur Telefonzelle und suchte unter der Rubrik Selbsthilfegruppen die Nummer der Retortenoffensive.

»Ja, bitte«, meldete sich die Frau auf dem Bildschirm, worauf Felix verunsichert antwortete: »Hier ist ... Ich heiÙe Felix Fischer, ich wollte fragen, wann Sie ... Ihr Sprechstunde habt?«

Routiniert antwortete die Frau: »Bis achtzehn Uhr, anschließend sind wir über das Notruftelefon zu erreichen. Um was geht es denn?«

Felix wußte nichts darauf zu sagen, er fühlte sich wie ein Bettler. Unbegründeter Stolz kam in ihm hoch, gepaart mit Ängstlichkeit. Er empfand die Frau am Monitor als eine Bedrohung. Hilflos stammelte er sie an: »Warum fragen Sie mich überhaupt, was ich ... Was wollen Sie von mir?«

Belustigt entgegnete seine Gesprächspartnerin: »Wenn ich mich nicht täusche, haben Sie bei mir angerufen.«

»Ja, schon«, meinte Felix und brach, sich in seine Gereiztheit flüchtend, das Gespräch ab. »Ach, mit Ihnen ist nicht zu reden. Tschüß.«

Ich muß zu mir stehen. Ich bin Felix...

Es fällt mir schwer weiterzuschreiben. Der, über den ich hier schreibe, bin ich, Xaver Staudinger. Den Versuch, ein Buch zu schreiben, habe ich unternommen, um zu mir selbst zu finden, selbst wenn sich dies kitschig liest, aber hauptsächlich schreibe ich für mich. Fast mein ganzes Leben habe ich der Verdrängung und Anpassung gewidmet, geholfen hat es mir nichts.

An einem meiner vielen depressiven Tage wandte ich mich an den liberalen Psychologen Rüdiger Kornmann, obwohl ich nicht viel von Psychologie hielt. Ich habe es erwartet, er konnte mir nicht viel helfen, außer dem Üblichen, wie etwa: »Wenn Sie Ihr Leben ändern wollen, dann müssen Sie bei sich selbst anfangen.«

»Ja, selbst ist der Mann«, heißt eines der vielen Sprichwörter der Natürlichen. Aber, so frage ich mich, bin ich für mein Tun überhaupt verantwortlich? Was für einen Zweck sollte es haben, mich aufzubäumen? Bin ich selbständig, oder bin ich letztlich eine Fehlmanipulation? Oder sind nicht alle Alternativen eine Fehlkonstruktion der Natürlichen?

Der Psychologe war aufgeschlossen und wußte nichts auf meine Fragen zu sagen, erst recht nicht, wie ich mir selbst helfen könnte. Er wirkte auf

mich hilflos. Fast hatte ich das Gefühl, als wäre er traurig, daß es so etwas wie mich gibt. Am Schluß unseres Gesprächs gab er mir den Rat, meine Geschichte aufzuschreiben. »Vielleicht«, sagte er, »finden Sie über das Schreiben zu sich selbst.«

Als er mir anbot, daß ich mich jederzeit bei ihm melden könnte, wenn ich die ersten Seiten meines Lebens geschrieben hätte, war ich ihm gegenüber relativ unsicher. Gab er mir den Rat, weil ihm sonst nichts einfiel, oder war er schlicht und ergreifend nur neugierig?

Ich will nichts Schlechtes über diesen Mann sagen. Im Vergleich zu anderen Natürlichen wirkte er geradezu vertrauenserweckend. Aber Sicherheit konnte er mir nicht geben. Trotzdem beherzigte ich seinen Rat, zu schreiben, obwohl bisher kein Mensch auch nur eine Seite von dem, was ich geschrieben habe, sah. Zu sehr schäme ich mich, im voraus verspottet zu werden. Ich schäme mich schon vor mir selbst. So mußte ich, bevor ich über mich schreiben konnte, eine Figur erfinden, die nichts anderes ist als ich selbst. Ich merke, ich muß mich von Felix befreien. Doch bevor ich ihn in die Wüste schicke, muß ich etwas zu Felix' Entstehung und zu seinen ersten Lebensjahren sagen. Selbstverständlich konnte sich Felix an diese Zeit nicht erinnern.

Auf der Grundlage dessen, was diejenigen erzählten, die mich kauften und sich fälschlicherweise meine Eltern nannten, und der Art, wie sie mit mir umgingen, habe ich mir die Geschichte zusammengereimt. Wahrscheinlich war ich ihnen gegenüber des öfteren ungerecht, jedoch die Richtung stimmte, und Gerechtigkeit können diese beiden von mir nicht erwarten, selbst wenn sie inzwischen tot sind. Gerade das Ungerechteste ist für sie gerecht.

»Über Tote soll man nicht schlecht reden«, heißt eine weitere Weisheit der Natürlichen. Als Alternativer sollte man diese schnell vergessen. Was nicht leicht möglich ist. Immer, wenn ich an diejenigen denken muß, die mich kauften, glaube ich beinahe an das ewige Leben. Denn Böartige scheinen die Fähigkeit zu besitzen, selbst als Tote noch die anderen vom Grab heraus belästigen zu können.

Doch zurück zu meiner Selbstfindung.

Nachdem Felix sich vor einem Gespräch mit der Retortenoffensive fürchtete, bekam ich ein schlechtes Gewissen. Zwar hatte ich keine genauen Vorstellungen, doch Felix befürchtete, wieder vor sich selbst davonzulaufen. Deswegen, dachte ich mir, hätte ich nicht nach Bremen fahren müs-

sen. Zwanghaft machte ich mich auf den Weg zur Retortenoffensive. Hoffentlich war die Frau, mit der ich telefoniert hatte, nicht da. Mir war klar, daß sich Felix bei dem Telefongespräch ziemlich dumm benommen hatte.

Vor der Eingangstür stockte ich einen Moment. Dort stand in großer Schrift »Aufstand der Retorten«. Nein, zum Aufstand fühlte ich mich nicht geeignet. Dann sah ich durch das Türglas die Frau und wollte weitergehen, als sie mich durch die Lautsprecheranlage aufforderte: »Komm ruhig rein.«

Verlegen ging Felix hinein. Freundlich redete die Frau auf mich ein. »Da bist du ja, ich habe dich erwartet.«

»Wieso erwartet?« fragte Felix.

»Wegen des Telefonanrufs von vorher.«

Mir war die ganze Sache peinlich. Mit einem entschuldigenden Tonfall murmelte ich: »Tut mir leid, ich habe mich ein wenig dumm verhalten.«

»Das macht nichts«, meinte die Frau, was mich noch verlegener machte.

Felix wünschte sich mehr Selbstsicherheit. Er fragte die Frau: »Und woher wußtest du, daß ich vorbeikomme?«

»Wenn man solange wie ich im Retortenwiderstand ist, weiß man nach so einem Anruf ziemlich schnell, ob es sich um einen natürlichen Spanner handelt, der mal wissen will, wie es bei uns zugeht, oder um einen von uns, der Probleme hat, dazu zu stehen.«

Felix fühlte sich zwar ertappt, aber dennoch wandte er sich erleichtert an die Frau: »Ja, ich habe einige Schwierigkeiten, aber wie heißt du eigentlich?«

Nachdem sich die Frau als Angela vorgestellt hatte, wollte sie Felix' Namen wissen.

»Xaver Staudinger«, antwortete ich ihr.

Als sie mich nach dem Grund meines Besuchs fragte, erzählte ich ihr, daß ich mit meinen bisherigen Anpassungsversuchen gescheitert sei und nicht mehr ein und aus wisse. Ich hielt mich mit meinen Ausführungen sehr allgemein. Die meine Retortenmännlichkeit verletzende Angelegenheit mit Inge und meine Zeugungsunfähigkeit verschwieg ich.

Als ich Angela erzählte, daß ich meine Arbeit aufgegeben hatte, weil ich nach Bremen wollte, wirkte sie nachdenklich, worauf ich sie fragte: »Was hast du denn?«

Angela stellte eine Gegenfrage: »Gibt es in Regensburg keine Retortenszene?«

Als ich ihr etwas vom Club der Alternativen und vom Club der Retorten und ihrer Natürlichen Freunde erzählen wollte, winkte sie ab, nicht ohne fast vorwurfsvoll zu bemerken: »Diese Clubs willst du wohl nicht als Retortenszene bezeichnen? Sie sind für die Natürlichen da, damit sie ihre angebliche Vorurteilsfreiheit uns gegenüber zur Schau stellen können.«

Und nach einer Pause fügte sie an: »Weißt du, uns ist es lieber, wenn die Leute an den Orten, wo sie leben, etwas aufbauen. Es müssen nicht alle nach Bremen pilgern.«

Leicht gekränkt entgegnete Felix: »Das heißt, es nervt dich, daß ich hier bin.«

»Nein, Xaver«, beruhigte ihn Angela, »du bist jetzt hier.«

*(Ende des Romanfragments)*

**Kein Reservat für Behinderte.** Roosevelt fuhr zuletzt im Rollstuhl. Schäuble benutzt ebenfalls ein solches Gefährt. Den einen kennt man aus dem Geschichtsbuch, den anderen aus dem Fernsehen. Damit sind sie geädelt und vom Mitleid der Nichtbehinderten befreit. Sie wurden Opfer in höherer Mission. Menschen, die in anderer Weise zu Schaden kamen und nicht durch Prominenz geschützt sind, kommen im öffentlichen Bewußtsein nicht vor. Haben Sie jemals einen Krüppel in der TV-Werbung gesehen? Lächelte Ihnen schon einmal eine Behinderte von einem Plakat entgegen: »Ich rauche gern?«

Franz Christoph fährt Rollstuhl. Er ist ein Nobody. Und er will Politik machen. Erst war er in der CSU, in den 70er Jahren bei den Kommunisten, 1994 hat er auf der Offenen Liste der PDS für den Bundestag kandidiert. Und stets machte er die gleiche schmerzhaft Erfahrung. Die Parteien benutzten ihn als Alibi und als Gelegenheit zum Wählerbetrug: Seht her, wir sind aufgeschlossen und tolerant, auch Behinderte haben bei uns eine Chance! Als »Demonstrationskrüppel« aber war er sich stets zu schade.

Franz Christoph ist den Parteitaktikern – auch einigen in der PDS – in Wahrheit lästig: Erstens ist er kein Schmuckstück, zweitens nicht so disponibel wie Nichtbehinderte und drittens verfügt er über Intelligenz und analytische Fähigkeiten, mit denen er das allerorten dominierende Mittelmaß locker in die Tasche steckt. Führe er nicht Rollstuhl, wäre man eher bereit, seine intellektuelle Überlegenheit zu akzeptieren. So aber...

Die Beine, unterschiedlich lang, hängen funktionslos am massigen Körper. Unnützlich. Überflüssig sozusagen. Alles andere scheint ihm ebenso belanglos. Kleidung, Aussehen, Sprache. Den meisten Sätzen, die bayerisch gefärbt sind, hängt er ein lautes, abgehacktes »nääh« an. Das muß er sich später angewöhnt haben. In dem Film, den der WDR im Sommer '80 über ihn gedreht hatte, damals, als er in Holland als Behinderter um politisches Asyl nachsuchte, kam das noch nicht vor. Aber so unmäßig viel geraucht hat er schon damals. Kein Meter mit ihm auf diesem Video, wo er keine Kippe hält.



Das Wichtigste ist ihm wohl der Kopf, zumindest dessen Innenleben. Mit dem straft er all jene Lügen, die dem Spruch aus dem 19. Jahrhundert anhängen, daß nur in einem gesunden Körper auch ein gesunder Geist wohne. Der 42jährige Christoph beweist das Gegenteil.

Er stammt aus Furth i. W., einer bayerischen Kleinstadt, und erkrankte mit einem Jahr an Kinderlähmung. In dieser Gegend gilt so etwas als Gottesstrafe. Und die, die davon betroffen sind (Verwandte eingeschlossen), sind folglich die Bestraften. Das regelt den öffentlichen Verkehr miteinander. Der schwankt zwischen Ausgrenzung und Mitleid.

Nach der Phase der Überbehütung, so Franz Christoph, kam die der Funktionalisierung. Eine Kleinstadt braucht einen Exoten. Als der Bucklige Xäver verstarb, mußte der Krücken-Franz diese Rolle übernehmen. Dann folgte die Aussonderung – Besuch der Sonderschule in München. Alles angeblich nur zu seinem Besten. Hier brach zum ersten Mal der klassische Grundkonflikt auf: Ein Behinderter, der behandelt werden will wie alle anderen auch, moniert seine Sonderbehandlung. Er lehnt technische Hilfsmittel zum Teil ab, weil sie ihm als Behinderten die Möglichkeit zur Improvisation und damit das Glücksgefühl bei Erfolg nehmen. Jeder Mensch steht mitunter vor unbekanntem Situationen, in denen er Grips und Körper einsetzen muß – warum soll das ein Behinderter nicht dürfen?

Franz stellte sich auf die eigenen Krücken und verließ Bayern. Er jobbte und studierte, lebte mal in Westberlin, mal in Bremen, mal in den Niederlanden, mal in Hamburg. Seit 1991 hat er eine 80 Quadratmeter große Wohnung in Tegel für sich allein. Mitte der 70er Jahre gründete er mit anderen einen Arbeitskreis gegen die Bevormundung der Behinderten; die Krüppelbewegung in Deutschland, sagt er heute selbstkritisch, sei jedoch am Ende. Man habe kein Konzept besessen, die »Behindertenfunktionäre« wären der gleichen Anpassungsbereitschaft gefolgt, die auch andere Verantwortliche in unserer Gesellschaft so auszeichnet. Und drittens schließlich habe man die »Euthanasiedebatte«, diesen »tödlichen Zeitgeist«, verloren. Diskussionen über Begriffe, die seit der Nazizeit verpönt waren – etwa »lebenswertes und lebensunwertes Leben« –, gelten inzwischen als völlig normal. Auf der anderen Seite die allgemeine Opferdebatte. Mir scheint, sagt Christoph hintersinnig ironisch, daß inzwischen die Behinderten die einzige leidensfreie Bevölkerungsgruppe stellen.

Das Gespräch mit Franz Christoph ist interessant, aber anstrengend. Jede Antwort mündet – eher über kurz, denn über lang – in politische

Argumentationsketten. Die sind nicht apodiktisch, tragen immer einen Anflug von Selbstzweifel in sich. Sie verraten allerdings die Kategorien und Bahnen, in denen Christoph denkt und lebt. Privates oder gar Banales kommen darin kaum vor.

Christoph lebt vornehmlich vom Schreiben. Beiträge für Zeitschriften, Sachbücher, augenblicklich auch ein Roman. Der »Spiegel« flog ihn 1992 nach Barcelona, damit er über die Paralympics berichtete. Das war eine lächerliche, kritikwürdige Veranstaltung; das sei Hochleistungssport, wo gedopt werde und die Behinderten Rekorden und Medaillen nachjagten, um ihr Selbstwertgefühl und ihre Akzeptanz bei den Nichtbehinderten zu steigern. Warum gibt es keine Olympiaden für Kriegsinvaliden, fragt Christoph sarkastisch, auf dem Balkan, in Tschetschenien, Kurdistan usw. wüchsen doch dafür gute Sportler heran.

Aber weil die political correctness es verbiete, daß Nichtbehinderte Behinderte kritisieren, mußte für das Hamburger Nachrichtenmagazin der behinderte Christoph diese Aufgabe wahrnehmen. (Das ist doch die gleiche krude Haltung, meint Christoph, mit der Kritik an Juden nur Juden gestattet sei. Typen wie Broder bezichtigten bekanntlich jeden nichtjüdischen Kritiker gleich des Antisemitismus.)

Ihn widern die geheuchelte Betroffenheit in unserer Gesellschaft an. Behinderte seien Staatsbürger wie jeder andere auch, folglich müssen sie wie alle mit Kritik leben können. Angenommen und ernstgenommen zu werden setzt zwangsläufig Gleichbehandlung voraus. »Hast Du schon einmal erlebt, daß die Aktion Sorgenkind Spielzeug für eine normale Schule sammelt? Aber für eine Behindertenschule rühren sie die Trommel.« Reservate gleich welcher Art lehnt Franz Christoph ab.

Für die PDS holte er als Direktkandidat in Limburg/Hessen mehr Erststimmen als jeder anderer PDS-Kandidat im Westen. Er glaubt, daß die Partei dort durchaus eine Chance habe, wenn sie denn anders als bisher agiere.

Den Kindergarten mit den K-Gruppen solle sie schließen, die spielten nur Politik und seien dafür auch aus anderen Gründen unfähig. Außerdem müsse man nicht die Fehler der Grünen wiederholen, sondern diese analysieren und daraus Schlüsse ziehen. »Wir machen einen Dreijahresplan mit 50 Referenten, die mit intellektuellen Runden durchs Land ziehen und die Sympis einsammeln. Keine Großveranstaltung mit Gysi, zu der tausend Spanner kommen...«

Mit der Berliner PDS hat er auch seine Probleme. Daß Berlin inzwischen auch in der Gen-Forschung die deutsche Hauptstadt ist, werde von ihr nicht zur Kenntnis genommen. Oder daß man Ostpolitik mit Sozialpolitik gleichsetze und glaube, wenn man nur genügend Sozial- und Gesundheitsstadträte auf der Offenen Liste ins Abgeordnetenhaus brächte, wären beispielsweise auch die Interessen der Behinderten dort hinlänglich vertreten. Ein unversehrter Sozialstadtrat werde nie wie ein Behinderter empfinden können. Wenn also von selbstbestimmter Behindertenpolitik geredet wird, muß dies auch personelle Konsequenzen haben, will die Partei glaubwürdig bleiben. Aber: Nicht der Rollstuhl ist die ausreichende Legitimation, sondern immer der Mensch, der darin sitzt. Und seine Fähigkeiten.

*Frank Schumann*

*in: »Berliner Linke« 18/1995*

*vom 5. Mai, Seite 3*

## **Nachwort von Christian Mürner** Der Publizist, dessen Behindertsein (k)ein Programm war: Franz Christoph (1953–1996)

Sein Gesichtsausdruck, umrahmt vom lockigen Bart, wirkt locker und gespannt zugleich. Als ob er abwarte, was die potentielle Provokation einbringe, oder als ob er abwarte, was er gleich hinzufügen könnte. Die Augenbrauen ein wenig angehoben, die Stirn unter der Glatze deshalb in Falten, die Augen groß und direkt gerichtet, den Mund leicht geöffnet mit einem Schmunzeln, – dies alles wird unterstützt durch die Körperhaltung. Mindestens eine Gehhilfe stets unter dem Arm, auch an der Schreibmaschine, daneben ein Flugblatt, über das diskutiert wird, und der unumgängliche Aschenbecher. »Zu exotisch«, hätte Franz Christoph zu meinem Versuch einer Bildbeschreibung bestimmt bemerkt.

Doch Franz Christoph argumentierte nicht nur in seinen Schriften fast ausschließlich, prägnant und oft schonungslos gegen sich und auch gegen andere, mit seinem Leben. Darauf aber läßt sich die Bedeutung seines eingreifenden Denkens nicht reduzieren. Die Lebensdaten dienen der Darstellung der Person, gleichzeitig umfassen sie exemplarisch, daß es beim Behindertsein nicht allein um ein individuelles Schicksal geht (das Franz Christoph, wie er es pointierte, als Beruf wählte), sondern genauso um sozialpolitisch sich äuffernde Mechanismen der Macht, Benachteiligung und Geringschätzung.

Franz Christoph wurde am 2. Juli 1953 in Furth im Wald geboren. Mit einem Jahr erkrankte er an Kinderlähmung. Das rechte Bein blieb kürzer und gelähmt, das Becken schief, dies trug ihm dann in der Schule den Spottnamen »Schiefer Turm von Pisa« ein.

Mit vier Jahren bekam er bei einem Krankenhausaufenthalt eine Prothese aus Metall und Leder angepaßt, die vom rechten Bein bis zum Brustkorb reichte. Er konnte vor Schmerzen nicht schlafen.

Dazu schrieb er später: »Aus pflegerischer Ignoranz heraus verweigerte man mir über einen Zeitraum von sechs Wochen – obwohl medizinisch

notwendig – das abendliche Ablegen des Folterapparates. Die Folge davon war ein peiniger Hautausschlag, der schon am ganzen Körper zu eitern begann...«

Franz Christoph wurde in eine normale Grundschule eingeschult, von den Klassenkameraden mehr oder minder akzeptiert, aber die Lehrer sahen eine angemessene Förderung nur in der Sonderschule gewährleistet. Mehrere Krankenhausaufenthalte fielen in diese Zeit. Mit acht Jahren kam er in die Münchner Landesanstalt für Körperbehinderte Jugendliche. Mit vierzehn brach er aus. Er bewegte sich auf dem linken Bein mit zwei Gehhilfen vorwärts. Die Polizei brachte ihn zurück, aber er wurde vom Heim verwiesen. Franz Christoph: »Mein Vater betrachtete mein Nachhausekommen als Scheitern und schämte sich für seinen lebensuntüchtigen Sohn.« Die Mutter fand für ihn eine Lehrstelle als Industriekaufmann. Sein Vater fuhr ihn allerdings täglich zur Arbeitsstelle und erhielt in der Kleinstadt Anerkennung dafür. Als Sechzehnjähriger verweigerte er die Einwilligung in eine Rückenoperation, er sah sich als »Versuchskaninchen« für neue Operationstechniken mißbraucht. Und – sein Rückenleiden heilte ohne Eingriff.

Nach Abschluß der Ausbildung ging er zuerst nach Regensburg. Er wechselte oft den Arbeitsplatz, später arbeitete er bei der Firma MAN in Nürnberg. Ein »emotionales Bedürfnis nach politischer Artikulation«, wie er selbst sagte, erwachte. Nach anfänglichen Kontakten zur heimatlichen konservativen Partei, um in seiner Freizeit nicht zu Hause sitzen zu müssen, kam er mit der Gegenpartei in Kontakt, den K-Gruppen. Als Behinderter fiel er bei Demonstrationen auf, fühlte sich aber auch zum »Demonstrations-Krüppel« herabgewürdigt. Die Polizei wollte ihn als Informanten werben, die Genossen glaubten ihn als angeblichen Spitzel enttarnen und verprügeln zu müssen. Die Firma MAN entließ ihn, er verlor sein Zimmer. Er tauchte für fast ein Jahr in Frankreich unter.

Um 1976 arbeitete er in Berlin beim »Arbeitskreis für aktive Behindertenhilfe« mit. In der Folge kam es zur Konfrontation mit den »Behinderten-Experten«. Franz Christoph legte sich mit den Behindertenpädagogen an, er trat bei wissenschaftlichen Tagungen auf und stritt sich mit den Professoren um den »Behindertenstandpunkt«, wobei er Behinderung definierte und gleichsetzte mit der »Unterdrückung von Behinderten durch Nichtbehinderte auf Grundlage gesellschaftlicher Wertvorstellungen«. Es ging ihm um die Aufmerksamkeit gegenüber der »Eigenkompetenz der Behinderten«.

In Bremen, im Frühjahr 1979, zählte Franz Christoph zu den Mitbegründern der ersten »Krüppelgruppe«, im Juni erschien die erste »Krüppelzeitung« (»Zeitung von Krüppeln für Krüppel«). Den Begriff »Behinderte« lehnte er nun kategorisch ab, die Aneignung der diskriminierenden Bezeichnung »Krüppel« verdeutliche das Selbstvertretungsrecht und Selbstbewußtsein – später, in den 90er Jahren, sah er diese positive Umdeutung als mißglückt an, die Provokation sei zwar vereinnahmt, aber nicht für sinnvoll genommen worden. Andererseits schrieb er: »Krüppeldenken muß Vorrang vor Krüppelgruppen haben.« Dies könnte als Devise eines Einzelkämpfers gedeutet werden. Sein Überdenken von Aktionen und sein Revidieren von Positionen war auch in den eigenen Reihen der Behindertenbewegung oft umstritten und löste einige Kontroversen aus.

Ende 1979 stellte Franz Christoph einen Asylantrag in Holland. In der Schlußbemerkung seiner Begründung heißt es: »Ich habe hier relativ viel von mir persönlich niedergeschrieben, erstens aus der Notwendigkeit heraus, meinen Asylantrag an die holländischen Behörden zu begründen, und zweitens sehe ich meine eigene Lebensgeschichte zum großen Teil als exemplarisch an für die allgemeine Unterdrückung von uns Behinderten. Ich erachte es für notwendig, persönliche Unterdrückung aufzuzeigen, sie aufgrund unserer eigenen Lebensrealität und einer Logik, die sich aus dem Behindertenstandpunkt heraus ergibt, zu analysieren. Ich würde es als fatal empfinden, wenn wir Behindertenfachleuten nur unsere Biografien liefern würden, wo sie dann die Möglichkeit hätten, das ihnen Bequemste hineinzuinterpretieren.« Durch seinen Asylantrag kam Franz Christoph in die zwiespältige Verlegenheit, die Experten, die er ebenso wie die allgemeine Geringschätzung zum Unterdrückungsapparat zählte, um eine positive Stellungnahme anzufragen. Hohe Stellen im holländischen Innenministerium befaßten sich mit dem Asylantrag und lehnten ihn schließlich ab, erteilten aber eine Aufenthaltserlaubnis.

Im wörtlichen Sinn schlagartig bekannt wurde Franz Christoph einer breiten Öffentlichkeit, als er bei der Eröffnungsveranstaltung zum »Internationalen Jahr der Behinderten« am 18. Juni 1981 in Düsseldorf Bundespräsident Karl Carstens mit seiner Krücke ans Schienbein schlug. »Bild« berichtete tags darauf auf der Titelseite – deren Darstellung enthielt unfreiwillig den Widerspruch, auf den Franz Christoph aufmerksam machen wollte: »Der Widerstand der Behinderten wird nicht ernst genommen« – »Der Bundespräsident verzichtete auf eine Anzeige«.

Die Aktion kommentierte Franz Christoph in seinem ersten Buch »Krüppelschläge – Gegen die Gewalt der Menschlichkeit«. Das Buch enthält noch weitere Erlebnisberichte zur gängigen Gedankenlosigkeit, Verlogenheit und Selbsttäuschung im Umgang von Nichtbehinderten mit Behinderten. In einer Kurzrezension hieß es zudem zu Recht: »Aber Christoph geht, überraschend, ebenso mit den falschen linken Freunden ins Gericht: mit den progressiven ›Menschlichkeitsfans‹, die den Krüppel in der Umarmung erdrücken. Gerade in diesem Punkt scheinen ihm erste Reaktionen recht zu geben: In der Besprechung der ›Frankfurter Rundschau‹ wurde Autor Christoph, als sei er ein Schoßhund der Gesunden, liebevoll einfach ›Franz‹ genannt.« Ich erinnere mich an folgende Situation bei einer Tagung. Jemand stellte sich Franz Christoph mit dem Nachnamen vor. Er antwortete kurz: »Christoph«. Der Gesprächspartner wechselte zum Du über, in der Annahme den Vornamen genannt bekommen zu haben. Darauf bemerkte Franz Christoph trocken: »Das ist typisch, Behinderte werden immer gleich gedutzt und als Kinder behandelt und verniedlicht, wie ja auch in der ›Aktion Sorgenkind‹, die zudem die Spielleidenschaft Normaler in eine Wohltat umdeutet.« Franz Christophs Humor transportierte oft den Hintersinn der Verunsicherung.

In den achtziger Jahren war Franz Christoph meist unterwegs. In vielen Städten der Bundesrepublik – von Heidelberg, Frankfurt a. M., Bonn, Vechta, Bremen, Himmelpforten, Hamburg bis Berlin – wohnte er jeweils für ein paar Tage oder Wochen bei Freundinnen und Freunden und reiste dann weiter, er hatte meines Wissens keinen festen Wohnsitz.

1986 demonstrierte er in Bonn, »wie Behinderte im Widerstand gegen die Atomenergie mißbraucht und entwürdigt werden«, er nahm bestimmte Texte zum Anlaß, die im Zusammenhang des Atomreaktorunfalls von Tschernobyl unter dem Motto »Behindertsein ist schlimmer als der Strahlentod« erschienen waren. »Es gibt entsetzlicheres als den Strahlentod: Nämlich mich«. Dieser Titel, den Franz Christoph bei seiner Aktion als Schild auf der Brust trug, irritierte viele Nichtbehinderte, sie fragten, ob die »Milch« wirklich schon so verseucht sei. Franz Christoph kommentierte: »Sie wollten die Konsequenz der Verachtung nicht wahrnehmen und flüchteten sich gedanklich in das Problem der überhöhten Radioaktivität der Milch. Den nicht vorhandenen Buchstaben ›l‹ hatte das Unterbewußtsein hinzugefügt.«

Im Mai 1987 folgte eine Aktion beim Nachrichtenmagazin »Der Spiegel«, das Pappschild trug das Zitat: »Die häufigste gerade noch mit dem

Leben zu vereinbarende Mißbildung«. In der Presseerklärung stand unter anderem der Satz: »Es ist legitim, auf eventuelle Spätschäden, verursacht durch den Super-GAU aufmerksam zu machen. Auf keinen Fall kann aber akzeptiert werden, daß auch nur eine einzige Behinderungsart an den Rand des ›Lebensunwerten‹ herangeschrieben wird.«

Nicht nur durch seinen Spiegel-Artikel »(K)ein Diskurs über ›lebensunwertes Leben!« vom 5. Juni 1989 spielte Franz Christoph eine wesentliche Rolle in der Anti-»Euthanasie«-Bewegung. Die Diskussion um neue Formen der »Euthanasie« und Sterbehilfe, im Rahmen biomedizinischer Möglichkeiten und ökonomischer Ressourcen, entbrannte vor allem durch die (dann zurückgenommene) Einladung des australischen Bioethikers Peter Singer ausgerechnet durch die »Bundesvereinigung Lebenshilfe für geistig Behinderte«, dem Selbsthilfeverband von Eltern geistigbehinderter Kindern.

In seinem Buch »Tödlicher Zeitgeist – Notwehr gegen Euthanasie« kommentierte er 1990 seine Aktion gegen die Wochenzeitung »Die Zeit«. Er ketete sich am Rollstuhl an den Eingang der Redaktion und protestierte so gegen die Propagierung der Singerschen Thesen. Zu dieser Zeit war er stark abgemagert, hinterließ oftmals einen geschwächten Eindruck, so daß er selbst einen Rollstuhl bevorzugte. Über einige Monate trug er auch keinen Bart wie sonst. In seinem zweiten Buch setzte er sich aber auch allgemein mit der Abwertung des nicht gesunden menschlichen Lebens auseinander, dessen Umfeld seiner Ansicht nach bis in die Frauen-, Friedens- und Ökologiebewegung hineinreiche.

Ebenfalls 1990 publizierten wir zusammen das Buch »Der Gesundheitsfetisch«. Die Grundlage für unser Buch war, daß jeder aus seiner Perspektive schrieb, aber dann meinten wir doch die unterschiedlichen Standpunkte nicht mit den Namen entschlüsseln zu müssen. Bei einer Veranstaltung entstand auch die Idee, nach der gründlichen Einführung und Betonung der unterschiedlichen Perspektiven von Behinderten und Nichtbehinderten, die Texte – als zusätzliche Irritation – zu vertauschen. Er las meinen, ich seinen vor.

Franz Christoph hatte etwas Eulenspiegelhaftes, er war mutig, nicht dogmatisch und – schlagfertig, nicht umsonst war er Gast in mehreren Talkshows. (Edith Gerhards hat vor kurzem eine Liste von TV-Berichten und -Gesprächen von 1980 bis 1994 angefertigt.) Als der Leiter des Rowohlt-Verlags bei einer Protestaktion auf der Buchmesse 1992 eine geplante Veröffentlichung damit verteidigte, man müsse Singer schon richtig zitie-



ren, antwortete Franz Christoph: »Das kennen wir, jetzt wird noch unterstellt, Behinderte könnten nicht lesen.«

1993 gab Franz Christoph zusammen mit Horst Illiger den Sammelband »Notwehr gegen die neue Euthanasie« (im Paranus Verlag Neumünster) heraus.

Hieß ein Aufsatztitel 1990 noch »Ich werde nicht mehr mitsingern«, so schrieb Franz Christoph drei Jahre später: »Nein, wir sollten uns nicht mehr freiwillig aus der hochkochenden Euthanasie-Debatte verabschieden.« Er wollte in einer Sat.1-Sendung mit und gegen Singer auftreten. Die Sendung kam nicht zustande.

In einem anderen Artikel stellte er apodiktisch fest, daß der Widerstand gegen die »Euthanasie«-Debatte gescheitert sei, und daß man es, »obwohl es unzumutbar scheint, durch Diskussion versuchen« müsse. Die Reaktionen aus den eigenen Reihen waren heftig und ablehnend, man titelte: »Abschied vom Übervater«. Seine wiederholten Widersprüche und Kehrtwendungen wurden nachgezeichnet. Franz Christoph selbst reagierte auf diese Auseinandersetzung, die er herausforderte, brüsk, nachtragend, zurückweisend und – so mein Eindruck – er entzog sich. Hatte er sich mit diesem Vorstoß selbst ins Abseits gestellt? Die Schwierigkeit bestand darin, daß er das Mitdenken nicht erwarten oder einfordern konnte, da er es selbst sonst in der Regel verweigerte.

Nach einem längeren Aufenthalt in Hamburg, kehrte er Anfang der neunziger Jahre nach Berlin zurück, obwohl er nicht vorhatte, dort zu bleiben. Doch 1991 veränderte ein dreivierteljähriger Krankenhausaufenthalt sein Leben. Bei einer Operation eines Abszesses stellte man seine Zuckerkrankheit fest. Er war in der Folge auf regelmäßige Insulinspritzen angewiesen. Seine Lebenskraft ließ nach, er fühlte sich müde, aber nicht lebensmüde, wie er in persönlichen Aufzeichnungen betonte. Es war die eigenartige Müdigkeit, von der auch andere Zucker Kranke berichten und die nicht oder nur schwer beschrieben werden kann. Franz Christoph bezog eine Zweizimmerwohnung. Er genoß die eigene Wohnung und auch – allein zu leben.

Zur Bundestagswahl 1994 trat er auf der Offenen Liste der PDS als Spitzenkandidat in Rheinland-Pfalz an. Das Wahlkampfplakat trug die ironische Parole »Gerechtigkeit auf Rädern«, die Rollstuhlräder waren dann aber kaum zu entdecken und bestätigten wieder einmal Franz Christophs »Mißtrauen gegen die Nichtbehinderten«. Er erklärte allerdings: »Be-

hindertsein ist allein kein Programm« und bemerkte, daß er Kritik an ihm »keineswegs vorschnell als Behindertenfeindlichkeit« auslegen würde. Warum engagierte er sich für die Selbstbestimmte Behindertenpolitik der PDS? Ich weiß, die Frage könnte nach dem Klischee klingen, das diese Partei selbst pflegt, nämlich daß alle ihre Anhänger Benachteiligte im vereinigten Deutschland seien. Man war sicher überrascht über Franz Christophs Medienwirksamkeit – entsprechend wurde er in Szene gesetzt und brachte sich selbst ein. Unterstützt vom Wahlbüro der PDS gab er eine Broschüre »Gegen die Gewalt der ›Menschlichkeit‹ – Texte zur Euthanasie-Bedrohung« heraus. Trotzdem behauptete er weiterhin, daß die Bioethik »längst auch die Linke beeinflusst« habe. 1995 kandidierte er für die PDS in Berlin-Lichtenberg.

Zuletzt bereitete Franz Christoph offenbar ein satirisches Buch mit dem Titel »Mein Hund ist Epileptiker« vor. Die sarkastische Pointe dabei: Er haßte Hunde und zählte zu den schärfsten Kritiker des (un-)bewußten behindertenfeindlichen Sprachgebrauchs. Die kurz vor seinem plötzlichen Tod geplante Publikation, von der bisher keine Manuskriptseiten oder Notizen aufzufinden sind, wurde im Frühjahrsprogramm 1997 der »edition ost« Berlin unter dem Titel »Hilfe, mein Rollstuhl wackelt« angekündigt.

Zirka die letzten zehn Jahre erzählte Franz Christoph vielen Freundinnen und Freunden von einem Roman, nur wenige scheinen etwas Schriftliches zu Gesicht bekommen, geschweige denn gelesen zu haben. Doch er arbeitete und schrieb seit Mitte der achtziger Jahre – die Idee ging weiter zurück – kontinuierlich an dem umfangreichen Manuskript: dem hiermit aus dem Nachlaß vorgelegten Roman: »Ich bin (k)ein Felix.« Ein erster Arbeitstitel hieß: »Auch Retorten sind Menschen.« Die Erzählung spielt laut Geburtsdatum seines Helden im 21. Jahrhundert, aber sein Thema ist eigentlich nicht Science-fiction, sondern alltägliche Diskriminierung. Wichtige Motive sind die Lüge, die Angst, die Aggressivität, der Stolz und das Nichternstnehmen einer Person oder Sache. Die moralische Dimension des Romans ist aktuell, denkt man an die Diskussion über das Klonen oder das Klonverbot von Menschen.

Felix, der Protagonist des Romans, wird als Kind von seinen Eltern bei der Firma »Kinderglück« bestellt und gekauft. Sein Vorname bedeutet bekanntlich »der Glückliche«. Doch alles kommt anders. Felix, der künstlich hergestellte Junge, wird von den Natürlichen verspottet, gedemütigt

und bloßgestellt – zu Hause, im Heim, bei der Arbeit. Seine Geschichte, von seiner »Geburt« bis zu seiner Selbständigkeit, ist zweifellos auch symbolisch gedacht, was ihm geschieht, erleben viele Außenseiter. Mitten im Roman folgt der Satz: »Seine Perspektive hieß nun Provokation.« Felix setzt sich zur Wehr.

Es gilt Franz Christoph als Erzähler zu entdecken, seine Schlagfertigkeit in den literarischen Dialogen wiederzuerleben, an seinem Humor und seinem unumwundenen, lakonischen Stil Gefallen zu finden. Er schrieb den Roman, wie er sprach, – ich vermute in einer Art inneren Szenerie von Personen und Situationen zu seinem Selbst.

Franz Christophs eigener Lebenslauf bildet den Hintergrund für diesen Entwicklungsroman eines Retortenmenschen. Aber seine Skepsis gegenüber dem autobiografischen Schreiben gerade von Behinderten äußerte er in einer Aufzeichnung 1991: »Der bewußte Umgang mit der Biografie eines Krüppels ist gefährlich. Sehr oft wird er von Nichtbehinderten als Interpretationsgrundlage für ihre ureigensten Interessen benutzt. Etwa zur Lösung der kulturellen Standardfrage, wie denn richtig mit Behinderten umzugehen sei.«

Franz Christoph hat seine Behinderung nicht verborgen, er hat mit ihr, nein besser, mit seiner Person und allgemeinem Anspruch argumentiert. Als streitbarem Publizisten kommt ihm das Verdienst zu, polemisch und manchmal parodistisch einige Kontroversen angestoßen zu haben. Provokation zählte zu einem von Franz Christophs Lebenselixier. Nach Aktionen telefonierte er mit Gott und der Welt (entsprechend hoch war die Rechnung!), nicht nur um Reaktionen zu sammeln, sondern auch um weitere auszulösen und die Eigendynamik anzuregen.

Franz Christoph starb am 28. Dezember 1996 in Berlin, vermutlich an einem Zuckerschock oder Herzstillstand. Er wurde auf dem Friedhof Jerusalems- und Neue Kirchhof III, Mehringdamm 21, beigesetzt.

*Christian Mürner*  
*Hamburg, im Mai 1998*

**Anmerkung** Für diese Skizze einer Biografie benützte ich hauptsächlich folgende Texte und Bücher Franz Christophs:

»Unterdrückung Behinderter durch Nichtbehinderte«, in Behindertenpädagogik 4 / 1979, S. 344ff.

»Krüppelschläge – Gegen die Gewalt der Menschlichkeit«, rororo-aktuell, Rowohlt Verlag Reinbek bei Hamburg, April 1983.

»Tödlicher Zeitgeist – Notwehr gegen Euthanasie«, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1990.

»Der Gesundheits-Fetisch« (zusammen mit Christian Mürner) Asanger Verlag, Heidelberg 1990.







Franz Christoph wurde am 2. Juli 1953 in Furth am Wald geboren. Mit einem Jahr erkrankte er an Kinderlähmung. Im Frühjahr 1979 gründete er die erste »Krüppelgruppe« in Bremen, er war Publizist und Aufklärer, der sich mit Intellekt gegen falsches Mitleid, Vereinnahmung und Bevormundung durch Nichtbehinderte wehrte. Franz Christoph starb Weihnachten 1996 in Berlin.

**Felix ist ein Retortenmensch.  
Er kommt erst morgen zur Welt,  
hat aber eigentlich schon gestern  
gelebt. Der Lebenslauf von Franz  
Christoph lieferte den Stoff  
für diesen Entwicklungsroman.  
Science fiction als bitterböser  
Alltag, auch wenn der verstorbene  
Autor im Nachlass versichert:  
Alle Personen sind frei erfunden,  
Ähnlichkeiten rein zufällig.**

ISBN 3-932180-71-2



9 783932 180712